

Inhalt des Heftes:

Inhalt des I. Jahrganges.

I. Heft. Seite

Seite

II. und III. Heft.

IV. Heft.

In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam".

Druckerei „Leykam", Graz.

Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte.[1]

Von Prof. Dr. Franz v. Krones †.

„Im Anfang war die Tat“ — läßt Goethe seinen Faust sagen —; mit ihr hebt die Geschichte an, mit ihr wird sie schließen; das Tatenleben der Menschheit bildet den Inhalt der sogenannten Weltgeschichte, mögen nun diese Taten schaffend oder zerstörend, fördernd oder hemmend, geräuschvoll antreibend oder still beglückend in den Verlauf des Völkerlebens eingreifen.

Die geschichtliche Tat ist jedoch, wie jedes sinnfällige Ereignis, für uns nur die äußere Erscheinung, das Bild dessen, was sich im Raume und in der Zeit als Geschehenes, als Ergebnis von Ursache und Wirkung, vollzog und als Erlebtes oder Erfahrenes der Nachwelt überliefert wird.

Diese geläufige Formel von Ursache und Wirkung, in die sich sogleich der leidige Zweckbegriff eindrängt, verdeckt aber nur einen förmlichen Abgrund von Schwierigkeiten. Denn wir haben es da mit einer kaum oder doch schwer zu ergründenden Entwicklungsreihe von Vorgängen zu tun, hinter denen sich das birgt, was wir physische, intellektuelle, ethische oder moralische „Kräfte“ zu nennen belieben.

Jedenfalls werden wir gut tun, bei der geschichtlichen Tat das Forschen nach ihrer Wesenheit an jenes Rezept zu knüpfen, das schon der alte römische Dichter in ähnlichem Falle mit dem allbekannten Verse: „Quis, quid ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando“ kurz und bündig verabfolgt. Auch wir müssen dem „Wer, was, wo, wann und wie, mit welchen Behelfen und weshalb?“ nachspüren, wenn von geschichtlichen Taten die Rede ist.

Die Tat selbst, das „was“, Ort und Zeit, das „wo und wann“, lassen sich — unter der Voraussetzung wahrhafter Zeugnisse und genügender Mittel zum kritischen Feststellen des Sach-

[1] Fest-Vortrag, gehalten bei der Feier des 25jährigen Bestandes des akademischen Vereines deutscher Historiker in Graz am 18. Februar 1902.

verhaltes außer allen Zweifel setzen. — Anders steht es schon mit dem „wie?", mit der Frage nach den Umständen, unter welchen die Tat sich vollzog, nach den „Behelfen", die ihr zur Verfügung standen, und vor allem mit dem „weshalb?" oder „warum?", das ebensogut mit „wozu?" vertauscht werden kann. Denn da geraten wir nur zu oft in einen förmlichen Irrgarten, nicht bloß deshalb, weil uns die Überlieferung ganz im Stiche läßt oder doch nur mangelhaft unterrichtet, sondern auch darum, weil wir es mit äußeren Veranlassungen und namentlich mit inneren Willensbestimmungen zu tun bekommen, mit dem also, was wir nicht messen und wägen, oft platterdings nicht auseinanderhalten können, und mithin außer stande sind, im Chaos dieser Kräfte und ihrer Richtungen die „Resultierende" herauszuklügeln.

Es mag nun scheinen, als hätte ich bei diesen Erörterungen auf das Nächstliegende, auf das „wer?", die handelnde Persönlichkeit, schier vergessen. Dem ist jedoch nicht so. Mit dem Schwierigsten, Strittigsten wollte und mußte ich zurückhalten, und das ist die geschichtliche Persönlichkeit als „Urheber" und „Vollbringer" der geschichtlichen Tat.

Wenn wir schon im Alltagsleben Urheber und Vollbringer der Tat unterscheiden müssen, und der Kriminalist sich nur zu oft mit letzterem begnügen und jenen „laufen" lassen muß, andererseits bei einer Tat, die von einer Vielheit vollbracht erscheint, uns jederzeit der Drang anwandelt, dem maßgebenden Urheber, der leitenden Persönlichkeit nachzuspüren, zu der sich die anderen als Behelfe oder Mittel, als „Träger" der Handlung beziehungsweise Tat, in ein Abhängigkeitsverhältnis stellen, ohne daß es uns gelingt, den richtigen Sachverhalt klarzulegen, so gilt all dieses in weit größerem Umfange von der geschichtlichen Tat und der für sie verantwortlichen Persönlichkeit. Denn die Tat in der Geschichte ist etwas Vergangenes, Längstvergangenes, als solches oft irrig, wohl gar gefälscht, oder doch nur mangelhaft Überliefertes, so daß wir uns nur zu häufig neben der kümmerlichen Andeutung dessen, was geschah, mit einem Personennamen begnügen müssen, in welchem Urheber, Träger und Vollbringer der Handlung ineinanderfließen. Dieser Name vertritt für uns die ganze Tat, er deckt sie gewissermaßen der Nachwelt gegenüber in allem und jedem. Demzufolge zeigt sich das, was wir den persönlichen Gehalt des geschichtlichen Tatenlebens nennen möchten, Urheberschaft und Vollbringung, je weiter hinauf wir dem Strome der Vergangenheit nachspüren, desto mehr von äußerst zweifelhafter Geltung, während andererseits die lebendigen Mittel, deren sich die geschichtliche Persönlichkeit bedienen mußte, die Träger der Handlung, nur zu

oft ganz im Dunkel bleiben. Dies alles macht den individualisierenden Grundzug der Geschichtsschreibung begreiflich, und mit ihr zunächst haben wir uns zu beschäftigen.

Die Geschichtsschreibung hat graue Haare, sie ist so alt wie ihr Inhalt, die Geschichte; weit jünger ist ihre ziemlich spät geborene Tochter, die Geschichtswissenschaft.

So verhält es sich ja auch mit der jüngeren Schwester der Historie, der Geographie. Aus der vormaligen Erd- und Länderbeschreibung ging schließlich die Wissenschaft vom Erdkörper, seine, wenn man so sagen darf, anatomische und physiologische Betrachtung hervor. Und so wurden auch die modernen Naturwissenschaften von der beschreibenden Naturkunde weitesten Sinnes als Spätkinder zur Welt gebracht, heutzutage allerdings beneidenswert ausgestattet mit dem gewaltigen Rüstzeug abgeklärter, an Zahl und Maß gebundener Erfahrung und des sie erhärtenden und ergänzenden, aufs feinste ausgeklügelten Experimentes, andererseits im Besitze eines Untersuchungsstoffes, der stets vorhanden ist, jedem Kundigen zugänglich bleibt und geradeso Gemeingut genannt werden darf, wie alle für die Untersuchung notwendigen, stetig vervollkommneten Beobachtungsmittel.

Bei der Geschichtsschreibung als Überlieferung menschlicher Taten ist aber der Stoff ein wesentlich anderer. Die menschliche Tat in der Geschichte ist, wie bereits angedeutet, nicht nur etwas Überliefertes, an sich Abgetanes, nicht mehr Vorhandenes, mithin kein Ding, welches ich immer wieder von neuem betrachten und untersuchen kann, sondern sie ist auch ungleich komplizierter als die Naturerscheinung, das Naturprodukt, von wirkenden Kräften bedingt, die wir weder messen noch an Zahlen binden können, und sie bleibt gar oft nicht einmal als Einzeltat erkennbar, wie dies insbesondere bei der Geschichte der materiellen Kultur der Fall ist.

Vor allem ist aber die überlieferte Tat etwas individuell Aufgefaßtes und individuell Nacherzähltes; von der Geschichtsschreibung gilt zunächst der alte Wahrspruch des hellenischen Sophisten: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge". Darin ruht der Subjektivismus der Geschichtsschreibung aller Zeiten und Völker. Das überlieferte geschichtliche Ereignis ist somit ein Bild der Menschentat, zu welchem gewissermaßen der Individualismus die Farben liefert und bei welchem der Subjektivismus den Pinsel führt, mögen wir nun die mythischen, sagenhaften Anfänge geschichtlicher Aufzeichnung oder die eigentliche Geschichtsschreibung vom greifbar Menschlichen in Betracht ziehen.

Fassen wir zunächst die Geschichtsschreibung der alten Welt ins Auge. Die hieroglyphischen Denkmäler der Pharaonen, die Keilinschriften der altorientalischen Völkerreiche rühmen gleich wortkarg und doch überschwenglich die Taten der Könige; nicht anders verhält es sich bei den indischen Epen, bei den Herrscherannalen der Chinesen. Der gottverwandte Machthaber steht an der Spitze der formelhaft angedeuteten oder phantastisch ausgemalten Ereignisse. Sein Name deckt die ganze Handlung und ihren Erfolg, die Tat.

Besonders scharf zeigen sich Individualisierung und Subjektivismus in der durchaus religiösen Geschichtsschreibung der alten Israeliten, des „auserwählten Volkes Jehovahs“, ausgeprägt, als dessen Werkzeuge, Günstlinge und Vollmachtträger die Patriarchen, Richter, Könige und Propheten auftreten, um in seinem Namen die Nachbarvölker als Verächter des einzig wahren Stammgottes zu bekriegen oder Abgötterei und Fremdherrschaft abzuwehren.

Aber auch die antiken Kulturvölker engeren Sinnes, Hellenen und Römer, ihre Ahnherren, die Stammherren, mit Göttern verknüpfend, betrachteten sich als die Vor- und Vollberechtigten den „Barbaren“ gegenüber, und wie stark auch der Gegensatz in Eigenart und Staatsbildung zwischen beiden Nationen ausgeprägt erscheint, dort wie hier zeigt sich die ganze Entwicklung des öffentlichen Lebens durch die Reihe von Taten einzelner Persönlichkeiten gekennzeichnet oder individualisiert.

So mußte denn auch, wie von selbst, bei dem pragmatischen und psychologischen Verständnis für Geschichte, wodurch sich Hellas und Rom vom alten Orient und dessen Geschichtsauffassung und Darstellung wesentlich unterscheidet, das biographische Moment, die Schilderung des Lebensganges und Tatenlebens bedeutender Persönlichkeiten, immer mehr zur Geltung kommen. Dabei wirkte auch ein künstlerischer Trieb mit; die Aufgabe des Biographen und die des Porträtmalers erschienen einander nahe verwandt. — Je weiter dann die Zeiten fortschritten und die Reflexion, das Moralisieren, das Lehrhafte in der gesellschaftlichen Bildung und Literatur, vorzuwiegen begann, kam es zu jener Gestaltung der Biographie, wie sie uns in den parallelen Lebensbeschreibungen Plutarchs als eine gewissermaßen vergleichende begegnet.

Andererseits lag es nahe, die Geschichte als Spiegel und Richtmaß für die jeweilige Gegenwart anzusehen und verwerten zu wollen. Denn wenn Gemeinnützigkeit eine tief begründete Forderung ist, die man mit jedem auf Erfahrung beruhenden und als Gewinn der Zeit vererbten Wissen verknüpft, so schien dies vor allem bei

der Geschichte nahe zu liegen. Und so nannte Cicero die Geschichte „eine Leuchte der Wahrheit“ und „eine Lehrmeisterin des Lebens“, wenngleich er selbst fühlen mochte, wie selten die Völker aus der Geschichte lernen, wie sie lieber selbst Geschichte machen wollen, geradeso, wie im gewöhnlichen Leben die heranwachsende Generation es verschmäht, ein Abklatsch der älteren zu werden, Söhne und Töchter mit dem Rechte der Individualität über die Köpfe ihrer Erzeuger, deren Erfahrungen und Lehren hinweg die eigene Lebensführung zu Gewinn oder Schaden versuchen.

Wie tief nun bis ins Schablonenhafte, bis zur anekdotenmäßigen Biographie der Herrscher die römische Geschichtsschreibung in der Kaiserzeit herabsank, zeigt sich am besten in der rein phrasenhaften Gehaltlosigkeit und Lobhudelei der Scriptores rei augustae, dieser kaiserlichen Hofschranzen und literarischen Soldknechte, welchen die angenehme Plauderei eines Suetonius doch als besseres Vorbild hätte dienen können. Wie wenig läßt sich da für eine nur beiläufige Erkenntnis des großartigen, vielgestaltigen Reichslebens, namentlich in den Provinzen, gewinnen, wenn selbst ein geistig Hochstehender, wie Tacitus, der etwas griesgrämige Sittenprediger, auch nur an der Schale, an den Geschicken und Verbrechen der Cäsaren haften bleibt.

Das Mittelalter, wenn wir schon an diesem ebenso künstlichen als unzureichenden Zeitbegriffe festhalten wollen, und zwar das christliche Mittelalter, bewegt sich zunächst, was seine Geschichtsauffassung betrifft, im Geleise jener Ideen, welche ein Augustinus so nachhaltig vertrat, und erblickt in der Weltgeschichte ein Trauerspiel, den Kampf zwischen zwei Gewalten, dem Bösen und Guten, den Krieg des weltlichen Reiches der Sünde mit dem geistlichen Staate Christi, einen Waffengang, der bis zum jüngsten Tage währt und mit dem Siege des Gottesreiches schließt. Zwei Heerlager stehen einander gegenüber, hier Feinde, dort Freunde der guten Sache, Führer auf beiden Seiten, Machthaber und Verfolger, Dulder und Verfolgte, — also auch hier ergibt sich eine tiefgehende Individualisierung der Geschichte, denn der Kampf gegen und für das Böse, Seelenheil und Verdammnis, sind im engsten Sinne des Wortes persönliche Angelegenheiten.

Die mittelalterlich-christliche Geschichtsschreibung selbst bietet zunächst als Universalchronographie dürre Geschichtstabellen der sogenannten Weltreiche und ihrer Herrscher und an diesen Grundstock knüpfen sich landschaftlich-lokale Fortsetzungen aller Art, in denen auch nur die Waffentaten wechselnder Machthaber zur Sprache kommen. Sie mündet dann gewissermaßen in die Kaiser- und Papstgeschichte aus und diese berührt sich in manchem mit

der Herrscher- und Hofgeschichte der Byzantiner und der der mohammedanischen Kulturwelt.

Der Grundzug des abendländischen Mittelalters, die schier unabsehbare Individualisierung nach Stämmen, Landschaften, Örtlichkeiten, Ständen und Berufsklassen u. s. w. müßte auch in seiner Geschichtsschreibung ihr Spiegelbild finden. Vor allem besaß sie in den Klöstern ihr fruchtbarstes Heim. Was uns ihre Jahrbücher wortkarg, naiv oder mit ausgesprochenem Parteizweck erzählen, ist vorwiegend Persönliches. Immer stehen im Vordergrunde Taten der Fürsten, Krieg und Friedensschluß zwischen Machthabern, Stifter und Wohltäter, Nachbarn und Bedränger des Gotteshauses.

Und so verhält es sich weiterhin, als die umfangreicheren Chroniken, lateinisch oder deutsch, in ungebundener oder gebundener Rede auf die Bildfläche treten. Überdies findet vom frühesten Mittelalter ab die Lebensbeschreibung in der Legende, in der Vita Sanctorum u. s. w. eine weitschichtige Pflege.

Der Humanismus, der die Spätzeit des Mittelalters mit der sogenannten Neuzeit verknüpft, bestrebt sich, schablonenmäßig oder auch eigenartig, die antike Geschichtsschreibung nachzubilden, und gleichwie der Kultus der Persönlichkeit überhaupt einen Grundzug der Renaissance bildet, so pflegten auch die Humanisten mit Vorliebe die Lebensbeschreibung bedeutender Persönlichkeiten der Vorzeit und auch der Mitwelt, wobei das Buhlen um Fürstengunst und Fürstensold die Feder lenkt und nur zu oft als feil erscheinen läßt.

Die Neuzeit, zunächst in langen Kämpfen zwischen nationalen Machtbeständen verlaufend, dann vom blutigen Widerstreite religiöser und sozialer Anschauungen und Bestrebungen erfüllt, deren Geschichte auch wieder von führenden Persönlichkeiten getragen erscheint, mußte der individualistischen Geschichtsauffassung und Darstellung eine breite Bahn erschließen. Je mehr der absolute Staat zur ruckweisen Verwirklichung gelangt und die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der ständischen Körperschaften aufsaugt, desto mehr wird alles zur „Regentengeschichte“; alles dreht sich um den Hof und das Feldlager.

Nichts veranschaulicht besser diesen Entwicklungsgang der Geschichtsschreibung als die den dreißigjährigen Krieg und seine Nachwehen begleitenden „Hof- und Staatsschematismen“ und „Geschichtskalender“, andererseits die steigende Flut vielbändiger Werke, welche uns das „Welttheater“, die „Schaubühne der Weltgeschichte“, ausschließlich in „Haupt- und Staatsaktionen“

vorführen. Überall und immer nur ist von den Machthabern, den Fürsten, ihren Vertrauensmännern im Kabinette und im Kriegsgezelte die Rede. Der Herrscher deckt sich, wie einst im kaiserlichen Rom und im byzantinischen Reiche mit dem gesammten Staatsleben, so daß die Franzosen von dem Ausspruch ihres „Sonnen“-Königs, Ludwig XIV., „der Staat bin ich“ — keineswegs verblüfft werden durften. — Und wenn auch, dicht vor der französischen Revolution, ein Friedrich II., ein Josef II. sich als „Diener“ oder „Verwalter“ des Staates der Staatsidee gewissermaßen unterordneten, so trägt doch für die Mit- und Nachwelt ihre Persönlichkeit, ihr Name ein wesentliches Stück der Entwicklung Preußens und Österreichs, ähnlich so, wie nach dem Austoben der französischen Revolution ihr Erbe, Bonaparte-Napoleon, das moderne militärische Cäsarentum verkörpert.

Seit Jahrzehnten vollzog sich jedoch immer entschiedener ein gewaltiger Umschwung in der Geschichtsschreibung. Die längst vorbereitete, jetzt aber erst zur Herrschaft gelangende Quellenkritik und die Mitarbeit der sogenannten historischen Hilfswissenschaften begründeten eine Geschichtswissenschaft und gaben der Geschichtsschreibung einen vielfach neuen, jedenfalls aber vertieften Gehalt.

Allerdings bleibt auch jetzt noch in der „Universal-“ oder „Weltgeschichte“, „Staats-, Völker-, Länder- und Ortsgeschichte“, in Memoiren und selbstverständlich in der Biographie nach wie vor die Persönlichkeit das Leitmotiv und die immer reicher fließenden Quellen: Akten, Korrespondenzen, Tagebücher u. s. w. fördern wahrhaft massenhaften Behelf zu Tage, um gerade sie, die historische Persönlichkeit, zeit- und zweckgerechter zu schildern.

Dennoch hat andererseits die unabweisbare Arbeitsteilung auf dem weiten Felde geschichtlichen Forschens, eine, so zu sagen, mikroskopische Untersuchung der Kräfte des Staates und der Gesellschaft, maßgebende Tatsachen ans Licht gebracht, die bis dahin größtenteils unbekannt waren oder doch wenig beachtet blieben, denn dieses mikroskopische Forschen auf dem Wege wachsender Arbeitsteilung, die den Vertreter der sogenannten politischen oder äußeren Geschichte, die Kultur- und Rechtshistoriker, Agrarforscher, Statistiker, Geo- und Ethnographen u. s. w. immer näher zusammengesellt, führte allmählich tief und tiefer in die untersten und breitesten Schichten des Volkes, Staates und der Gesellschaft, in das Bereich unscheinbarer, aber durch Massenwirkung mächtiger Kräfte, in die „Welt des Kleinen“ ein, wenn man diesen Ausdruck anwenden darf.

Hatten doch auch die beschreibenden Naturwissenschaften ihre Forschung gerade den, vorher der Erkenntnis verschlossenen, „niederen Organismen“, wie man sie zu nennen pflegt, die Hauptarbeit der Beobachtung und Untersuchung zugewendet, um so die Zukunft der Biologie, der Wissenschaft vom organischen Leben, begründen zu helfen

Noch immer führte jedoch der Individualismus, der Kultus geschichtlicher Persönlichkeit, das Szepter. Die Errungenschaften der Quellenstudien zur Feststellung des sogenannten Zeitgeistes, der Welt- und Lebensanschauung im Wechsel der Zeiten, und die Ergründung der treibenden Kräfte der Gesellschaft, des Volkes und Staates, ihrer Leistungen auf allen Gebieten des politischen und Kulturlebens — diente augenscheinlich nur dazu, um aus diesen Forschungsergebnissen gewissermaßen ein Piedestal, den Sockel für die historischen Persönlichkeiten zusammenzuschweißen — oder — im Sinne des Malers die historische Persönlichkeit zu porträtieren und alles andere nur für den Vorder- und Hintergrund, für ein bestimmtes Kolorit, für die Farbe der Zeit zu verwerten.

Aber das, was bisher nur als Mittel zum Zwecke verwendet wurde, gewann immer mehr den Anspruch auf selbständige Geltung.

Hatte schon der Göttinger Universalhistoriker Schlözer vor weit mehr als hundert Jahren durch den hingeworfenen Satz: „Statistik ist stillstehende Geschichte, Geschichte fortlaufende Statistik“ die Historie gewissermaßen als eine Geschichte der Staatskräfte aufgefaßt wissen wollen, — so beschäftigte sich um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts der Engländer Buckle sehr eingehend mit der Geschichte der Volksnatur, mit der Analyse des Volks und Zeitgeistes, welchem die historische Persönlichkeit als Geschöpf oder Kind des Volks- oder Zeitgeistes gewissermaßen den Vortritt lassen mußte.

Noch mehr Gefahr brachte jedoch ihrer Geltung oder Rolle die allmählich erstarkte Naturlehre oder Naturgeschichte von der menschlichen Gesellschaft, die Soziologie.

Wenn bisher — man gestatte den etwas gewagten Ausdruck — die Geschichte auf den „aristokratischen Leisten“ geschlagen wurde, so sollte sie nunmehr „demokratisiert“ werden, die gesellschaftlich organisierte „Masse“ als Träger der historischen Begebenheit, der geschichtlichen Tat, zu einer führenden Rolle gelangen, dagegen die historische Persönlichkeit bloß als Vollbringer ihre Geltung finden, etwa so wie der Präsident eines

republikanischen Staates als Mandatar oder Exekutivorgan desselben.

So tobt denn in der Gegenwart der Kampf, ein wahrer Guelfen- und Ghibellinenkrieg, für und gegen das individuelle Moment in der Geschichte, für und gegen die Geltung der historischen Persönlichkeit, indem man ihr die gesellschaftlich und kulturell organisierte „Masse“ — im Sinne der Soziologen — entgegenstellt, und dieser Kampf, fruchtbar wie jedes wissenschaftliche Ringen um die Wahrheit, drängt die Geschichtsschreibung immer mehr in eine Übergangsphase.

Dieser Streit hat einige Ähnlichkeit mit dem Hader zwischen den „Biologen“ und „Mechanisten“ in der Naturwissenschaft. Gleichwie die Biologen reinsten Wassers sich immer nur an die Lebenskraft als etwas Individuelles klammern, das mit dem Zirkel nicht gemessen, nach der Formel nicht berechnet werden könne, die radikalen Mechanisten dagegen ihrerseits die Lebenskraft als bloße Annahme oder Fiktion erachten und in allen Lebensvorgängen nur Mechanisches, Meß- und Berechenbares, gelten lassen wollen, halten in der Geschichtswissenschaft und Historiographie die Individualisten das Banner der geschichtlichen Persönlichkeit als des Urhebers und Vollbringers der historischen Tat hoch, während die Soziologen als „Materialisten“ in der Geschichte nur eine Statik und Dynamik der Volks- beziehungsweise Staatskräfte erblicken zu müssen glauben.

Ich habe meinen Vortrag „die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte“ betitelt und absichtlich das Wort „Bedeutung“ vermieden. Denn auch der eingefleischte Soziologe kann die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte nicht schlechthin verneinen, gerade so wie umgekehrt auch der einseitigste Individualist für die treibenden Kräfte der Masse, ihre Wucht im Geschichtsleben, nicht blind sein kann.

Der Streit der Gegenwart dreht sich also vorzugsweise um die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte, das ist um die Stellung und Geltung, welche man ihr bisher in der Auffassung und Darstellung zuerkannte und die von ihr weiterhin beansprucht werden dürfe.

Es ist kein dankbares Geschäft, die Hand zwischen zwei kreisende Mühlsteine vorwitzig zu schieben, um ihre Güte im Mahlen zu erproben, sich inmitten streitender Parteien zu stellen mit der Miene erheuchelter Unparteilichkeit, die nie für echt genommen wird, aber man darf doch vor sein eigenes Heerlager treten und das gegnerische aufmerksam mustern. Denn diese beiden

Gegnerschaften müssen sich denn doch einmal die Hände schütteln, einen gemeinnützigen Frieden schließen. Suchen sie denn doch — wie bereits oben angedeutet — das eine und dasselbe große Ziel, die geschichtliche Wahrheit.

Wie von selbst hat sich der Einbildungskraft des Historikers und Politikers ein Bild, ein Schema aufgedrängt, in welchem der Staat beziehungsweise die politisch organisierte Nation als Pyramide erscheint. Die unterste breite Grundlage bildet das, was man die Masse des arbeitenden, materielle Lebensgüter schaffenden Volkes nennt. Dann stuft sich — aus dem Gesichtspunkte gesellschaftlicher und politischer Gattung angeordnet — Schicht um Schicht, Stand und Berufsklasse aufwärts bis zum Vertreter der Staatsgewalt, bis zur Spitze. Diese Pyramide, dieses Bild des staatlichen Organismus, ist keine zeitweilige Erfindung, sondern etwas geschichtlich, naturnotwendig Gewordnes. Keine Revolution vermochte diese Pyramide dauernd umzukehren, auf die Spitze zu stellen. Und auch der wissenschaftliche Soziologe kann und will dies nicht tun, wenn auch ein unwissenschaftlicher Sozialist bedauern möge, daß es so gekommen sei und mit den wohlfeilen, aber sehr gehaltleeren Schlagworten „Volkswille“, „Volkssouveränität“ herumzuwerfen pflegt.

Aber der Soziologe beschuldigt den Individualisten, das ist der Vertreter des persönlichen Momentes in Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung, einer folgenschweren Verblendung.

Dieser schwinge sich wie mit einem Sprunge immer nur auf die Spitze jener Pyramide und betrachte von hier aus den Weltlauf, ohne sich um den mächtigen Grundbau zu kümmern. Der Individualist überschätze vom Hause aus den Willen überhaupt und den herrschenden Willen insbesondere, die Rolle der geschichtlichen Persönlichkeit und die äußeren Geschicke der Völker und Staaten eben so sehr, als er die Masse der güterschaffenden Volksschichten, die treibenden Kräfte der Gesellschaft, mithin das innere staatliche und gesellschaftliche Leben, die Bedürfnisse der Zeiten, deren Kind doch nur auch die bedeutendste Persönlichkeit sei und bleibe, in unverantwortlicher Weise unterschätze.

Auf diesem falschen Wege gestalte er die gesamte geschichtliche Entwicklung der Völker zu einer Geschichte der Staatsgewalt und der tonangebenden Persönlichkeiten, sagen wir ungescheut, zu einer permanenten Staatsratsitzung und zu einer Wandelbahn für Aristokraten und Kapitalisten.

Andererseits verleite ein unberufener künstlerischer Gestaltungstrieb zu einer malerischen Gruppierung der sogenannten handelnden

Persönlichkeiten, wobei alles andere nur als Staffage oder grauer Hintergrund seine Verwendung finde.

Auf diese Weise sei ein gemeinschädlicher nationaler, politischer und gesellschaftlicher Subjektivismus in der Geschichtsschreibung herrschend geblieben, der die Tatsachen ähnlich verwende, wie farbenbunte Sächelchen für ein Kaleidoskop; man brauche dann nur zu schütteln, um Farbenbilder zu erzeugen und nach eigenem Geschmack auszuwählen. Das sind nun allerdings recht schwerwiegende Anklagen.

Die älteren Individualisten können wohl damit entschuldigt werden, daß sie es nicht besser zu tun vermochten, weil die Fülle soziologischer Forschungen noch nicht vorhanden war, aber die jüngeren Anhänger dieses Bekenntnisses, denen die soziologische Geschichtsbetrachtung ihre reichen Vorratskammern offen hält, dürfen kein Ignoramus vorschützen, sie müssen sich auf Gnade und Ungnade ergeben oder möglichst zu verteidigen suchen.

Zunächst halten sie es nicht für notwendig, die „alten Herren" ihrer Verbindung, die Klassiker des Individualismus, kleinlaut zu entschuldigen oder gar zu verleugnen, denn auch diesen war es längst klar, daß Kriege, Friedensschlüsse, fürstliche Heiraten und all dergleichen Staatsaktionen den Balg der Geschichte nicht ausfüllen; auch sie wußten, daß die Geschichte nicht ausschließlich von Fürsten, Feldherren und Staatsmännern gemacht, sozusagen erfunden worden sei. Auch sie verschlossen nicht hochmütig und blöde die Augen vor der Bedeutung der sogenannten ‚Masse" und der treibenden Kräfte gesellschaftlichen Lebens, auch sie hatten eine Ahnung, daß es ohne diese „Welt des Kleinen" auch keine ‚Welt des Großen" gebe und geben könne. Aber sie hatten für die Erkenntnis von der Bedeutung dieser Welt im Kleinen noch zu wenig an geklärten Nachweisen und bei ihnen überwog jedenfalls ein dramatisches Interesse für die Geschichte, überwog die begreifliche Vorliebe für die Rolleninhaber und den großen Gang des Schauspiels weitaus alle Nebenbetrachtungen. Die äußerst zusammengesetzte Maschinerie, das Statisten- und Chorpersonal, all die Vorbereitungen der „tragikomischen" Aktion, wie der Humorist das gewöhnliche Menschenleben und so auch die Weltgeschichte zu benennen stets versucht bleibt, das Leben und Treiben hinter den Kulissen u. s. w. würdigten sie höchstens nur einiger Seitenblicke. Sie waren eben bei allem Realismus der Forschung Idealisten in Auffassung und Darstellung und es wäre, offen gestanden, auch von Übel, wenn dieser Idealismus, dessen auch das reale Leben des Einzelmenschen in der Gegenwart nicht ganz entraten soll, für immer geächtet, wenn der maßvolle Kultus der

Persönlichkeit völlig verfehmt und alles Individuelle „mechanisiert“, oder aber in der Geschichte stets nur die „Hintertreppe“ ausspioniert, wenn auch der wahrhaft große Mensch immer und ewig bloß im „Schlafrock“ ausgekundschaftet, beäugelt und abkonterfeit würde. Der Soziologe hinwieder unterschätzt nicht selten die Macht der Persönlichkeit und das Gewicht der an sie geknüpften Tradition gegenüber den materiellen Bedingungen und der „Masse“ als lebendigem Träger der geschichtlichen Taten.

Die bis an die äußerste Grenze, bis zur Verarmung erzwungene Leistungsfähigkeit eines Volkes unter einem nach Krieg und Eroberung dürstenden Fürsten, die lange Dauer einer auf solcher Grundlage, Kriegsglück und Kriegsruhm, erstandenen Dynastie, deren äußerer Glanz den Abgrund inneren Staatsverfalles Menschenalter hindurch verschleiert oder übertüncht, sind hierfür nächstliegende Beispiele, bei deren Untersuchung man mit den Schlagworten „Trägheitsmoment, Macht der Gewohnheit, Passivität“ u. s. w. nicht leicht sein Auskommen findet. Andererseits vermag eine bedeutende Persönlichkeit ein ganzes Volk aus seinem Schlafe zu wecken, aus seinem Kulturverfalle aufzurichten, blühend und gebietend zu machen. Bedingungen und Kräfte müssen hierfür allerdings vorhanden sein, sie aber zu rechter Zeit zu entdecken und wirksam zu gestalten ist eben das Verdienst dieser Persönlichkeit. Die Massen müssen zur Tat gestaltet und geschoben werden, selten sind sie die bewegenden Kräfte und da auch nur scheinbar, hinter ihnen stehen immer wieder einzelne, die dafür den Ausschlag geben.

So verhält es sich dann auch mit der sogenannten „öffentlichen Meinung“; sie ist in der Regel nicht ein „Produkt der Masse“, sondern setzt sich meist aus den Ansichten tonangebender Persönlichkeiten zusammen und wird etwa wie ein Durchschnittsergebnis aus denselben in die Masse getragen. Für den Bedarf, den Mahnruf der Zeit, bleibt auch das Ohr der „Masse“ taub, nur bevorzugte Persönlichkeiten horchen auf denselben.

Die unbestreitbare Einseitigkeit des Individualismus lockert sich jedoch zusehends, auch sein Vertreter muß sich, notgedrungen, immer mehr mit der Entstehungsgeschichte historischer Taten, gewissermaßen mit der „Embryologie, Physiologie“ und „Biologie“ der Ereignisse beschäftigen, wenn es erlaubt ist, solcherlei Wortanleihen bei der Medizin und den Naturwissenschaften überhaupt zu machen. Sprechen wir doch nur zu oft und nicht unberechtigterweise vom „pathologischen“ Interesse in der Geschichte, von „gesunden“ und „kranken“ Staaten und Gesellschaftskreisen;

und bei der Analyse historischer Handlungen wird — was die Urheberschaft betrifft — neben dem Psychologen auch der leib- und seelenkundige Arzt ein willkommener Mitarbeiter sein.

Andererseits kann ja auch der Soziologe als Vertreter einer Naturgeschichte des Völker- und Staatenlebens nicht bloß von den Taten der organisierten „Masse“, von dem Kampfe heterogener Gruppen und Interessenkreise im allgemeinen sprechen, sondern auch er muß die ausschlaggebende Bedeutung der Persönlichkeit im Geschichtsleben anerkennen, wie bereits an früherer Stelle nahe gelegt wurde.

Er kann beispielsweise nicht leugnen, daß Alexander der Große die Hellenisierung des Orientes bewirkte, daß Cäsar, als er den Rubicon überschritt, das römische Staatsleben in die Bahn des Monarchismus vorwärts stieß, daß Mohammed eine halbe Welt in die Fesseln seines Glaubens und seiner Lebensanschauung schlug; er kann nicht in Abrede stellen, daß Karl der Große den fränkischen Großstaat und zugleich das abendländische Kaisertum als Welt- und Kulturmacht begründete, daß Gregor VII. die abendländische Kirche zur internationalen Monarchie großzog, daß Zar Peter I. das Russenreich in die Reihe der Großmächte Europas drängte, daß Washington in der neuen Welt ein zukunftreiches Gemeinwesen republikanischer Art dem Monarchismus der alten Welt entgegenwarf.

Es wäre gewiß eine äußerst müßige Klügelei, die Frage auszuspielen und zu erörtern, ob all dies auch ohne einen Alexander, Cäsar, Mohammed, Karl dem Großen, Gregor VII., Zar Peter I. und Washington so gekommen und geworden wäre, oder andererseits behaupten zu wollen, alle diese Männer hätten naturnotwendig so handeln müssen, weil sie eben nicht anders konnten. Sie alle waren sicherlich „Kinder ihres Volkes, ihrer Zeit“ und sie wirkten mit vorhandenen, vererbten Mitteln, mit vielerlei „Trägern“ ihrer Taten, aber sie gaben denn doch ihrer Zeit und den gegebenen Verhältnissen einen mächtigen, nachhaltigen Anstoß, einen Ruck, wie kein Zweiter von ihren Zeit- und Machtgenossen und drückten einer ganzen Epoche den Stempel ihrer Persönlichkeit auf. Sie wurden eben typische Figuren in der Geschichte.

Denn auch die sogenannten religiösen und sozialen „Krisen“, bei welchen, wie beispielsweise in der Reformation, in den Bauernkriegen, gerade die Massenbewegung zutage tritt, nicht anders in den Revolutionen Englands und Frankreichs, lassen eine ausschlaggebende Bedeutung der Führerschaft, der Urheber

solcher geschichtlicher Taten erkennen, mögen es nun einzelne Persönlichkeiten oder Verbände von Gesinnungsgenossen sein, bei denen doch immer wieder ans Überwiegen einzelner gedacht werden muß.

Bleiben wir, um ein konkretes Beispiel aus diesem Kreise weltbewegender Ereignisse heranzuziehen, bei der französischen Revolution. Von ihr als einer unvermeidlichen Abrechnung mit dem Absolutismus sprach man schon mehr als dreißig Jahre vor dem Ableben Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs" der Franzosen. Aber er erlebte sie nicht, und auch sein jämmerlicher Enkel, Ludwig XV., blieb von ihr verschont, wenngleich er das Vorgefühl eines Zusammenbruches in die leichtfertigen Worte kleiden mochte: Nach uns mag die Sündflut kommen! Auch ihm dem Wiedergenesenen jauchzte man einmal als dem „Vielgeliebten" zu. Denn die Monarchie Frankreichs zehrte noch von den Errungenschaften Richelieus, von der Gloire und von der Allerweltsgeltung französischen Wesens, die in Ludwig XIV. verkörpert erschienen.

Und als dann unter dem Schuldlosesten der Bourbonen, Ludwigs XVI., das reinigende, aber auch unheilvolle Gewitter sich ansammelt, sind es wieder Persönlichkeiten, die den einzelnen Phasen der großartigen Massenbewegung Anstoß und Richtung geben. Mirabeaus kühnes Wort im Ballhause macht den dritten Stand zum Herrn der Sachlage; Marat und Danton lassen den Schlachtruf für die breite und tiefe Schichte der Revolution ertönen, Robespierre zieht rücksichtslos die letzten Folgerungen demokratischer Alleinherrschaft und Bonaparte schließt die Selbstzersetzung der Republik ab, um als Erbe der Revolution ein militärisches Cäsarentum zu begründen.

Die Macht der Persönlichkeit mustert so im richtigen Augenblick die Kräfte der Masse.

Halten wir uns nun an den Satz, der Mensch sei ein „Herdentier", mit welchem Worte man beiläufig, allerdings mit etwas zynischem Beigeschmack, das zoon politikon des Aristoteles zu übersetzen beliebt, so müssen wir doch immer mit den „Leittieren" rechnen, um dieses allerdings nicht erhebende Bild festzuhalten. Der sogenannte „Übermensch", ein Begriff, der absolut unrichtig ist, vor dem Satze „Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd" unbedingt die Segel streichen muß, höchstens eine relative Berechtigung hat und gerade vom Soziologen aufs entschiedenste zu verdammen ist, der „Übermensch" setzt eine Masse von „Untermenschen" voraus. Jedenfalls wäre „Kraftmensch" ein richtiger Wortbegriff, denn darin steckt, je nach-

dem diese Kraft wohltätig oder schädlich wirkt, eine der maßgebendsten Tatsachen der Geschichte. In den alten Sprüchen: „das Recht ist auf der Seite des Stärkeren“, „Gewalt geht vor Recht“ ruht eine leidige, aber uralte geschichtliche Wahrheit. Der physisch und psychisch stärkere Mensch ist zur Herrschaft über den Schwächeren berufen, und ist er auch sittlich oder ethisch der Stärkere, so ist seine Herrschaft eine Wohltat. Darin wurzelt eben auch die geschichtliche Bedeutung der Persönlichkeit.

Und ebensowenig kann der Soziologe das Persönliche in der Geschichte der Kultur, der Gesellschaft, des staatlichen Verfassungs- und Verwaltungswesens aus dem Wege räumen, sonst wäre es schier unmöglich, eine organische Geschichte all dieser Errungenschaften menschlichen Fortschrittes zu begreifen und zu schreiben. Denn auch hier setzt sich alles Geschehene aus bahnbrechenden Taten zusammen. Die sogenannte „Masse“ hat allerdings ihr eigenes, auf breiter Fläche und in tiefen Schichten geräuschlos verlaufendes Leben, aber in Hinsicht seines Entwicklungsganges ist sie auch wieder der Träger dessen, was als Urheber und Vollbringer einzelne Persönlichkeiten schöpferisch bewirkten. Nur sind wir nicht immer in der Lage, so namentlich auf dem Felde der materiellen Kultur und ihrer stillen Arbeit, diese maßgebenden Persönlichkeiten auszuforschen und festzustellen.

Die Soziologie muß auch auf dem ihr nachbarlichsten Boden, dem der Volkswirtschaft, die Geltung der Persönlichkeit als etwas Selbstverständliches hinnehmen.

Fassen wir das Nächstliegende, die gesellschaftliche Arbeit, ins Auge. Jedes solche Unternehmen — wir wollen hier eine Fabriksanlage betrachten — setzt eine gestaltende und leitende Persönlichkeit voraus, den Unternehmer, über Geschäftsgeist und Kapital verfügend, der die vielteilige Arbeit für einheitlichen Zweck, den Unternehmungsgewinn, organisiert, zusammenhält und die ganze Unternehmung mit seinem Namen in der Außenwelt vertritt, ähnlich wie ein Staatsleiter oder Feldherr den Staat oder das Heer.

Der Fabriksherr arbeitet mit seinen Beamten und Werkführern, auch wieder durch Intelligenz und Geschick bevorzugten Persönlichkeiten, nicht anders, wie der Staatsleiter mit seinen Ministern, Verwaltungschefs, Beamten, oder der Feldherr mit Generalstab, Regimentsobersten, Offizierkorps. Jeder Vergleich hinkt, so auch dieser, aber die Analogie besteht. Wir haben es hier auch mit einer Individualisierung der organisierten Massenarbeit zu tun.

Denn die Individualisierung steckt der Menschheit, so zu sagen im Blut und hat verschiedene Entwicklungsphasen durchgemacht. Die Ethnologie als Völkerkunde und in ihrem Geleise die Soziologie, die Gesellschaftslehre, haben, vom Bestande der sogenannten Naturvölker ausgehend, durch die bezügliche Forschung den Nachweis erbracht, daß Familie, Familienverbände oder Sippen und Horden oder Stämme die übereinandergestuften Entwicklungsbestände des Volkes seien, vertreten durch Familienhaupt, Sippenvorstand und Stammhäuptling. Die Völker selbst treten uns dann wieder als große, durch Sprache, Sitte und Rechtsbrauch von anderen verschiedene, individualisierte Organismen vor Augen, in deren Reihe sich Berufsklassen oder Stände entwickeln und eine in der herrschenden beziehungsweise verwaltenden Persönlichkeit gipfelnde Staatsform das vereinigende Band darstellt. Nichts ist bezeichnender für den Drang nach Individualisierung als die Tatsache, daß man alle gesellschaftlichen Kreise oder Berufsstände typisch auffaßt und bezeichnet, vom Bauer, Bürger, Edelmann, Beamten u. s. w. spricht und den Staat, mag er nun monarchisch oder republikanisch sein, gewissermaßen als persönlichen Gewaltinhaber hinstellt, und zwar meist im Gegensatze zu den anderen auch persönlich aufgefaßten Gesellschaftskreisen, die gegen ihn ankämpfen und sich ihm nur widerwillig fügen.

Mehr denn je hat sich in der Gegenwart trotz all des Kultus eines theoretischen Kosmopolitismus, einer „Völkerverbrüderung“, von der das achtzehnte Jahrhundert träumte und gerade durch das französiche Volk, den Herold der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, aus diesem Traume äußerst unsanft aufgerüttelt wurde, der nationale Individualismus gekräftigt.

Wie sehr sich auch der Sozialismus bemüht, die organisierte Arbeitsgenossenschaft über die nationalen Gegensätze zu stellen, so haben sich doch die letzteren bisher stärker gezeigt als das sozialistische Allerweltsprogramm.

Und sollte dies auch je — etwa im Sinne des phantasiereichen Belletristen Bellami — verwirklicht werden, so trifft man dann wieder mit individualisierten Arbeitskreisen und Geschäftsführungen zusammen, innerhalb denen der Tüchtigere, Klügere, also die Stärkeren, die Vorherrschaft innehaben und wohl nicht selten auch der pfiffige Maulheld vom Fette seiner Verehrer zehren wird, wie einst in der Demokratie und Ochlokratie der Hellenen, zu Zeiten Kleons und anderer Leute gleichen Gelichters. Nie

kann es in der Menschheit zu einer gesellschaftlichen Arbeitsleistung kommen, wie etwa bei dem Aufbau eines Riffes, einer Insel, bei welchem Myriaden von Korallentierchen unbewußt des Zweckes und selbstlos in schwer berechenbaren Zeiträumen beschäftigt waren, denn sie müßte sonst eine absolute Gleichheit blind wirkender Kräfte und Bestrebungen zur Voraussetzung haben. Zeigt sich doch schon im Leben und Treiben eines Ameisenhaufens oder gar bei einer Ameisenschlacht die Geltung des einzelnen.

Wir müssen nun auf einen zweiten gewichtigen Vorwurf zu sprechen kommen, der nicht allein die Individualisten, sondern die Geschichtsschreibung aller Zeiten überhaupt betrifft, einen Vorwurf, der nicht von der Soziologie allein erhoben wird, sondern von den Vertretern der Erfahrungswissenschaften, insbesondere denen der exakten Disziplinen, geltend gemacht werden darf und den Subjektivismus historischer Darstellung zum Gegenstand hat, als ein die geschichtliche Wahrheit trübendes, schädigendes Gebrechen.

Denn darin wurzelt ja die von verschiedenen Seiten abgegebene Erklärung, es gebe gar keine Geschichtswissenschaft, sondern nur Gedächtniskunde vom Geschehenen als Geschichtsschreibung. Der Historiker arbeite nur mit überlieferten Tatsachen, die als solche jeder absoluten Wahrheit entbehren, andererseits von ihm wieder subjektiv aufgefaßt und verwertet werden, und nur absolute Wahrheit und absolut objektives Forschen bilde den Gegenstand und Inhalt der Wissenschaft.

Allerdings stünde es dann auch mit sämtlichen Erfahrungswissenschaften nicht immer am besten, da ja die Erfahrung älterer immer wieder von jüngeren nicht nur ergänzt, sondern auch berichtigt erscheint, und zwar so, daß ihr Inhalt eine wesentliche Veränderung erleidet; und wenn man ferner zur gesetzmäßigen Aneinanderreihung und Verknüpfung der Erscheinungen schreitet, nach ihren Ursachen und Bedingungen forscht, ist nicht auch hier vollauf an Spielraum für den erkenntnistheoretischen Subjektivismus vorhanden? Erscheint nicht die Jahrtausende alte Philosophie bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung zu einer Erfahrungs- und Experimentalwissenschaft als ein riesiger Baum, der in Voraussetzungen wurzelt und statt der Blätter und Blüten Dogmen und Theorien, also Subjektives trägt? Zeigt nicht auch in der Rechtswissenschaft der Subjektivismus eine breite Tummelbahn? Wir müssen da überall mit relativen Wahrheiten rechnen, denn das Bündel der absoluten ist verwünscht klein.

Soll da der Historiker, der den Vorwurf des Subjektivismus am allerwenigsten schnöde zurückweisen darf,

reuig an seine Brust klopfen, soll er sich verlegen entschuldigen? Er tut wohl besser diesem Vorwurf auf den Grund zu sehen. Wir kommen da auf Dinge zurück, die bereits einleitungsweise berührt wurden. Zunächst gilt es den Arbeitsstoff geschichtlicher Forschung. Das sind bekanntlich die Taten, also etwas längst Gewesenes, von Menschen Vollbrachtes, worüber uns wieder Menschen und — je höher wir ins Grau der Vergangenheit hinaufsteigen — desto unvollkommener berichten, da diese Gewährsmänner — und selbst die ältesten von ihnen — gar vieles erzählen, was auch sie nicht selbst erlebten, sondern als Gehörtes überliefert erhielten.

Wenn wir in der jüngsten Gegenwart ein und dasselbe Ereignis ganz abweichend erzählt und beurteilt finden, so daß jeden Augenblick die leidige Wahrheit des Spruches „Irren ist menschlich" und ebenso die unwiderlegliche Berichtigung der hellenischen Sophistenlosung „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" verbürgt erscheint — wie soll es damit in der Geschichte der Weltereignisse anders stehen?

Wenn die Gegenwart Begebenheiten erfindet oder den Tatbestand absichtlich entstellt, fälscht, darf es uns wundern, wenn die kritische Arbeit des Geschichtsforschers zunächst eine schier unabsehbare Reihe von Geschichtsfälschungen in Kauf nehmen mußte, um sie als solche festzustellen und auszumerzen?

Diese Arbeit ist unmittelbar erfolgreich, ähnlich der des Chirurgen, welcher den Fremdkörper mit dem Messer aus dem Organismus beseitigt; schwieriger verhält es sich bei der ungleich verwickelteren Aufgabe, bei Richtigstellung einer unabsichtlich entstellten, also irrtümlich überlieferten Tatsache, beiläufig so, um im Geleise des Vergleiches zu bleiben, wie wenn der Therapeut einer innern Erkrankung auf die Spur kommen soll.

Kritisches Vergleichen verschiedener Berichte über eine und dieselbe Tatsache, wobei die Wahrhaftigkeit der Berichterstatter und andererseits ihre äußere und innere Befähigung, Erlebtes oder Erfahrenes zu überliefern, abgewogen und erforscht werden muß, vermag allerdings eine annähernd klar gestellte Tatsache samt Nebenumständen ans Licht zu bringen, aber als solche unterliegt sie dann wieder einer subjektiven Beurteilung des Geschichtsforschers und Geschichtschreibers.

Des Subjektivismus sich voll und ganz zu entäußern — bis zur sogenannten absoluten Objektivität — vermochte und vermag kein Historiker, wenn er nicht überhaupt überzeugungs- und meinungslos werden soll.

Zieht ja doch selbst in den modernen Erfahrungswissenschaften, wie oben bereits angedeutet wurde, beim Beobachten und mehr noch beim Forschen nach Ursache und Wirkung der Subjektivismus eine breite Furche; er wird der ehrliche Vater der Hypothese und braucht sich auch nicht für diese seine Tochter zu schämen.

Wie sollte der in Bezug auf seinen Arbeitsstoff weit schlimmer gebettete Historiker, der von Nationalgefühl, religiöser oder sittlicher Überzeugung, Standesbewußtsein, Parteianschauung u. s. w. beeinflußte oder bestimmte Geschichtschreiber sich des Subjektivismus innerlichster Überzeugung entschlagen? Er muß und soll Farbe bekennen, wenn er sich nicht begnügen will, die historische Tatsache einfach und recht wie eine Kalendernotiz zu verzeichnen, oder etwa die Rolle eines „Phonographen" zu übernehmen.

Auch das physische Auge arbeitet subjektiv, es hat mit subjektiven Farben zu tun, darf man wohl das Gleiche dem geistigen Auge verargen?

Die soziologische Wissenschaft hat aber beim Bemängeln des Subjektivismus geschichtlicher Anschauung und Darstellung vornehmlich den Individualisten im Auge. Sie findet einerseits in dem übertriebenen Hochstellen der Persönlichkeit, im sogenannten Heroenkultus, im blinden oder doch leichtfertigen Zuerkennen historischer „Größe", andererseits im Lobhudeln, im sogenannten Byzantinismus, die „Grundsuppe" alles Übels, ebenso wie sie die individualistische Auffassung vom „Zeitgeiste" befehdet, und sie mag nicht selten mit ihrer Rüge im Rechte sein.

In allen Jahrhunderten hat man mit der geschichtlichen Persönlichkeit ehrliche oder geheuchelte Abgötterei getrieben, und was den Zeitgeist betrifft, so spöttelt schon ein Goethe: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, ist meistens nur der Herren Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln". Aber diese Sünden des Individualismus schwinden immer mehr, nicht bloß zufolge soziologischer Geschichtskritik, sondern auch einfach deshalb, weil der moderne Individualist an der Hand einer wachsenden Fülle neuer Tatsachen und einer sich stetig vertiefenden Untersuchung geschichtlicher Ereignisse immer befähigter wird, solche Sünden zu vermeiden; weil er besser sehen, Urheber, Träger und Vollbringer historischer Taten schärfer ins Auge fassen und dem Geiste der Zeiten vorsichtiger nachspüren lernt.

Andererseits kann sich ja auch der Soziologe des leidigen Subjektivismus nicht wohl ganz und gar entäußern. Denn er arbeitet auch als Mensch mit menschlichen Leistungen. Die

gleichen Tatsachen in der Geschichte menschlicher Entwicklung und Menschenarbeit, im Kampfe einander befehdender Interessengruppen der Gesellschaft und des Staates, werden sicherlich wesentlich anders aufgefaßt, erklärt, verknüpft und wissenschaftlich verbucht, wenn der soziologische Forscher ein Monarchist oder Republikaner ist, wenn er im Heerlager der Aristokraten, Kapitalisten, Sozialisten oder Demokraten steht, wenn er konservativ oder liberal, religiös-teleologisch oder materialistisch denkt. Auch der Soziologe wird und kann endlich Nationalbewußtsein, Standesgefühl und Parteiinteresse nicht verleugnen, er kann nicht absolut objektiv sein.

Und so wird auch der sogenannte Kollektivismus, der zwischen individualistischer und soziologischer Geschichtsauffassung gewissermaßen eine Brücke schlagen will und die Welthistorie zunächst in nationale Wirtschafts- und Kulturgeschichten aufzulösen, andererseits dem Volks- und Zeitgeiste in seinen „Reiz"-Momenten nachzuspüren bestrebt ist, nach geraumer Zeit im Doppelgeleise des Individualismus und der Soziologie wandeln müssen, ohne sich vorläufig den aufrichtigen Dank des einen und des andern Heerlagers verdienen und ohne sich selbst des Subjektivismus entschlagen zu können.

Denn ein Kompromiß zwischen zwei gegnerischen Anschauungen ist nur dann gedeihlich, wenn beide fühlen, daß im Kampfe ihre Kräfte zu erlahmen beginnen, sonst zieht die in ihrem Selbstbewußtsein stärkere Partei den entschiedenen Sieg einem faulen Frieden vor und der Vermittler erscheint — mag er noch so aufrichtig der „ehrliche Makler" sein wollen — in den Augen beider Streitteile als ein Geschäftsmann, der auf eigene Rechnung hüben und drüben die starken und die schwachen Stellungen auszukundschaften bestrebt ist. Denn beide Richtungen, die individualistische und die soziologische, haben von vorneherein die Empfindung, der Kollektivist wolle nicht eigentlich vermitteln, sondern zwischen beiden Heerlagern doch eine eigene Festung, ein „System", anlegen, wozu ihm der Individualismus die Backsteine, die Soziologie den Bindemörtel liefern möge.

Andererseits verrät gerade der Kollektivist, daß er mit der „Masse" namentlich dort, wo es sich um den „Geist der Zeiten" handelt, ohne das Individuelle nicht zurechtzukommen vermag. Denn das Gepräge der Zeiten läßt sich nur aus individuellen Erscheinungen ableiten und feststellen, geradeso wie der Literarhistoriker die Literaturepochen in den maßgebenden und bahnbrechenden Schriftstellern, in den sogenannteu „führenden Geistern" mit ihren Gefolgschaften, gegeben findet. Und selbst die Sprache, das

große, vielgestaltige Gut der Völker, diese Kulturarbeit ersten Ranges, in welcher mehr denn anderswo gemeinsame Anlage und gemeinsame Leistung zutage treten, zeigt in ihrer Geschichte die treibende Kraft und Geltung einzelner Persönlichkeiten. „Volkswille“, „Volksgeist“ und „Volksseele“ vor allem, dieser moderne, neu geschaffene Begriff, sind doch nur Abstraktionen. Sie finden sich keineswegs im Bewußtsein des „Volkes“, der organisierten Masse lebendig, etwa so wie Gemeinempfindungen oder Gemeingefühle des Menschen, und auch diese haben ihre Giltigkeitssphären vorgezeichnet durch physische Empfänglichkeit und ethische Bildung. Man greift dabei das Verwandte aus einer unendlichen Fülle von realen Erscheinungen, Bestrebungen und Kulturmerkmalen als ein Charakteristisches heraus, und auch dieses Charakteristische, gewissermaßen die Resultierende aus verschiedenen Kräften, zeigt sich wieder nur im Banne der Geltung des Persönlichen, denn es beruht auf dem Überwiegen der kräftigen, also auch führenden Individuen.

Die Zeit einer völligen Neutralisierung individualistischer und soziologischer Geschichtsauffassung, ihres Ineinanderfließens oder Aufgehens ist noch in weite Ferne gerückt. Ja, es ist ungleich zweckmäßiger, gemeinnütziger, wenn beide Richtungen vorläufig noch getrennte Wege im Forschen nach der geschichtlichen Wahrheit einschlagen und für die riesige Aufgabe, den Aufbau einer Geschichte der Menschheit, Stein um Stein unverdrossen zusammentragen und behauen, als wenn sie voreilig Halt machen und die gleiche Straße, einander nur beirrend, hemmend einschlagen wollten.

Wir bedürfen noch immer der Arbeitsteilung auf dem eigenen schier unabsehbaren Felde und müssen andererseits den wachsenden Gewinn der Forschung eines weiten Kreises von Wissenschaften einheimsen lassen, ohne sich seiner für unsere Zwecke voreilig zu bedienen, damit nicht eine verfrühte Allseitigkeit die Lücken und Schwächen unseres historischen Wissens gemeinschädlich verdecke.

Vor allem müssen wir uns aber hüten, die „Historie“ in reine „Naturgeschichte“ umsetzen zu wollen. Letztere würde wohl selbst gegen eine solche Schleppträgerschaft Einsprache erheben und — kurz und derb gesagt — dem Historiker: „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ zurufen.

Denn, wenn auch die Herrschaft der Naturgesetze über den Menschen anerkannt, der Mensch als Naturgebilde, als „Gattung“ mit so und so viel „Arten“, also anthropologisch aufgefaßt werden muß, so bleibt dann doch nach der Seite hin,

die wir als seelische oder psychische Wesenheit des Menschen zu bezeichnen pflegen, worin eben andere Kräfte, als die physikalischen und organischen es sind, in Tätigkeit und Geltung uns begegnen, eine rein naturgeschichtliche oder naturwissenschaftliche Betrachtung an sich ein Unding. Wenn überdies Anatomie nnd Physiologie wohl die Tatsachen einer Vererbung physischer Eigenart und Entartung festzustellen oder die Gehirnbahnen für Empfindung und Denken einigermaßen nachzuweisen in der Lage sind, ohne über das Warum des einen Vorganges oder über das Wie des anderen Bescheid zu wissen, auf welche Weise sollte man denn da mit einer naturwissenschaftlichen Analyse der Persönlichkeit, des denkenden und handelnden Individuums, zurechtkommen?

Der Unterschied von Leib und Seele ist gleich, wie ihre sogenannte Wechselwirkung allerdings nur ein dualistisches Dogma, und die Einheit des individuellen Lebens setzt auch die Einheit der dasselbe bedingenden organischen Kräfte voraus. Wir kennen aber nur die verschiedenen Äußerungen dieser Kräfte und mit dieser Verschiedenheit müssen wir rechnen. Erscheint nun schon die physische Persönlichkeit bei allem Gleichartigen in der Organisation der Menschen äußerlich und innerlich doch minder eigenartig, so muß diese Eigenart um so mehr bei der Person als wollendes und handelndes Individuum zur Geltung kommen. Wollen und Handeln entziehen sich aber einer naturwissenschaftlichen Begründung, Psychologie, Logik und Ethik der menschlichen Tat haben mit der Erklärung eines Naturereignisses oder Naturproduktes nichts gemein.

Allmählich vollzieht sich dank der „Soziologie“ und zufolge des eigenen Arbeitsgewinnes geschichtlicher Forschung eine wachsende Klärung individualistischer Geschichtsauffassung. Die geschichtliche Personalstatistik — man gestatte diesen Ausdruck — geht immer mehr einer bedeutsamen Neugestaltung entgegen.

Je näher wir der Gegenwart rücken, desto deutlicher werden die eigentlichen Urheber und Vollbringer geschichtlicher Tat und die Bedeutung der lebendigen Mittel oder Behelfe historischer Handlung, ihrer Träger, der Massenkräfte, tritt in ein stets helleres Licht. So gestaltet sich denn auch der frühere Kultus der Persönlichkeit, die Bewunderung ihrer Rolle im Geschichtsleben immer mehr zur verständigen, behutsamen Abschätzung ihrer eigentlichen Bedeutung. Und auch die Geltung der Persönlichkeit in ferngerückten Zeiträumen erfährt auf diesem Wege ein Nachprüfen zu Gunsten des Gewichtes der Vorbedingungen ihrer geschichtlichen Tat, der eigentlichen Ursachen so gut wie der nachweisbaren Wirkungen.

Was früher an Urheberschaft und Verantwortung nur auf ein Schulterpaar geladen wurde, wird jetzt auf mehrere verteilt und neben den „Repräsentanten" der historischen Handlung treten nun die eigentlichen „Macher" in den Vordergrund, beiläufig so wie die verantwortlichen Minister und das Parlament neben und vor den konstitutionellen Monarchen.

Wir werden künftighin beim Monarchen die Person und sein unverantwortliches Amt, sein eigenes Wollen und die Arbeit der Staatsmaschine, wofür er nur mit seinem Namen eintritt, schärfer auseinanderhalten, andererseits dort, wo er selbsttätig eingreift, den ererbten Eigenschaften, seinem Entwicklungsgange und den ihn bestimmenden Einflüssen Rechnung tragen müssen. Beim leitenden Staatsmanne wird es notwendig sein, den übernommenen Nachlaß der Vorgänger im Amte an Errungenschaften und Mißerfolgen und sein eigenes Scherflein an Wollen und Können, die Macht der Tradition, das Trägheitsmoment im Staatsleben, die Wucht der Bedürfnisse und der gesellschaftlichen Kräfte einerseits, sein schöpferisches Wirken anderseits, in möglichst klare Rechnung zu stellen und die von ihm verwendeten Persönlichkeiten und Arbeitsgenossen zur richtigen Geltung zu bringen. Aber auch die sämtlichen Führer im Interessenkampfe der gesellschaftlichen Gruppen des Staates müssen auf die Bildfläche treten, um abschätzen zu lassen, inwieweit sie von der Masse getragen werden und wie sie sich als Wortführer und Lenker der Masse tätig zeigen. Die Leistung der geschichtlichen Persönlichkeit und die bewußte oder unbewußte Mitarbeit der Masse müssen ins richtige Licht treten.

So wächst dann die Ziffer geschichtlicher Personalstatistik, sie wird sich auch auf einem Felde vergrößern, welches Jahrtausende hindurch ihr gewissermaßen entfremdet blieb, wo man nur mit Massen fruchtbringender Tatsachen und Nachwirkungen zusammentraf, ohne den Urheber und Überbringer benennen zu können, das ist in der Geschichte materieller Kultur.

Wer kennt und nennt all die Erfinder und Verbesserer der wichtigsten Geräte und Einrichtungen für Haus, Landwirtschaft, Gewerbe, Verkehr vom Altertum an bis tief in die Neuzeit? Alle solche Errungenschaften erfinderischen Wesens erscheinen nur als stilles Erbe der Zeiten, als Gemeingut und müssen doch auf schöpferische Persönlichkeiten zurückleiten. Jetzt sorgen längst schon eine riesige Spezialliteratur und die Gesetzgebung selbst für die gesicherte Verbuchung und Verewigung solcher Kulturtaten.

Auf diese Weise wird auch die Soziologie je weiter, desto erfolgreicher, dem persönlichen Gehalte der Massenbe-

wegungen nachzuforschen Gelegenheit haben; der dunkle Körper der „Masse“ muß auch für sie erhellt, individualisiert werden; auch ihr werden diesfalls die nötigen Röntgenstrahlen zur Verfügung stehen.

In dem Maße nun, in welchem alle Kulturvölker auf gleichen Wegen geschichtlicher Forschung der historischen Wahrheit zusteuern, erfährt aber auch der nationale Subjektivismus eine wesentliche Einschränkung und wissenschaftliche Klärung, gerade so, wie andererseits die Soziologie Hand in Hand mit der Volkswirtschaftslehre das Berechtigte und Unberechtigte, Naturnotwendige und Künstliche, Gesunde und Kranke im Interessenkampfe der Klassen sicherer nachzuweisen in der Lage sein wird.

Dann nähert sich aber auch immer mehr die Zeit, in welcher das unabweisliche Kompromiß zwischen historischem Individualismus und historischer Soziologie zustande kommen kann, da beide sich nicht mehr zu befehden brauchen, um die Wahrheit zu erobern, sondern um sie gemeinsam zu behaupten.

Denn wenn der geschichtliche Soziologe die Bedeutung der organisierten Masse für die geschichtliche Tat auf allen Gebieten des Lebens erforscht und in gemeingiltigen Ergebnissen klar gelegt, der Individualist hinwieder als Historiker die Geltung der Persönlichkeiten auf der ganzen Linie nachgewiesen, beziehungsweise auch auf das richtige Maß zurückgeführt haben wird, dann ist der Zeitpunkt gegeben, in welchem Individualist und Soziologe als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber gewissermaßen ineinander aufgehen und der Historiker als „Universalist“ seine Wege weiter einschlägt. Der gegenwärtige „Kollektivismus“ ist allerdings ein bedeutsamer Vorstoß in dieser Richtung, aber eben nur ein Vorstoß, keine Lösung der schwebenden Frage.

Aber noch etwas will und darf ich nicht stillschweigend bei Seite lassen.

Bereits oben war vom „dramatischen“ Interesse an weltgeschichtlichen Begebenheiten, anderseits vom künstlerischen Gestaltungsdrange der Geschichtschreibung die Rede. Wir wollen hier zunächst die Geschichtschreibung als Kunst streifen. Daß hier zunächst die führende Persönlichkeit den Gegenstand künstlerischen Gestaltens abgibt, ist begreiflich. Aber auch die sie umgebenden, sie tragenden Verhältnisse und der Kreis der Mithandelnden, desgleichen der wahre Farbenton der Zeit dürfen im richtigen historischen Bilde nicht fehlen, denn es muß vor allem treu sein. Dann entfällt aber auch der nur zu häufige Vorwurf,

daß der Geschichtschreiber als Künstler seiner Idee von der Persönlichkeit die sachliche Wahrheit opfere. Wollte man aber gar behaupten, der Geschichtschreiber dürfe nicht „Künstler“ sein und müsse „Handwerker“ bleiben, dann schlüge man dem Gestaltungsdrange aller modernen Wissenschaft überhaupt ins Gesicht. Wir wenden uns nun dem *dramatischen Interesse* an der Geschichte zu.

Man kann sich eben der Vorstellung, das Leben sei ein Schauspiel, die Erde die Bühne der Weltgeschichte, eines Dramas mit unendlich vielen Aufzügen nie und nimmer entschlagen.

Dem *Theater* wird wohl noch immer berechtigterweise als wesentlicher Zweck auch das zugemutet, was die Alten „Reinigung der Leidenschaften“, Selbsterkenntnis und Erhebung des Gemütes, nannten. Sollte denn eine verwandte Wirkung des großen *weltgeschichtlichen Dramas* dem Wahrheitsdrange der Geschichtsforschung abträglich, sollte sie des Zweckes der Geschichtschreibung unwürdig sein?

Es herrscht jetzt überhaupt eine fast abenteuerliche, abergläubische Besorgnis um den *Selbstzweck* der Wissenschaft, wenn von ihrer *Gemeinnützigkeit* die Rede ist, und doch stammt die Wissenschaft vom Menschen, ist für den Menschen da und wird nur durch ihre Anwendung auf und für das Leben erst eigentlich lebendig und wirksam. Wenn nun die *exakten* Wissenschaften, Mathematik und Astronomie, eine solche Anwendung gestatten, ohne dabei für ihre Würde und Selbstherrlichkeit zu bangen, wie sollte sich da die *Geschichte*, das uralte Hauptbuch über „Soll und Haben“ der Menschheit, einer solchen Ausnützung verschlossen halten?

Wie es mit der Geschichte als „Lehrerin“ der Menschheit steht, wissen wir; Völker und Staaten haben nie nach historischen Rezepten ihre Gegenwart zusammengebraut, aber zu allen Zeiten griff man doch immer wieder zu den Büchern der Geschichte und erbaute sich vor allem an großen, erhebenden Taten, fand darin mächtige Antriebe zu eigenem Handeln, ebenso wie man dadurch anderseits den edlen Abscheu vor dem Schlechten, Verächtlichen grauser Willkür und vernichtender Selbstsucht nährte und großzog. Eine Reihe von Persönlichkeiten lieferte so *typische Namen* für das Verehrungswürdige und für das Wissenswerte.

Schlimm wäre es mit jedem Volke bestellt, das seine Geschichte verachten, ihre wahren Lichtgestalten vergessen wollte. Da gäbe es dann auch kein Erbe der Zeiten. Denn der Mensch ist nicht nur ein „geselliges Tier“, sondern auch ein Lebewesen mit einer

„Geschichte". Jede Wissenschaft hat sich im Laufe der Zeiten aufgebaut und besitzt ihre Geschichte, den großen Ausweis über die fortwirkenden Taten der einzelnen als lebendige Glieder einer langen Entwicklung, und sie bilden den Inhalt der Welthistorie, wie sie einst hieß und kurzweg noch heute genannt werden darf, der umfassendsten Wissenschaft, die Tatenreihen der Menschheit in ihren schier unabsehbaren großen und kleinen Lebenskreisen. Die Geschichte hat — es klingt wie ein Gemeinplatz, ist aber absolut richtig — mit den ersten Menschen begonnen und wird mit den letzten schließen; ihr Strom setzt einen Anfang und ein Ende voraus, aber in diesem Strome wird die Geschichtschreibung nach wie vor die führenden und schöpferischen Persönlichkeiten inmitten der sie tragenden Verhältnisse und gesellschaftlichen Kräfte gewissermaßen als die Werkführer der gesellschaftlichen Menschenarbeit hervorheben und verewigen und mit solchen wird sie auch ihre letzten Blätter füllen.

Der gallische Hahn.

Von Franz Ilwof.

Die Frage, ob der Hahn und seit wie lange das Emblem des französischen Volkes sei, ist vor einigen Jahren neuerdings mehrfach behandelt worden, ja fast zur Streitfrage geworden. Die Regierung der dritten Republik hat nämlich vor kurzem auf die von ihr herausgegebenen Münzen den gallischen Hahn geprägt. Der „Figaro" und einige andere Journale lehnten sich gegen die Anbringung dieses Tieres auf den Münzen als Sinnbild von Staat und Volk auf; sie behaupteten, es handle sich um einen geschichtlichen Irrtum, der durch das Wortspiel gallus (Hahn) und Gallia (Frankreich) entstanden sei und es wäre geradezu lächerlich, ein dem Hühnerhof entnommenes Objekt als Symbol für so etwas Großes zu nehmen. Der bekannte Philatelist Alfred Maury trat im „Eclair" diesen Ausführungen entgegen und wies nach, daß der Hahn auf Münzen und auf Stempelpapier aus der Zeit Ludwigs XIV. schon erscheine und sich von da während der Revolution auf Assignaten, auf dem Briefpapier des ersten Konsuls, auf Denkmünzen zeige. Ludwig Philipp habe ihn auf den Fahnenschäften der Trikolore gehabt und während der zweiten Republik sei er als Symbol der Nation festgehalten worden. Erst unter Napoleon III. betrachtete man ihn als aufrührerisches Emblem, als Sinnbild der Julimonarchie, und die imperialistische Partei wollte von ihm nichts mehr wissen. Das ist aber ein geschichtlicher Irrtum, den es zu zerstören gilt, sagt Maury; er begrüßt mit Freuden, daß der Hahn auf den neuen Silber- und Kupfermünzen wieder erscheint, denn die bisherigen Goldmünzen der dritten Republik besaßen ihn schon. Maury schlägt vor, den Hahn als Hauptfigur für ein neuzuschaffendes französisches Nationalwappen zu wählen.[1]

Wenn es nun feststeht, daß der Hahn schon zur Zeit Ludwigs XIV. als Symbol Galliens angewendet wurde, so scheint eine Anekdote zu beweisen, daß er als solches schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts galt:[2] Nikolaus Psaume war im Jahre 1552 Bischof von Verdun und dafür bekannt, daß er, wenn er erst einmal das Wort hatte, sobald nicht wieder zu reden aufhörte, also das war, was man in unseren Vertretungskörpern einen Dauerredner nennt. Als er eines Tages in einer Versammlung von Kardinälen und Bischöfen im Vatikan nach seiner Gewohnheit endlos perorierte, soll der Papst, Julius III., die Bemerkung gemacht haben: Iste Gallus nimium cantat (dieser Hahn singt zuviel).

---

[1] „Allgemeine Münchner Zeitung", 1899, Nr. 97, Abendblatt.

[2] Nach dem „Journal des Debats", „Allgemeine Münchner Zeitung", 1899 Nr. 334.

Ist diese Anekdote vielleicht nicht ganz authentisch und vollkommen beweisend, so liegt mir ein anderer Beleg vor, der unwiderleglich dartut, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Hahn als die Repräsentation des französischen Staates und Volkes angesehen wurde.

In der in meinem Besitz befindlichen kleinen Bildersammlung ist ein Kupferstich enthalten, der in dieser Frage unbedingt beweiskräftig ist. Dieses sehr schön ausgeführte Bild ist ohne den weißen Rand 31 Zentimeter hoch und 24 Zentimeter breit; es trägt die Überschrift:

Apographum Emblematis in Pacificationem Caroli V. Imp. et Francisci Galliarum Regis apud Suessiones A. C. 1544 initam ex Sleidani Comment. lib. 14 sub finem.

(Abbildung des Sinnbildes auf den Friedensschluß Kaiser Karls V. mit Franz, König von Gallien [Frankreich] bei Soissons, nach Christi Geburt 1544 abgeschlossen, aus Sleidans Kommentaren, 14. Buch, gegen Ende).

Darunter auf einem ziemlich breiten Schriftenbande: Aquila Volucrum Regina affatur oppressum. Anno 1544. (Der königliche Aar spricht zu dem unterworfenen Hahn. Im Jahre 1544). Dann links:

Saepius admonui ceptis desistere, Galle,
Jam mihi sunt vires, vox nisi inepta tibi.

(Oft ermahnte ich dich, Hahn, von Angriffen abzulassen, denn ich bin stark, du hast nur eine krächzende Stimme).

Rechts: Esse soles cunctis infestus voce superba,
Erige nunc cristas, Galle superbe, tuas.

(Feindselig trittst du allen entgegen mit hochmütigem Rufe, Hahn! richte nun auf deinen stolzen Kamm).

Den weitaus größten Teil des Bildes in der Mitte nimmt der gekrönte Doppeladler ein, auf dem Brustschild das Wappen Kaiser Karls V., umgeben von der Kette und dem Ordenszeichen des goldenen Vließes. Der Adler trägt in seiner rechten Kralle einen arg zerzausten Hahn, Federn fliegen rund umher, Blutstropfen träufeln von ihm, seinem geöffneten Schnabel entfließt ein Blutstrom, in dem sich die drei heraldischen Lilien befinden. Unter dem Adler wieder ein Schriftenband:

Gallus miserimme oppressus veniam precatur dicens:
Vox periit, cristae pallent, vires mihi desunt,
Parce, precor, misero, nobilitate tua.
Hortabor cunctos Aquilam ne voce lacessunt,
Sero equidem sapui, paena luenda mihi.
Ex Biblioth. Hotomanni.

(Jammernd bittet der unterworfene Hahn um Vergebung:

Die Stimme versagt mir, mein Kamm entfärbt sich, die Kräfte gehen mir aus, ich bitte dich, schone in deinem Edelsinne mich Armen; ich werde alle ermahnen, daß sie den Adler mit ihrer Stimme nicht reizen; zu spät kam ich zur Erkenntnis, darum muß ich Strafe erleiden).

Hotomannus (François Hotman), geboren am 23. August 1524 zu Paris, trat zur reformierten Kirche über, lehrte zu Lausanne, Straßburg, Valence und Bourges teils die klassische Literatur, teils die Rechte. Nach der Pariser Bartholomäusnacht (24. August 1572) flüchtete er in die Schweiz, wo er 1579 Professor des römischen Rechtes wurde und am 12. Februar 1590 starb. Er schrieb zahlreiche Schriften: über die Reden Ciceros, über römisches Recht, ja auch gegen dasselbe und eine Satire über den vom Papst Sixtus V. gegen Heinrich IV., König von Frankreich, geschleuderten Bannstrahl.

Am unteren Rande des Bildes zeigt sich eine von Bergen umgebene, an einem Flusse gelegene, befestigte Stadt, jedenfalls, wie aus der Überschrift zu entnehmen, Soissons.

Das ganze Bild bezieht sich auf den vierten Krieg Kaiser Karls V. mit König Franz I. von Frankreich (1542—1544), in welchem der Kaiser (September 1544) bis vor die Mauern von Paris vorgedrungen war; die gut befestigte Stadt anzugreifen, wagte er jedoch nicht; er zog sich zurück, nahm sein Hauptquartier in Soissons, leitete von da aus die Friedensverhandlungen, welche zu St. Dizier begonnen wurden und zum Frieden von Crespy (14. September 1544) führten, in dem Franz I. allen Ansprüchen auf die Länder Kaiser Karls V. entsagte.[1]

Die in der Aufschrift dieses Bildes enthaltene Bemerkung „ex Sleidani Commentariis" bezieht sich auf den berühmten Geschichtsschreiber Johann Philippi, geboren 1506 oder 1508 zu Schleiden bei Köln, daher Sleidanus genannt; er trat 1537 im Interesse des Schmalkaldischen Bundes in die Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, kehrte 1542 nach Deutschland zurück und diente den protestantischen Fürsten als Botschafter, Übersetzer und Geschichtsschreiber, ließ sich 1552 zu Straßburg nieder, wo er sein klassisches Werk: „De statu Religionis et Reipublicae Carolo V. Caesare commentarii (Straßburg 1555)" verfaßte, welches bis Ende des 18. Jahrhunderts für die Hauptquelle der Reformationsgeschichte galt und auch heute noch in Ansehen steht und von Bedeutung ist. Es erschien in zahlreichen Auflagen. Sleidan starb zu Straßburg am 31. Oktober 1556. — Ob die Berufung auf Sleidan im Titel des beschriebenen Bildes sagen soll, daß dieses irgend einer Ausgabe der Kommentarien angehört oder ob diese Angabe nur darauf hinweisen soll, daß Sleidan im 14. Buche von den Friedensverhandlungen zu Soissons spricht,[2] kann ich nicht ermitteln, da mir hier in Graz von den verschiedenen Ausgaben der Commentarii nur die von 1555 Argentorati, von 1557 sine loco, von 1561 Argentorati und die Übersetzung ins Französische (Histoire de l'estat de la religion et republique sous l'empereur Charles cinquieme. Strasbourg 1558) zu Gebote stehen, welche keine Illustrationen enthalten, und mir überhaupt nicht

[1] Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gesammelte Werke IV. 223—229.

[2] Was nicht ganz richtig ist, da Sleidan erst am Schlusse des 15. Buches von dem Feldzuge Karls V. gegen Franz I., von den Verhandlungen zu Soissons und dem Frieden von Crespy spricht.

bekannt ist, ob irgend eine Ausgabe des Werkes des berühmten Historikers mit Buchschmuck erschienen ist. —

Noch Jahrzehnte weiter zurück finden wir die Erwähnung des Hahnes als Symbol des französischen Volkes und Staates; niemand geringerer als Sebastian Brant (geboren 1458, gestorben 1521), der Dichter des „Narrenschiffes", redet ihn in einem seiner Epigramme an; es lautet:[1]

O Han, du suchst anschlag unnd Lyst,
wie du kompst uff den Tytschen mist,
unnd meinst denselben auch zerscherren,
hütt dich vor strickhen unnd vor Herren,
dasz dn nit werdst darin gehangen,
als es dein Eltern auch ist gangen;
du würdst versetzen ein thürs[2] pfandt,
kompt du mit Gewalt in teutsches landt,
Man würdt die Federn dir auszrupffen,
dasz du nit wieder heimb würdtst hupffen,
unndt lassen hinter dir dein Cron,
die würdt eim andern uffgethon,
der deim Landt auch pringt fremde Gest,
Plibstu heim, es wer dir das best.

zu Ruckh.

Jch weiß nit was kan der Han,
Er kompt selten uff die Ban
Daß man etwas ausrichten soll
dannoch glückht Jhn sein Glückh wohl.

Die Zeit zu bestimmen, wann dieses Epigramm entstanden, ob in den zwei letzten Jahrzehnten des 15. oder in den ersten zwei des 16. Jahrhunderts, ist nicht möglich, ich möchte es dem letzteren Zeitraume zuweisen.

Nahezu gleichzeitig gedenkt mehrfach Ulrich von Hutten des gallischen Hahnes. Dieser deutsche Ritter und geniale Schriftsteller (geboren 1488, gestorben 1523) hielt sich 1512 Studien halber zu Pavia auf, war also Zeuge der Kriegszüge der Franzosen in Oberitalien; das Kriegsgetümmel, in das er unwillkürlich geraten, gab ihm Anlaß zu einem seiner frischesten, reizendsten Werke, zu seinem Buche „Epigramme an Kaiser Maximilian I.";[3] er tritt für

[1] Sebastian Brants „Narrenschiff". Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig 1854. S. 155.

[2] teueres.

[3] Ad Caesarem Maximilianum Epigrammatum liber unus. In Ulrichi Hutteni equitis germani opera, quae reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Boecking. Lipsiae, Teubner, 5 Bände, 2 Supplementbände, 1859—1870. Die Epigramme in Band III. 205—268, das Vorwort an den Kaiser I. 234—235. Jn diesem schreibt Hutter: „Sunt epigrammata varie. diversis locis ac temporibus in tuas scilicet victorias, aut ut quodque obiectum est, quod vel ipse vidi, quibusdam enim interfui, vel aliorum relatione gestum cognovi. (Es sind verschiedene Epigramme, auf deine Siege, erfochten an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, welche ich selbst gesehen habe, denn bei einigen war ich zugegen, andere habe ich durch Berichte kennen gelernt.)

den Kaiser ein, der mit den Venezianern und den Franzosen sich zu schlagen hat, greift in der Reihe der 151 Sinngedichte des liber unus den Hochmut des Hahnes an, der sich über den Adler dünke, aber doch einst noch berupft heimkehren werde. Auf den Bildern, mit denen dieser liber epigrammatum geschmückt ist, erscheint auch mehrfach der gallische Hahn. Eines dieser Sinngedichte (Nr. 95) möge hier Beispiels halber wiedergegeben werden[1]; es lautet:

De Gallo ex Italia fugiente.

Cur nunc fugit demissis que ambulat alis
  Gallus, tot populis qui modo terror erat?
Cur lacero tergo fugienti atque agmine parvo
  Languida funesto sanguine crista madet?
Nempe quod antetulit tranquillis turbida rebus
  Supra Aquilam pennis ausus subire suis.
Senserat illa dolos et cum jam multa tulisset,
  Rapto lacessitis unguibus arma tulit.
Quisquis habere hostem mavult quem posset amicum,
  Si ruat hic, dicas omnia digna pati.

Und in trefflicher deutscher Übersetzung von David Friedrich Strauß:[2]

Warum flieht mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder
  Jetzo der Hahn, noch jüngst der Schrecken der Vögel, umher?
Darum, weil er dem Frieden den Streit vorzog und den Kriegslärm,
  Über den Adler hinaus keck sich zu schwingen bedacht.
Doch der merkte den Trug, und nachdem schon viel er ertragen,
  Setzt er sich, endlich ergrimmt, scharf mit den Krallen zur Wehr.
Wer den, der ihm Freund sein wollte, sich lieber zum Feind macht,
  Geht's dem schlecht, so bezeugt jeder: ihm ward nur sein Recht.

Zweifeln einige Franzosen wenigstens an dem Alter des gallischen Hahns, so haben wir im vorhergehenden nachgewiesen, daß er, abgesehen von seinem Vorkommen während der zweiten Republik, unter Ludwig Philipp, zur Zeit der großen Revolution und in der Periode Ludwigs XIV., bereits schon um 1544 in Wort und Bild erscheint, daß der deutsche Dichter Sebastian Brant am Beginne des 16. Jahrhunderts ihn in einem Sinngedichte apostrophiert und daß Ulrich von Hutten ihn zum Stoffe mehrerer Epigramme genommen hat.

[1] A. a. O. III. 243–244.

[2] Ulrich von Hutten. In den Gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß. (Bonn 1877.) VII. 67. — Vers 3 und 4 des Originals läßt Strauß in seiner Übersetzung aus. Sie lauten etwa: „Warum befeuchtet der sieche Kamm mit trübem Blute den mit zerfleischtem Rücken und kleiner Heerschar Fliehenden?

Die historische Landeskommission für Steiermark.

Wir entnehmen dem VIII. Berichte, der die Zeit vom April 1901 bis Ende Februar 1903 umfaßt, folgende Mitteilungen:

Im Auftrage der Kommission wurden in den Jahren 1901 und 1902 Forschungsreisen unternommen von den Kommissionsmitgliedern J. Loserth nach Murau und v. Zwiedineck nach Steyersberg; Herr Dr. Alfred Ritter von Wretschko, k. k. o. ö. Professor an der Universität Innsbruck, hat im Auftrage der Kommission eingehende Studien über das Landeshauptmannsamt im Mittelalter im steiermärkischen Landesarchiv angestellt; Hilfsarbeiter Josef Stoiser hat drei Monate unter Leitung des leider seither verstorbenen fürstlich Schwarzenbergschen Archivars Felix Zub in Murau gearbeitet, Hilfsarbeiter Karl Hafner im gräflich Lambergischen Archiv zu Schloß Feistritz bei Ilz eine nachträgliche Erhebung durchgeführt.

Fortgesetzt wurde durch die Hilfsarbeiter Karl Hafner, Georg Widmer und Reinhold Lorenzi die Bearbeitung der Regesten und Aktenauszüge der Familien Teuffenbach-Tiefenbach-Maßweg, der Familie Pranckh und der Archivbestände des gräflich Herbersteinschen Familienarchivs zu Graz. Herr Hafner war Herrn Professor Dr. v. Wretschko für Urkundenkopien im steiermärkischen Landesarchiv zugeteilt und hat in demselben auch selbständig Ergänzungen für die Teuffenbach-Regesten erhoben.

Aus den bisher in den Veröffentlichungen niedergelegten Regesten und Aktenauszügen wurde eine Sammlung von Quellen-Hinweisen in chronologischer Ordnung angelegt, die bisher aus rund 12.000 Zetteln in 25 Kapseln besteht und von 1194 bis 1850 reicht. Diese Sammlung wird fortlaufend ergänzt werden und jedem Forscher über Wunsch in der Kanzlei der Landeskommission zur Benützung vorgelegt werden.

Dem ständigen Ausschusse gehörten die Herren Regierungsrat Dr. Franz Ilwof (bis Ende 1901), Hofrat Universitätsprofessor Dr. v. Krones-Marchland (bis zu seinem Tode), Universitätsprofessor Dr. J. Loserth, Universitätsprofessor Dr. v. Luschin-Ebengreuth, Archivsadjunkt und Privatdozent Dr. Mell (seit 1902), Universitätsprofessor Dr. Ed. Richter und der Sekretär an.

Die Vollversammluug vom 8. Jänner 1902 beschloß, entsprechend einem Antrage des ständigen Ausschusses, eine Eingabe an den Landesausschuß von Steiermark zu richten, in der die Notwendigkeit der Verlängerung der Wirksamkeit der Kommission eingehend begründet wurde. Es heißt darin:

Durch Beschluß des steiermärkischen Landtages, Nr. 122 im März 1892, wurde dem Landesausschusse zur Erforschung der steiermärkischen Geschichte, insbesondere zur Bearbeitung der Landesarchivsquellen ein Betrag von jährlich 2000 fl., erforderlichenfalls für zehn Jahre bewilligt und die erste Rate per 2000 fl. in den Voranschlag des Landesfonds pro 1893 eingestellt. Hierauf hat der Landesausschuß am 19. Mai 1892 dem „Statut der Historischen Landeskommission für Steiermark" die Genehmigung erteilt, auf Grund dessen sich diese unter dem Vorsitze des Landeshauptmannes, weiland Seiner Exzellenz des Herrn Gundacker Reichsgrafen von Wurmbrand-Stuppach, am 11. Juni d. J. konstituierte.

Im Beginne ihrer Tätigkeit stellte die Kommission ein Programm auf, demzufolge sich die Arbeiten und anschließend auch die Veröffentlichungen der Kommission nach zwei Hauptrichtungen gliedern sollten; es sollte nämlich eine zusammenhängende Geschichte der Stände und des Landtages des Herzogtums Steiermark mit Einbeziehung einer Darstellung des Verwaltungsorganismus, der Gesetzgebung und des Verordnungswesens geschaffen werden und es sollte eine Sammlung von Einzelarbeiten über jene Zweige des öffentlichen Lebens veranstaltet werden, die in der Geschichte der Stände und des Landtages nicht erschöpfend behandelt werden könnten.

Eine wesentliche Erweiterung der Aufgaben der Kommission entstand durch die lebhafte Anteilnahme des historischen Hochadels des Landes an ihrer Tätigkeit, indem eine große Anzahl von Familien, die seit 1630 (d. i. seit dem durch die Gegenreformation hervorgerufenen Besitzwechsel) im Lande seßhaft sind, ihre Archivbestände der Kommission zur Verfügung stellte und ihr auch Geldbeträge von je 1000 bis 2000 Kronen unter der Bedingung widmete, daß in ihren Veröffentlichungen auch die Familiengeschichte des steirischen Hochadels besondere Berücksichtigung finde. Schon die ersten übersichtlichen Erhebungen in den Familienarchiven führten zur Erkenntnis, daß man es hier mit sehr umfangreichen Beständen zu tun habe, die für die Kulturgeschichte des Landes ausgebeutet werden müßten, daß diese Bestände jedoch vielfach noch ungeordnet seien, ihre Ausbeutung sich daher mühevoll und langwierig gestalten müsse. Auch gewannen die Kommissionsmitglieder bald die Überzeugung, daß die Darstellung der Verwaltung nur dann auf einer wissenschaftlichen Grundlage aufgebaut werden könne, wenn die Forscher mit den weitschichtigen Quellen derselben wenigstens durch Regesten und Auszüge bekannt gemacht werden. Zu diesem Zwecke wurde schon im Sommer 1893 beschlossen, eine dritte Reihe von Publikationen unter dem Titel „Veröffentlichungen zur steiermärkischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte" herauszugeben. Zur Verringerung der Herstellungs- und Vertriebskosten wurde ein Vertrag mit dem Historischen Vereine für Steiermark abgeschlossen, demzufolge diese Vorarbeiten auch als Aufsätze in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" erscheinen, wodurch sie große Verbreitung erlangten.

Von der Abfassung einer zusammenhängenden Geschichte der Stände und des Landtages wurde vorläufig ganz abgesehen, da sich bei dem gegenwärtigen Stande der Bekanntschaft mit dem Quellenmaterial nicht einmal eine richtige Verteilung des Stoffes auf bestimmt abgegrenzte Perioden vornehmen läßt. Es wird sich empfehlen, nach der Verarbeitung des Materiales in Einzel-Untersuchungen von streng wissenschaftlichem Charakter schließlich eine Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse in gemeinverständlicher, einem größeren Leserkreise entsprechender Fassung in Aussicht zu nehmen, die Untersuchungen selbst aber — mögen sie sich auf Zustände in einem gewissen Zeitraume oder auf Einrichtungen beziehen, die sich auf mehrere Zeiträume erstrecken — nach

der Folge ihrer Abfassung zugleich mit den die Familiengeschichte betreffenden Darstellungen in den „Forschungen" zu vereinigen.

Auf dem Gebiete der archivalischen Vorarbeit sowohl als auch in Bezug auf Einzel-Untersuchungen ist in den neun Jahren, die seit der Gründung der Kommission verflossen sind, schon ganz Erhebliches geleistet worden. Die anliegenden Verzeichnisse (A) des Inhaltes von 5 Bänden „Forschungen", 16 „Veröffentlichungen" und 7 „Berichten" über die Tätigkeit der Kommission, die ebenfalls in den Anhängen selbständige Arbeiten enthalten, geben darüber Aufschluß; außerdem liegt in den von den Pfarrämtern der Diözesen Seckau und Lavant mit Liebe und Verständnis hergestellten Sammlungen der Vulgo- und Lagennamen, die von der Kommission verwahrt werden, sowie in den Tausenden von Zetteln mit Vermerken archivalischer Natur ein Schatz von Nachrichten aufgespeichert, der einer künftigen Kulturgeschichtsschreibung äußerst dienlich sein wird. Das Verzeichnis (B) der öffentlichen und Privatarchive, die von seiten der Kommission besucht wurden, gibt eine Übersicht des Inhaltes von 42 Archiven, der zur Lösung der zahlreichen Probleme herangezogen werden muß, aus denen sich die Kulturgeschichte unseres Landes zusammensetzt. Die Bestände dieser Archive sind aber nur zum geringen Teile verarbeitet, von manchen sind Regesten-Sammlungen hergestellt worden, von anderen besitzt die Kommission nur Abschriften aus Repertorien, eine Reihe von Archiven ist überhaupt von Seite der Kommission noch nicht ausreichend untersucht worden, so die Diözesanarchive von Seckau und Lavant, die Stiftsarchive von Admont, St. Lamprecht, Vorau, St. Paul; das Stadtarchiv von Wiener-Neustadt, das fürstlich Liechtensteinsche Archiv in Nikolsburg, das gräflich Goëßsche Archiv in Ebenthal, das gräflich Kottulinskysche Archiv in Neudau, das fürstlich Paarsche Archiv in Bechin (Böhmen).

Vor allem aber wird das steiermärkische Landesarchiv selbst noch eine Fülle von Arbeit erfordern, da es für jede Richtung des öffentlichen Lebens Aufschlüsse zu geben vermag und auch manche Lücke der Familiengeschichte ausfüllen muß. Die Kommission hat es für richtig gehalten, zuerst das außerhalb des Landesarchives vorhandene Quellenmaterial festzulegen und mit der Ausbeutung der Bestände des Landesarchives abzuschließen, weil ersteres nicht für alle Zeiten gesichert ist und weil seine Beschaffung einen größeren Aufwand an Zeit und Geldmitteln erforderte, für den zunächst vorgesorgt war. Das Landesarchiv wird jedem künftigen Bearbeiter der von der Kommission zu verteilenden kulturgeschichtlichen Partien jederzeit zugänglich und seine Benützbarkeit um so leichter sein, je weiter die Ordnungsarbeiten darin fortschreiten.

Dem Memorandum war eine Zusammenstellung der von der Kommission bereits herausgegebenen Schriften, ein Verzeichnis der von Mitgliedern, Mit- oder Hilfsarbeitern der Kommission besuchten und zum Teil bearbeiteten Archive (Bibliotheken) und eine Übersicht der Geldgebarung von 1893 bis 1901 beigegehen.

Der steierm. Landes-Ausschuß würdigte die ihm vorgelegten Auseinandersetzungen, erstattete über den Gegenstand einen ausführlichen Bericht an den Landtag uud stellte den Antrag, ihm zur weiteren Erforschung der steiermärkischen Geschichte durch die Historische Landes-Kommission unter Anerkennung ihrer bisherigen Tätigkeit einen Betrag von jährlich 4000 K auf weitere zehn Jahre zu bewilligen.

Der Finanz-Ausschuß des Landtages (Obmann: Se. Exzellenz Graf Adalbert Kottulinsky; Berichterstatter: Se. Exzellenz Dr. Karl Graf Stürgkh) hat dem Antrage des Landes-Ausschusses am 11. Juli 1902 zugestimmt und dabei der Tätigkeit der Kommission mit nachstehenden ehrenden Worten gedacht:

Die Historische Landes-Kommission, aus hervorragenden Fachmännern znsammengesetzt, hat innerhalb dieser Periode, nach einem bestimmten Arbeitsplane vorgehend, zunächst die Vorarbeiten für ihr eigentliches Programm, das der Hauptsache nach in einer zusammenhängenden Geschichte der Vertretung und Verwaltung des Landes Steiermark bestehen soll, mit regstem Eifer in Angriff genommen, zahlreiche öffentliche und Privatarchive der Sichtung und Durchforschung unterzogen und wertvolles Material archivalischer Art zur Veröffentlichnng gebracht.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Tätigkeit der Kommission in Fachkreisen innerhalb wie außerhalb des Landes ungeteilter Würdigung und Anerkennung begegnet.

Bei dem Umfang, welchen diese Vorarbeiten schon jetzt angenommen haben, ist es gewiß, daß mindestens eine neue zehnjährige Arbeitsperiode erforderlich ist, um die Materialien für das beabsichtigte große geschichtliche Werk in zureichendem Maße zu sammeln und zusammenzustellen.

In Erwägung, daß die Erreichung dieses Zieles nur durch die fortdauernde Subventionierung aus Landesmitteln ermöglicht ist, in weiterer Erwägung, daß sich die hier geschaffene Institution vortrefflich bewährt hat, schließt sich der Finanz-Ausschuß dem vorliegenden Antrage des Landes-Ausschusses hinsichtlich einer Zusicherung der gleichen Subvention an die Historische Landes-Kommission auf weitere zehn Jahre an.

Die Annahme des Antrages beider Ausschüsse erfolgte in der öffentlichen Sitzung des Landtages vom 16. Juli 1902.

Der Personalstand der Kommission ist gegenwärtig folgender:

Vorsitzender:

Se. Exzellenz der Landeshauptmann von Steiermark Edmund Graf Attems, k. u. k. wirklicher geheimer Rat.

Vorsitzender-Stellvertreter:

Referent für Bildungswesen im steiermärkischen Landes-Ausschusse Dr. Leopold Link.

Mitglieder:

Alfred Ritter Anthony von Siegenfeld, k. u. k. Kämmerer, Hof-Konzipist im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

Dr. Franz Ilwof, k. k. Regierungsrat und Oberrealschul-Direktor i. R.

August Jaksch von Wartenhorst, Landes-Archivar in Klagenfurt.

Dr. Alois Lang, Professor am f.-b. Diözesan-Gymnasium.

Dr. Johann Loserth, k. k. Universitäts-Professor.

Dr. Arnold Ritter von Luschin-Ebengreuth, k. k. Universitäts-Professor und Präsident des Kuratoriums des Landes-Museums „Joanneum".

Dr. Franz M. Mayer, k. k. Regierungsrat, Direktor der steierm. Landes-Oberrealschule.

Dr. Anton Mell, I. Adjunkt des steierm. Landes-Archivs und Privatdozent an der k. k. Universität.

Dr. Paul Puntschart, k. k. Universitäts-Professor.

Dr. Eduard Richter, k. k. Universitäts-Professor.

Dr. Moritz Ritter von Schreiner, Mitglied des auton. Herrenhauses, Rechtsanwalt.

Dr. Anton Weiß, k. k. Universitäts-Professor.

Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst, k. k. Universitäts-Professor und Landes-Bibliothekar i. R.

Der bisherige Sekretär Dr. v. Zwiedineck wurde in der Vollversammlung vom 14. März dem Landes-Ausschusse auch für die dritte Geschäftsperiode einstimmig für die Stelle des Sekretärs in Vorschlag gebracht und am 11. Mai vom Landes-Ausschusse neuerdings zum Sekretär der Historischen Landeskommission ernannt. In den ständigen Ausschuß als Beirat des Sekretärs wurden gewählt: Loserth, v. Luschin, Mell, Puntschart, Richter.

Die VII. Versammlung deutscher Historiker

wurde vom 14. bis zum 18. April zu Heidelberg abgehalten. Es waren keine wonnigen Frühlingstage, die von den Teilnehmern in der reizvollen Neckarstadt verlebt wurden, unter Schneestürmen zog man ein, in Wind und Regen sagte man sich zu Maulbronn das letzte Lebewohl, die Aula der gastfreundlichen Ruperto-Carola mußte mit Gas und Wasserdampf geheizt werden, um den Aufenthalt in dem so reich getäfelten Saale erträglich zu machen, die Reden des Karlsruher Rektors Dr. v. Oechelhäuser verhallten im Brausen des Windes, als er sich bei einem Rundgange durch das von einer grausamen „Restaurierung“ heimgesuchte Schloß bemühte, seiner zahlreichen Begleitung die Epochen der Baugeschichte und die Bedeutung der nun in Ruinen liegenden Türme und Galerien verständlich zu machen. Trotzdem waren die Versammlungsgenossen von dem Verlaufe der Beratungen und geselligen Zusammenkünfte sehr befriedigt und von der Überzeugung erfüllt, daß das Unternehmen der deutschen Historikertage einem tatsächlichen Bedürfnisse entspringt, daß hier im Gegensatze zu den mit so viel Pomp in Szene gesetzten „internationalen“ Versammlungen, bei denen Empfänge, Bankette, Prunkreden und Ordensausstellungen die Hauptrolle spielen, wirklich ernstlich gearbeitet wird, daß hier belehrende und klärende Erörterungen in anregender Wechselrede durchgeführt werden und vor allem eine innige persönliche Berührung von Fachgenossen hergestellt werden kann, die für Leben und Arbeit richtunggebend und entscheidend zu wirken vermag. Man lebt sozusagen vier Tage zusammen, bespricht die wichtigsten Probleme, setzt sich mit wechselnden Gruppen zu Tische, läßt sich durch ein treffliches „Bayrisch“ und fesselndes Gespräch wohl auch verleiten, noch über Mitternacht beim Kneiptische auszuharren, und schließlich kennt man fast den größten Teil der Gesellschaft, verabredet Korrespondenzen, gemeinsame Untersuchungen, verspricht Besprechungen und Aufsätze für diese und jene Zeitschrift und gelobt feierlich, wenn irgend möglich, beim nächsten „Tage“ nicht zu fehlen.

Die letzte Teilnehmerliste wies an zweihundert Namen auf, darunter nicht wenige, die man überall kennt, wo man Geschichte treibt und liest. Von den Triariern, die seit der Gründungsversammlung in München (1893) niemals fehlten, hatten sich außer dem Berichterstatter eingefunden: Bachmann (Prag), Baldamus (Leipzig), Josef Hansen (Köln), v. Heigel (München), J. Kaerst (Leipzig), Georg Kaufmann (Breslau), Karl Lamprecht (Leipzig), Rudolf v. Scala (Innsbruck), Gerhard Seeliger (Leipzig); ihnen gesellten sich treue Verbandsgenossen und bewährte Ausschußmitglieder, wie v. Weech (Karlsruhe), Eduard Meyer (Berlin), A. Krieger (Karlsruhe), Rudolf Kötzschke (Leipzig), Dove (Freiburg), Alfred Stern (Zürich), Armin Tille (Leipzig), Ullmann (Greifswald), v. Below (Tübingen), Rachfahl (Königsberg), Meinecke (Straßburg),

v. Stälin (Stuttgart), Wolfram (Metz), Lindt (Darmstadt), Meyer v. Knonau (Zürich), Helmolt (Leipzig), Cartellieri (Jena), Brandenburg (Leipzig), Obser (Karlsruhe), Johannes Fuchs (Freiburg), Wittich (Straßburg), Knapp (Straßburg), Koser (Berlin), und viele neu erworbene Freunde, darunter Karl Neumann (Göttingen), Troeltsch (Marburg), Windelband, v. Duhn, Richard Schröder (Heidelberg), K. J. Neumann (Straßburg), Werner Sombart (Breslau), Guglia (Wien). Ein ständiger Gast bei allen Zusammenkünften war Ministerialrat Dr. Böhm aus Karlsruhe, der Referent für die badischen Hochschulen, der alle Verhandlungen mit lebhaftestem Interesse verfolgte und vielfach persönliche Beziehungen anknüpfte.

An Vorträgen mit und ohne nachfolgende Diskussion gab es fast etwas zuviel, man mußte mit der Zeit sehr sparsam haushalten, die Vorsitzenden (Erich Marcks, v. Weech, Georg Kaufmann) hatten ihre liebe Mühe, die bisweilen hartnäckigen Diskussionsteilnehmer in die Schranken der 10 bis 15 Minuten zu weisen, die ihnen zugestanden werden konnten. Sehr lebhaft gestalteten sich die Erörterungen schon am ersten Tage über Eduard Meyers Charakteristik des Kaisers Augustus und v. Belows Besprechung des Sombartschen Werkes „Die Entstehung des modernen Kapitalismus“; am letzten Tage rief Friedrich Gottls (Brünn) Vortrag „Über die Grenzen der Geschichte“ den Ausdruck starker Meinungsunterschiede hervor. Karl Neumann teilte in formschöner Rede seine Gedanken über „Byzantinische Kultur und Renaissance“ mit, Erich Marcks entwarf ein meisterhaft getroffenes sympathisches Bild seines einstigen Vorgängers auf dem Lehrstuhle der neueren Geschichte in Heidelberg „Ludwig Häusser“, Johannes Haller (Marburg) entwickelte neue Ansichten über den „Ursprung der gallikanischen Artikel“, Eberhard Gothein (Bonn) behandelte mit unnachahmlicher Kunst, mit frappierender Gewandtheit und fesselnder Geistesfrische den spröden Stoff einer Verwaltungsgeschichte von „Vorderösterreich unter Maria Theresia und Josef II.“. Die aufrichtigste Dankbarkeit zollten alle Teilnehmer dem Vorsitzenden des Verbandes, Erich Marcks, der unter sehr schwierigen Verhältnissen die Leitung des Unternehmens übernommen, und Jakob Wille, dem Oberbibliothekar der „Palatina“, der an der Spitze des Lokalausschusses vortrefflich regiert hatte.

Über die Verhandlungen der Publikationsinstitute unter Lamprechts Leitung werde ich besonders berichten müssen; ich schließe mit der erfreulichen Nachricht, daß als Nachfolger von Marcks E. Mühlbacher (Wien) zum Vorsitzenden des Verbandes gewählt und Salzburg als nächster Versammlungsort bezeichnet wurde. An letzterem Beschlusse bekenne ich, einen wesentlichen Anteil zu haben. Man wollte Wien; ich halte aber die Großstädte für ganz ungeeignet zu unseren intimen Zusammenkünften, bei denen wir so wenig als möglich „begrüßt“, nicht gefeiert und nicht auf fremde Kosten mit Speise und Trank gelabt werden wollen. Wir wollen keiner „Feststadt“ ins Budget fallen, freuen uns aber, wenn man uns in den Orten, wo wir unser Stelldichein haben, nicht ungern sieht. Hans v. Zwiedineck.

Literaturberichte.

Georg Webers, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Richard Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Franz Moldenhauer und Prof. Dr. Ernst Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Leipzig, Engelmann, 1. u. 2. Band.

Einen liebgewordenen literarischen Freund und Begleiter bei ungezählten Kolloquien und Prüfungen, den Vermittler rascher Informationen im Drange des Augenblicks, den Förderer historischer Erkenntnis und inniger Beziehungen zur Vergangenheit verjüngt und neu gestaltet wiederzusehen, nachdem man ihn schon zu den Überlebten legen zu müssen geglaubt hatte, kann uns zu wahrem Vergnügen gereichen, wenn wir unsere Wünsche für die Erhaltung der Eigenart des trauten Studiengenossen erfüllt sehen. Ich erinnere mich an Wiederbelebungsversuche dieser Art, die den Gedanken in mir erweckten: Hätte man den alten Herrn doch in Ruhe gelassen! Ganz anders ist der Eindruck, den die neue Auflage, zugleich eine durchaus neue Bearbeitung des sogenannten „mittleren Weber" macht. Hier finden wir neuen Inhalt in der bewährten, vortrefflichen Form, die als die wahrhaft segensreiche Erfindung Webers bezeichnet werden muß. Es sind ja schon verschiedene Anstrengungen gemacht worden und sie werden noch immer mit Übereifer von Verlegern und Autoren fortgesetzt, weltgeschichtliche Handbücher für den Zweck gediegener, allgemeiner Bildung zu liefern, die den guten Weber, der vier Jahrzehnte beherrscht hat, verdrängen sollen. Nach meiner Überzeugung ist der Versuch noch nicht gelungen und ich erlaube mir zu bezweifeln, daß er so bald gelingen wird. Für das Bedürfnis der heranreifenden gelehrten Welt, für die Kanditaten des historischen Lehramtes wird man vielleicht Kompendien schaffen können, die ihren Ansprüchen hinsichtlich einzelner Partieen der allgemeinen Geschichte besser entsprechen, ihnen mehr Literaturnachweise und noch gedrängtere Zusammenfassungen der neuesten Forschungsergebnisse bieten, für den sogenannten „gebildeten Leser", für die weiten Kreise, die sich auf dem Gebiete der Geschichte unterrichten und dabei noch in angenehmer Weise angeregt, auf Detailstudien aufmerksam gemacht werden wollen, sind diese Lehrbücher schweren Kalibers nicht zu brauchen.

Alfred Baldamus, der geistige Schöpfer der Umarbeitung, hätte in Verbindung mit einem oder mehreren Mitarbeitern auch ein völlig neues Handbuch der Weltgeschichte verfassen können, dessen Verbreitung durch seinen und Franz Moldenhauers Namen allein schon gesichert gewesen wäre, er hat aber besser daran getan, Georg Webers Flagge flattern zu lassen und mit ihr nicht nur

die alten Freunde um sich zu scharen, sondern einen frischen, fröhlichen Eroberungszug in die junge Welt zu unternehmen, die des Führers und Wegweisers in den immer dichter werdenden Wäldern von historischen Abhandlungen, Spezialwerken, „Einzeldarstellungen" u. dgl. mehr als je bedarf. Die Einleitung des Gesamtstoffes in vier Bände entspricht den vier Hauptperioden, in die wir die Entwicklung der vorderasiatisch-europäischen Menschheit gliedern: Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neueste Zeit. „Wir wissen natürlich", sagt Baldamus, „daß der Fluß der Geschichte an sich keine Einschnitte kennt, daß die Übergänge sich allmählich vollziehen, aber wir halten diese Vierteilung noch immer für die beste und für innerlich wohlbegründet; nur muß man sich hüten, die Abgrenzung auf bestimmte Jahre festlegen zu wollen. Es handelt sich vielmehr um neue treibende Kräfte, die, wenn auch schon vorhanden, nun den entscheidenden Einfluß gewinnen und damit ein neues Zeitalter heraufführen."

Der politischen Geschichte wird nach wie vor die erste Stelle eingeräumt; auch damit hat Baldamus das Richtige getroffen und sich nicht verleiten lassen, die Erzählung der Geschichte von Völkern und großen Menschen durch Kultur- und Wirtschaftsbilder ersetzen zu wollen. Dagegen finden Literatur und Kunst dieselbe eifri ge Berücksichtigung, die ihnen schon Vater Weber angedeihen ließ. Bei der Schilderung des Griechentums finden wir auch die Geistesentwicklung so ausgiebig bedacht, daß sich aus den einzelnen Kapiteln ein sehr brauchbarer Abriß der griechischen Philosophie zusammensetzen läßt. Die Anordnung des Stoffes im zweiten Bande (Mittelalter) beruht auf einer klaren Auffassung der maßgebenden Einflüsse; es ist mit Befriedigung zu begrüßen, daß der Begriff der „sogenannten Völkerwanderung" in der Haupteinteilung fallen gelassen, daß den wechselnden Kraftverhältnissen in Zentraleuropa und den Randstaaten gebührende Beachtung geschenkt wurde. Die acht „Bücher", in die das Mittelalter zerfällt, tragen folgende Überschriften: I. Das Aufkommen der neuen, die Geschichte des Mittelalters beherrschenden Mächte (Christentum, Germanentum, Islam). II. Der staatliche und kirchliche Zusammenschluß des Abendlandes, der Gedanke der kaiserlichen und päpstlichen Weltherrschaft (bis etwa 918). III. Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums im Abendlande und sein Zusammenstoß mit dem Papsttum (919 bis 1125). Die Anfänge Frankreichs und Englands bis etwa 1150. IV. Das byzantinische Reich und der Islam vom 8. bis 13. Jahrhundert. Die Anfänge der Pyrenäenstaaten. V. Der Zusammenstoß zwischen Abendland und Morgenland in den Kreuzzügen; das Zeitalter der Hohenstaufen (etwa 1100 bis 1300). VI. Der Verfall des Kaisertums und Papsttums, der bisher führenden zentraleuropäischen Mächte, die Entstehung starker Nachbarstaaten (etwa 1273 bis etwa 1500). VII. Das Erstarken der peripherischen Staaten Europas (Sieg der Monarchie über den Feudalismus). VIII. Der europäische Orient, Asien und Nordafrika. Selbstverständlich ist dieses Programm, wie jede wirkliche Geistesarbeit, individuell; es können gewiß auch Einwände gegen diese oder jene Unter-

teilung erhoben werden. Die „einwandfreie" Geschichte des Mittelalters dürfte wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen.

Es wird kaum nötig sein, den „neuen Weber" zu empfehlen; er wird voraussichtlich von den meisten Lehrern der Geschichte, die nicht selbst gerade an einem Lehrbuche laborieren, lernbegierigen Schülern oder jenen Geschichtsfreunden empfohlen werden, die nach Vertiefung in Spezialgeschichten wieder einmal für den Zusammenhang ihrer zerstreuten Kenntnisse sorgen wollen. Mehr „Weltgeschichte", als hier geboten wird, braucht sich überhaupt niemand dekretieren zu lassen. Wer seinen Weber vorgenommen hat, kann beruhigt wieder zur Monographie greifen, zu feinen psychologischen Erklärungen der Handlungen, zur Prüfnng der geschichtlichen Helden auf Geist, Gemüt und Wille im Sinne künstlerischer Durchdringung eines Lebensproblemes.

Hans v. Zwiedineck.

Byloff, Dr. Fritz: „Das Verbrechen der Zauberei", ein Beitrag zur Geschichte der Strafrechtspflege in Steiermark. Graz, Leuschner & Lubensky, 1902.

Die Erforschung des „abscheulichen Lasters der Zauberey, was daselbige seye, wohero es entspringt, wie es auszurotten" hat schon vor mehr als zwei Jahrhunderten den gewesenen Stadtrichter und Syndikus von Radkersburg, Johann Wendtseysen, beschäftigt, der uns darüber einen Tractatus judiciarius handschriftlich hinterlassen hat. Anfangs des 19. Jahrhunderts gab Gräff seinen Versuch einer Geschichte der Kriminalgesetzgebung auch des Hexen- und Zauberwesens in der Steiermark heraus (1817) und 1845 veröffentlichte Hammer-Purgstall im 3. Bande seines historischen Romans: „Die Gallerin auf der Riegersburg" die Akten des Feldbacher Hexenprozesses, später haben noch Rudolf Reichel und v. Zahn einzelne Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens im Lande geliefert.

Byloff unternimmt es nun, diesen ganzen Stoff zusammen zu fassen, zu ergänzen und auch nach seiner rechtsgeschichtlichen Seite hin zu verwerten. Er beginnt mit der Feststellung des strafrechtlichen Begriffes der Zauberei im allgemeinen und bietet dann eine geschichtliche Übersicht der Hexenprozesse in Steiermark, angefangen von der unglücklichen Veronika von Deschniz (um 1428) bis zu jenem der Apollonia Heriz in Wernsee (1744/45), mit welcher diese traurige Reihe schließt.

Im II. Abschnitt wird der Tatbestand des Verbrechens der Magie, im III. das aus diesem Anlaß eintretende gerichtliche Verfahren nach den für Steiermark maßgebenden Rechtsquellen aufgezeigt, der IV. untersucht die Ursachen der großen Hexenverfolgung mit besonderer Rücksichtnahme auf Steiermark. Der Verfasser fußt hier vor allem auf den neuen grundlegenden Untersuchungen Hansens und berücksichtigt die verschiedenen Erklärungsversuche des Hexenglaubens, die er als naturwissenschaftliche (Hexensalbe, Geistesstörungen),

mythologische und historische unterscheidet. Urkunden über die strafrechtliche Behandlung des Verbrechens der Zauberei im Lande und eine Übersicht über sämtliche bisher bekannt gewordenen Prozesse gegen Zauberer und Hexen in Steiermark beschließen als Beilagen die fleißige Arbeit des Verfassers.

Luschin v. Ebengreuth.

Zeitschriftenschau.

Im 2. Bande der **Geschichte der Stadt Wien,** einem Prachtwerke, das der Wiener Altertumsverein herausgibt, hat Professor Dr. Karl Uhlirz zwei große Abhandlungen über Quellen und Geschichtsschreibung (14 Druckbogen mit 11 Schrifttafeln und zahlreichen Schriftproben im Text) und über das Gewerbe 1208—1527 (31 Bogen, gleichfalls mit vielen Abbildungen) veröffentlicht. Beide Arbeiten haben in ihrem Inhalt mancherlei Beziehungen zur Steiermark, auf welche hier um so mehr aufmerksam gemacht werden soll, als diese „Geschichte der Stadt Wien" ihrer überaus kostspieligen Ausstattung wegen bürgerlichen und Gelehrtenbörsen unerschwinglich ist und daher leider nicht jene Verbreitung finden wird, die da wünschenswert wäre.

Ich hebe aus der erstgenannten Abhandlung die Nachrichten und Schriftproben hervor, die den Chronisten von St. Lambrecht, Hans Mennestorffer, Lizentiaten des kanonischen Rechts und Stadtschreiber zu Wien, betreffen († 1495), ferner jene über den Verfasser der sogenannten Gregor Hagenschen Chronik, die dem Dekan der theologischen Fakultät zu Wien, Johann Sefner, aus einer steirischen Familie beigelegt worden ist.

In der zweiten hier genannten Arbeit bietet Uhlirz, durchwegs auf urkundliche Angaben gestützt, eine Schilderung der geschichtlichen Entwicklung, welche das Gewerbe in Wien während des Mittelalters durchgemacht hat. Daran schließt sich eine eingehende Erörterung der einzelnen Bestimmungen in den mittelalterlichen Gewerbeordnungen und sodann eine Besprechung der gewerblichen Brüderschaften oder Zechen. Den Beschluß macht eine Aufzählung der einzelnen Gewerbe, die nach 15 Hauptgruppen zusammengefaßt besprochen werden, und es zeigt sich dabei, daß die Gliederung des Gewerbebetriebes in Wien damals unvergleichlich reicher gewesen ist, als man angenommen hat.

In dem nämlichen Bande der „Geschichte der Stadt Wien" hat der Unterzeichnete eine Abhandlung über Wiens Münzwesen, Handel und Verkehr im späteren Mittelalter veröffentlicht, welche ebenfalls mancherlei Beziehungen zur Steiermark enthält. Erwähnt seien beispielsweise die Streitigkeiten der Judenburger Kaufleute mit den Wienern (1439—1449) über die Wirksamkeit eines vom Herzog Albrecht III. erteilten Freiheitsbriefes, der den Judenburgern die Erlaubnis gewährt hatte, selbsterzeugte Waren in Wien nach Belieben an „Gäste" oder andere Leute verkaufen zu dürfen. Auch Beiträge zur Münzgeschichte der Steiermark befinden sich darin, so der Nachweis, daß Pfennige mit

a — n — r und f — a — d Grazer Gepräge Herzog Ernsts des Eisernen (etwa 1411—1424) und Friedrichs V. (1434—1439) sind, oder die Begründung der Vermutung, daß die österreichischen Goldgulden der Herzoge Albrecht II., Rudolf IV. und Albrecht III. zu Judenburg für den Verkehr nach Italien hergestellt wurden. Luschin v. Ebengreuth.

Münzfund in Steiermark. Aus dem Inhalt des 33. Bandes der Wiener numismatischen Zeitschrift (Wien 1902) sei als auf Steiermark bezugnehmend hervorgehoben die Beschreibung des Münzfundes von Ungersdorf (nächst Gleisdorf) durch den Kustos unseres landschaftlichen Münz- und Antikenkabinetts am Joanneum, Gustav Budinsky, die einen dankenswerten Beitrag zur Geschichte des Münzverkehrs unserer Gegenden um 1532 darbietet. Auch in dem Aufsatz von Dr. Josef Scholz über österreichische Konventions-Zwanziger (a. a. O. S. 233 ff.), der nur eine Fortsetzung zu Aufsätzen in Band 30 und 31 obiger Zeitschrift ist, werden mehrere steiermärkische Gepräge beschrieben.

Luschin v. Ebengreuth.

Landesgeschichtliche Lehr- und Lesebücher. In den „Deutschen Geschichtsblättern", herausgegeben von Armin Tille, III. Band, 9. Heft (1902), meldet sich Martin Wehrmann (Stettin) abermals zum Worte in Sachen der landesgeschichtlichen Lehr- und Lesebücher. Die Anregungen, die Wehrmann allerdings nur für deutschen Reichsboden bietet, fordern zu Vergleichen mit den Bemühungen, welche in Österreich für den Unterricht in Landes- und Heimatsgeschichte an „höheren" Schulen bisher geschahen, heraus

Der Mensch der älteren Steinzeit in Europa ist nachgewiesen als Zeitgenosse des Elephas antiquus und Rhinoceros trichorhinus, und zwar in Spanien, Italien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz und dem mittleren Deutschland. Im vorigen Jahre wurden bei Mentone Skelette aufgefunden, die der älteren Steinzeit angehören; sie zeigen kleinen Wuchs, sehr breite niedrige Nase und Stirn und sonstige Merkmale geringer Entwicklung. Werneau glaubt in diesen Skeletten einen besonderen, an die afrikanischen Rassen erinnernden Typus des Menschen zu sehen. (Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1902.)

Dauer der Menschenrassen. J. Kollmann faßt seine Untersuchungen über die Dauerhaftigkeit der Rassenmerkmale in folgende Leitsätze zusammen: Seit mindestens 10.000 Jahren sind keine neuen Menschenrassen mehr entstanden; die Rassenmerkmale der Menschheit sind unveränderlich, das sogenannte Milieu bringt seit jeher Abänderungen hervor, aber es sind dies Erscheinungen, die unter Umständen wieder verschwinden können; die Veränderlichkeit erstreckt sich auf alle Organe des Körpers, selbst das Zahnsystem ist abänderungsfähig; das zähe Blut der Stammform schlägt trotz aller Wirkungen des Milieus, trotz aller Kreuzungen immer wieder durch (Archiv für Anthropologie, 28. Band).

Die wirtschaftliche Bedeutung der bayrischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger behandelt Dr. Max Fastlinger und bietet einen wichtigen Beitrag zur deutschen Wirtschaftsgeschichte im grundlegenden Zeitraum der altbayrischen Dynastie für den ganzen Umfang ihres Reiches. Steier-

mark hat bekanntlich keine Klosterstiftung aus dieser Zeit. Heiligenpatrozinien (siehe Fastlinger, Oberbayrisches Archiv L, 339) und Ortsnamenforschung (besonders Riezler, ebenda XLIV) gewähren neben den gewöhnlichen Quellen für Wirtschaftsgeschichte wertvolle Ausbeute und interessante Gesichtspunkte.

Märztage 1848. Eduard Wertheimer gibt in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" vom 13. März d. J. (Morgenblatt) unter dem Titel „Märztage 1848" Bruchstücke aus dem Tagebuche eines verstorbenen ungenannten österreichischen Staatsmannes, der damals eine höchst einflußreiche Stellung einnahm, weshalb Wertheimer das Tagebuch, dessen vollständige Veröffentlichung er ankündigt, als eine der wichtigsten Quellen für die vormärzliche Periode von 1835—1848 bezeichnet.

Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Österreich. Akten über die Reformtätigkeit Felician Ninguardas (Dominikaner, später Bischof von Scala) in Bayern und Österreich 1572 bis 1577, herausgegeben und bearbeitet von K. Schellhass (Mitglied des preußisch-historischen Instituts in Rom, Bearbeiter der Süddeutschen Nuntiatur, bisher Band I, 1573/74, im Nuntiaturberichte aus Deutschland III, 3). Der Schluß der sehr wertvollen und interessanten, mit zahlreichen Anmerkungen versehenen Aktenstücke ist (zum zweitenmale) für das noch nicht ausgegebene erste Heft dieses Jahres (V, 2) in Aussicht gestellt: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, herausgegeben vom königlich preußischen historischen Institut in Rom. Rom, Loescher, 1897 ff. I—V₁. Urkundliches Material über die Reformtätigkeit desselben Felician Ninguarda im Jahre 1581 (in Tegernsee, Nonnberg in Salzburg) sowie die deutsche Übersetzung der schon von Schellhass (l. c. 1898) wörtlich gebrachten Information für Morone auf dem Regensburger Reichstag bringt auch P. Bruno Albers O. S. B, in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden XXII (1801), Seite 113 ff., 334 ff., XXIII (1902), Seite 126 ff. Die auf Innerösterreich bezügliche Literatur des Jahres 1901 in Bezug auf den Protestantismus ist im Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich von 1902, Seite 217, von Loesche zusammengestellt. Als Nachträge zu den Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation unter Erzherzog Karl II. druckt J. Loserth im Jahrbuche der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, Jahrgang 1902, Seite 176, aus dem Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines drei Aktenstücke ab und eines aus dem steiermärkischen Landesarchive.

Steirische Historiographie im Mittelalter. Seit dem Erscheinen der „Deutschen Geschichtsblätter" (1899) ist der Herausgeber bemüht gewesen, seinem Leserkreise auch die Kenntnis von spezifisch österreichischen Geschichtsfragen zu vermitteln. Wir erinnern nur an die Beiträge, welche A. v. Voltelini, M. Vancsa und A. Kapper lieferten. Das letzte Heft bietet aus der Feder F. Ilwofs eine Darstellung der steirischen Historiographie während des Mittelalters. Die Liebe des nimmermüden Forschers zu seinem Heimatlande mag ihn veranlaßt haben, die Anteilnahme Steiermarks an der mittelalterlichen Historiographie, auf Grund vorangegangener Einzeluntersuchungen und der Werke Wattenbachs und Lorenz, außersteirischen Interessenten zu Gemüte zu führen. Zu Ilwofs Ausführungen, die nichts Neues bringen und auch nicht bringen wollen, wäre nur zu bemerken, daß im Stifte Seckau zu Ende des 14. Jahrhunderts der Anlauf zur Anlage eines Seckauer Bischofskataloges genommen wurde. Dieser — in Kodex 333 des steiermärkischen Landesarchives — erhebt sich durch manche Details über den Charakter der gewöhnlichen „Series episcoporum" und wird dessen Herausgabe bereits vorbereitet.

Strafrechtspflege in Steiermark. Die Rechtssitte der Sühnung des Totschlages hatte sich in Steiermark bis in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten. Drei Beispiele dieser Art teilt Fr. Ilwof in der Grazer „Tagespost", 1903, Nr. 25, unter dem Titel „Strafrechtspflege in Steiermark im 15. Jahrhundert" in einfachem Aktenabdrucke mit.

Ortslexika und Topographien von Steiermark. In dem Aufsatze von Max Vancsa „Historische Topographie mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs" in den von A. Tille herausgegebenen „Deutschen Geschichtsblättern", 3. Bd., Heft 4 und 5 (1902), werden die Ortslexika und Topographien Steiermarks kurz besprochen.

Schloß Festenburg. Der berühmte Bilderschmuck des Schlosses Festenburg in der nordöstlichen Steiermark wird uns nach Entstehung und künstlerischem Wert von Ottokar Kernstock im „Kirchenschmuck" von 1903, Heft Nr. 1, geschildert. Die Fresken stammen vom Maler J. C. Hackhofer, geboren 1675 zu Wilten bei Innsbruck, der in Rom als Schüler Karlo Marrattas seine künstlerische Bildung erlangte, nach Vorau kam, daselbst 1708 den Kapitolssaal und 1710—1711 die Kirche des Schlosses Festenburg schmückte. Die photographischen Beilagen sind vom Chorherrn P. Gruber.

Historischer Diözesan-Atlas. Gedanken über einen historischen Diözesan-Atlas, von K. A. (Kurat M. Ljubša), sucht zur ehebaldigsten Inangriffnahme dieser für die Pfarrenabgrenzung und ihre Geschichte wertvollen Arbeit Stimmung zu machen (mit einigen Rückblicken auf ehemalige Pfarrgrenzen). („Grazer Volksblatt", 1902, Nr. 428, 430).

Der Flügelaltar von Großreifling. Das steirische Landesmuseum beherbergt ein Flügelaltärchen von der Filialkirche St. Nikolai an der Enns, das durch seine Beziehungen zu Albrecht Dürer, die es in seinen Malflächen zur Schau trägt, besonders beachtenswert ist. („Kirchenschmuck", 1902, Nr. 3).

Steirische Städte und Märkte. Franz Buchberger (Pfarrer Stampfer) veröffentlicht im „Grazer Volksblatt", 1902, eine Anzahl quellenmäßiger Geschichten steirischer Städte und Märkte aus den ältesten Zeiten: Nr. 163 (allgemein, Entstehung, Entwicklung), Nr. 181 (Graz), Nr. 183, 185, 187, 195 (Obersteiermark), Nr. 294, 296, 298 (Oststeiermark), deren Wert durch die ersichtlich gemachten Quellennachweise noch gewinnen würde.

„Ein alter Grazer Gasthof" betitelt sich ein Aufsatz von Dr. A. K. im „Grazer Tagblatt" (Morgenausgabe) vom 15. März 1903. Der Verfasser nimmt den Abbruch des alten Gasthofes „Zum goldenen Engel" in der Griesgasse zum Anlasse, uns ein sehr anschauliches Bild aus der Murvorstadt von Alt-Graz zu zeichnen. Namentlich läßt er uns, mit dem Inventar nach der Engelwirtin Genovefa Österreicher vom 11. Juli 1787 in der Hand, einen Blick tun in das Innere eines gut bürgerlichen Gasthofes zu Ende des 18. Jahrhunderts und schließt mit der Darstellung der Besitz- und baulichen Veränderungen an dem 1736 zuerst urkundlich erwähnten Hause bis zu seiner heutigen Gestalt.

Ein Stück Alt-Graz. In der Grazer „Tagespost" vom 17. Jänner 1903 beschreibt uns Professor Wist „Ein Stück Alt-Graz", die zum Abbruche gelangende Färberkaserne. Ursprünglich ein Freihof, kam derselbe im 18. Jahrhundert in den Besitz der Familie Molk, diente dann als Waisenhaus und beherbergte von 1802—1807, als das Rathaus gebaut wurde, sämtliche magistratliche Ämter.

Ortsgeschichtliches. Geschichte der Pauluskirche in Graz von O. (Kanonikus Baron von Oer), behandelt aus ungedruckten Quellen die sogenannte „Stiegenkirche" in Graz. („Grazer Volksblatt", 1902, Nr. 105, 107).

Das Sternbenefizium in Gnas. Ein Beitrag zur Gnaser Pfarrgeschichte. Auf Grund der Akten im fürstbischöflich Seckauer Ordinariatsarchive, von K. A. („Grazer Volksblatt“, 1902, Nr. 424 u. 426,)

Altsteirische Weihnachtslieder, Findlinge aus vergilbten Schriften, von Dr. Hans Schukowitz; behandelt ein handschriftliches Gesangbuch, das der Luttenberger Vorbeter Michael Foldeneck im Jahre 1664 aus dem Gedächtnis geschrieben hat. („Grazer Volksblatt“, 1902, Nr. 588).

Historischer Atlas von Niederösterreich. Im Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich bringt Josef Lampel unter dem Titel „Untersuchungen und Beiträge eines historischen Atlas von Niederösterreich“ eingehende Untersuchungen über die karolingische Ostmark, ihre Gaue und die viel umstrittenen tres comitatus. Dem trefflichen Kenner innerösterreichischer historischer Topographie wäre es nur zu raten, seine Untersuchungen in geschlossenerer Form zu bringen.

Die Grenzen Niederösterreichs. Weit über den Charakter einer bloß landesgeschichtlichen Studie erhebt sich der Aufsatz Robert Siegers: „Die Grenzen Niederösterreichs“ im Jahrbuch I für Landeskunde von Niederösterreich, eine anthropogeographische Arbeit, welche sich an die allgemein gehaltenen Forschungen Ratzels, Petzets, Försters, Helmolts und Schwabes anschließt.

Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Oberösterreichs. Im 60. Jahresberichte des „Museum Franzisko-Karolinum“ in Linz erschien als 54. Lieferung der „Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns“ der erste Teil (Mittelalter) einer Abhandlung „Zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der österreichischen Herzogtümer mit besonderer Berücksichtigung Oberösterreichs. Ein populär-wissenschaftlicher Beitrag zur Landeskunde von Oberösterreich von Dr. Alexander Nicoladoni“.

Die krainische Landschaft bis 1748. P. v. Radics bespricht in zwei längeren Aufsätzen im 2. und 3. Hefte des 29. Bandes (1902) der Österreichisch-ungarischen Revue „Die krainische Landschaft und das krainische Landtagswesen (bis 1748)“. Der erste Teil behandelt die krainische Landschaft und ihr Verhältnis zu den jeweiligen Landesfürsten, der zweite die Würdenträger und Vertreter der krainischen Landschaft.

Säben-Brixen. Die tausendjährige Geschichte dieses Bistums bespricht in knappen Umrissen Karl Fuchs im 29. Bande (1902), Heft 5 und 6, der Österreichisch-ungarischen Revue.

Aus Vereinen, Archiven, Bibliotheken, Museen.

Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich läßt nach dem Beschlusse des Ausschusses vom 30. April 1901 an die Stelle der seit 1867 erschienenen „Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederöstrrreich“ ein monatlich erscheinendes Organ, das „Monatsblatt“, treten, während das gleich neu begründete „Jahrbuch“ größere wissenschaftliche Abhandlungen bringt. Der I. Jahrgang dieses Jahrbuches für 1902 wurde im Jänner 1903 den Mitgliedern des Vereines zugestellt.

Der niederösterreichische Landesarchivar und Bibliothekar Dr. Anton Mayer erweitert die Kenntnisse über altösterreichische Archivverwaltung durch einen Aufsatz über „Das Archiv und die Registratur der niederösterreichischen Stände von 1518 bis 1848" im Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, I, 1902. Die Stabilierung eines städtischen Archives knüpfte sich auch in Niederösterreich wie in Steiermark an die Erwerbung eines Hauses durch die Stände und die Umgestaltung desselben zu einem niederösterreichischen Land- und Ständehause.

Dem Verein für Landeskunde gebührt das Verdienst, die Gründung eines „nur im wissenschaftlichen Geiste geleiteten" Landesmuseums in Wien angeregt zu haben. Das provisorische Musealkomitee hat sich aus Vertretern der anthropologischen Gesellschaft, der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft, der numismatischen Gesellschaft, des Vereines für österreichische Volkskunde, des Altertumsvereines in Wien und des genannten Vereines für Landeskunde bereits zusammengesetzt.

Personalnachrichten.

Als Nachfolger des Hofrates Krones v. Marchland wurde der Oberarchivar der Stadt Wien und Privatdozent für geschichtliche Hilfswissenschaften Dr. Karl Uhlirz ernannt. Professor Uhlirz, der im 50. Lebensjahre steht, war 1882 in die Dienste der Stadt Wien getreten und wurde 1889 zum städtischen Archivar ernannt. Von den zahlreichen Monographien und Abhandlungen, die Professor Uhlirz veröffentlichte, sind besonders hervorzuheben die „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III.", „Beiträge zur Kulturgeschichte und Geschichte der Topographie Wiens", „Geschichte des Erzbistums Magdeburg". Von den Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, die vom Wiener Altertumsvereine herausgegeben werden, bearbeitete Professor Uhlirz die „Urkunden und Regesten aus den Archiven der Haupt- und Residenzstadt Wien".

Der Privatdozent für historische Hilfswissenschaften an der Wiener Universität, Dr. Erben, kam als ordentlicher Professor an die Innsbrucker Universität. Privatdozent Dr. Kretschmayer (Geschichte) wurde zum Dozenten der Akademie der bildenden Künste in Wien ernannt. Für neuere Geschichte habilitierte sich an der Wiener Universität der Haus-, Hof- und Staatsarchivar Dr. Schlitter.

Der Archivdirektor des k. k. Eisenbahnministeriums Dr. J. Schlag weilte am 17. März d. J. in Graz, um die innere wie äußere Organisation des Steiermärkischen Landesarchives einem eingehenden Studium zu unterziehen.

Historisch-genealogischer Fragekasten.

(Ausschließlich für die Vereinsmitglieder.)

1. In verschiedenen Akten fand ich das „landschaftliche Gültbuch“ erwähnt. An welcher Stelle wird dasselbe bewahrt? O. R. in K.

2. In meinem Besitze befindet sich ein sogenanntes „Waffeleisen“. Die eine Platte zeigt einen stilisierten Reichsadler und die Legende lautet: ※ CAROLVS ※ ROMONORM ※ IPHERATAM ※ VX ※ 51. Auf der anderen Platte findet sich in ziemlich roher Manier eine offenbar allegorische Darstellung eingeschnitten: In der Mitte ein Springbrunnen, aus welchem rechts ein Löwe gegen einen am Boden liegenden Ritter springt, während links eine gekrönte Frauengestalt dem Vorgange zusieht. Eine sichere Deutung der Legende ist mir bis jetzt nicht gelungen. K. in G.

3. Gehört die Familie v. Lehenshofen dem steirischen Landstande an? F. G. in G.

4. Auf der Karte Steiermarks von G. M. Vischer von 1678 erscheinen im Raabtale bei Fehring die Schlösser Hohenbruck, Rittergrab und Jennersdorf. In Akten erscheint auch noch Unternarrneck und Fahrengraben. Läßt sich das Vorhandensein dieser Schlösser erweisen? A—r.

Das Bildnis des † Hofrates Dr. Franz v. Krones-Marchland, das wir diesem Hefte anschließen durften, ist eine Vervielfältigung der ausgezeichneten photographischen Aufnahme, die Dr. Wibiral, ein persönlicher Freund des Verewigten, uns zur Verfügung gestellt hat. Wir sprechen hierfür an dieser Stelle den besonderen Dank des Historischen Vereines aus.

Einen Lebensabriß und eine möglichst vollständige Schilderung des wissenschaftlichen und literarischen Wirkens des uns zu früh entrissenen treuen Vereinsgenossen, wiederholt gewählten Obmannes und Ehrenmitgliedes werden wir, einer lange gepflegten Gewohnheit entsprechend, im „Gedenkbuch“ bringen.

Inhalt des Heftes:

In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam“.

Druckerei „Leykam“, Graz.

Bauwerke und Straßen aus Alt-Graz.[1]

Von Dr. A. Kapper.

Wenn schon sich Graz mit anderen Städten der deutschen Zunge von gleicher Größe und Ausdehnung in Bezug auf historische Ereignisse und Denkmale nicht messen kann, so gibt es doch auch in ihrem Geschichtsleben genug, das für die geschichtsfreundlichen Insassen wissenswert und interessant ist. Aus kleinen Anfängen wuchs die Stadt heran, fortwährend sich vergrößernd, nach mittelalterlicher Bausitte enge angeschmiegt an die Felsen des Schloßberges, der mit seiner Feste den Bürgerhäusern Schutz und Wehr bot. Enge war der Raum, und jener, der sein Haus vergrößern wollte, mußte immer wieder auf die alten Mauern neue setzen, um in der Höhe das zu finden, was ihm in der Weite versagt blieb. Obgleich die Stadt niemals weder durch Kriege noch Elementarereignisse von Grund auf zerstört wurde, so daß ein radikaler Wiederaufbau hätte platzgreifen müssen, gibt es doch keine Baudenkmale aus der frühesten Zeit ihres Bestandes, aus der Zeit der ersten Markgrafen und Herzoge des Landes, aus der romanischen Epoche. Das heißt, um uns richtig auszudrücken, wir können sie nicht mehr in der ursprünglichen Form erkennen. Wenn man da seitwärts vom Hauptplatze in den engen Gäßchen und Durchhäusern jene kleinen, halbunterirdischen Gewölbräume betrachtet, auf die das spätere Mittelalter seine Wohnräume setzte und die, ohne Fenster und Licht sonst zu nichts taugen als zu Lagerräumen, so mögen wohl manches solchen Raumes dicke Mauern und schwere Gewölbe in jenen frühen Jahrhunderten gefügt worden sein, aus denen sich im Lande noch wenige, aber herrliche Baudenkmale erhalten haben. Was sich uns aber in architektonischer Form präsentiert und eine Sprache zu uns spricht, die wir verstehen können, gehört in den frühesten Erscheinungsformen dem Beginne des 15. Jahrhunderts an, und auch diese Objekte liegen nicht an

---

[1] Nach einem Vortrage mit Vorführung von Skioptikonbildern, gehalten im Historischen Verein für Steiermark am 27. Mai 1903.

4

der Straße, sondern rückwärts, im Hofe, sie bilden das Hinterhaus, das zurückblieb, während das Vorderhaus mit der Zeit ging und von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Mode wechselte.

In der Entwicklungsgeschichte unserer Stadt können wir vier Zeitabschnitte beobachten. Der

I. beginnt mit ihrem Eintritte in die Geschichte und dauert bis zum Beginne der ersten geschichtlich nachweisbaren Stadterweiterung unter Kaiser Friedrich III., 1448. Es ist dies die Zeit der mittelalterlichen Kleinstadt, kleinlich im Gepräge, an Umfang und Einwohnerzahl nicht viel anders als jedes andere steirische Landstädtchen, umschlossen von bezinnten Ringmauern und einfachen Gräben. Der

II. dauerte bis zum Beginne des Ausbaues der Festungswerke nach dem System der italienischen Bastionen unter Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1544. Friedrich III. hatte in und an der Stadt bedeutende bauliche Veränderungen vornehmen und dieselbe teilweise mit neuen Mauern umgeben lassen. Ihm danken wir die erste Stadterweiterung. Unter seiner Regierung hatte aber unser Land unter den drei Gottesplagen, Heuschrecken, Pest und Türken, schrecklich zu leiden. Das immer weitere Vordringen der letzteren hatte den Ausbau der Festungswerke zur Folge. Und so haben wir den

III. Zeitabschnitt: Graz als Festung. Dieser ist der glänzendste von allen. Denn er brachte uns den Ausbau der Festungswerke, demnach die Stadt als uneinnehmbar galt. Er brachte uns aber auch wieder eine eigene Hofhaltung mit all ihrem Glanz und Einfluß auf das künstlerische und wirtschaftliche Leben der Stadt. In diese Periode fällt auch die zweite bedeutende Stadterweiterung, wonach Graz jene Ausdehnung erhielt, die wir heute im großen und ganzen als innere Stadt zu bezeichnen pflegen. Als dann Kaiser Josef II. 1787 erklärte, Graz habe aufzuhören als Festung zu gelten und darnach behandelt zu werden, begann der

IV. Zeitabschnitt: Graz als offene Stadt. Es begann die Auflösung der Festungswerke, ein Prozeß, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist, denn beim Paulustore und bei der Burg können wir noch Überreste der gewaltigen Bastionsmauern erblicken. Und namentlich der mächtige Quaderbau der Burgbastei ist darnach angetan, im Beschauer eine Vorstellung zu wecken von der Größe der Massenbewegung, wie sie für den Grazer Befestigungsbau notwendig war, wenn man ferner bedenkt, daß gerade hier der Stadtgraben in seiner größten Tiefe von 30 Metern hinabreichte bis zum Spiegel der Mur, die mit ihrem Wasser ringsum den Graben zu füllen hatte.

Wann eigentlich unsere Stadt entstanden ist? Der Ursprung derselben verliert sich in der grauen Vorzeit. Es war die Örtlichkeit bereits den Römern bekannt, wie zahlreiche Denkmale derselben bezeugen. Denn es wäre wohl kaum glaublich, daß dem Römer mit seinem überaus scharfen Blicke für strategisch wichtige Punkte der mitten aus einer großen Ebene aufragende Felskegel entgangen sein soll, der gerade dazu einlud, sich auf demselben niederzulassen infolge des natürlichen Schutzes, den er gewährte, oder eine Warte zu bauen, von der aus er weithin die Ebene überblicken und auch beherrschen konnte. Bedeutung erlangte der Punkt, als die Traungauergrafen Besitz und Markgrafenwürde des Landes erhielten und ihre Residenz von der Stiraburg am Ennsflusse nach dem castrum graece an der Mur verlegten. Von nun an war Graz die wichtigste Stadt Innerösterreichs, wie man Steiermark, Kärnten, Krain und die angrenzenden Teile Istriens kurzweg zu bezeichnen pflegte. Denn alles, was zum Hofstaate und zur Hofhaltung eines Landesfürsten gehörte, nahm in der Stadt Wohnung und Aufenthalt. Und sie blieb Residenz durch mehr denn hundert Jahre bis zum Erlöschen des Traungauerstammes mit Ottokar, dem ersten Herzoge der Steiermark, im Jahre 1192. Der testamentarische Erbe, Österreichs Herzog Leopold V. aus dem Hause der Babenberger, hatte zwar seinen Sitz zu Wien, aber sowohl er als auch seine Nachfolger kamen häufig nach Graz, so daß die Stadt von ihrer Bedeutung nichts verlor. Zweimal noch ward sie dann alleinige Residenz Innerösterreichs, von 1379, als sich die Herzoge Albrecht III. und Leopold III. in die habsburgischen Länder teilten. Des letzteren Sohn Herzog Ernst der Eiserne gründete eine eigene steirische Linie, bis dessen Sohn Friedrich als Kaiser III. als alleiniger Habsburger den Gesamtbesitz des Hauses in seiner Hand vereinigte. Und dann noch einmal durch eine abermalige Länderteilung unter die Söhne Kaiser Ferdinands I. im Jahre 1564 und Errichtung einer zweiten steirischen Linie. Erzherzog Karl II. richtete in Graz eine glänzende Hofhaltung ein. Und wieder war es diese Linie, die den Habsburgerstamm vor dem Erlöschen bewahrte, indem Karls Sohn Erzherzog Ferdinand II. als einzig überlebender Habsburger den deutschen Kaiserthron bestieg.

Es wäre für uns jedenfalls äußerst interessant zu wissen, wie das mittelalterliche Graz aussah und welchen Umfang es aufzuweisen hatte.

Für die erste Zeit des Mittelalters sind wir nicht in der Lage, Beschreibungen unserer Stadt oder Abbildungen derselben beizubringen, wohl aber für den Ausgang desselben. Das berühmte

Freskobild an der Südseite der Domkirche enthält die älteste Ansicht der Stadt Graz.[1]

Es existiert noch eine solche angeblich aus dem Jahre 1260. Dies ist aber ein Phantasiebild G. M. Vischers von 1681. Er hatte auf einem Exemplar der von ihm verfaßten Karte von Steiermark die Umgrenzungslinien zur Einzeichnung eines Ritterkopfes verwendet und rechts und links davon in Vignetten die berühmtesten „Kriegsthaten der Steyerer“ angebracht. Nr. 5 davon zeigt uns die Stadt Graz, wie sie eben von König Bela IV. von Ungarn bedrängt wird. Im Vordergrunde sehen wir das ungarische Lager und mächtige Heerhaufen, die schon an mehreren Stellen aneinandergeraten sind. Die Stadt selbst ganz im Aussehen des 17. Jahrhunderts, mit Basteien, die stark von Bewaffneten besetzt sind, befestigt, der Schloßberg in seiner Neugestaltung und mit dem 1588 erbauten Glockenturme, alle Türme der Stadt mit Zwiebeldächern versehen, Erscheinungen, die unmöglich dem Mittelalter angehören können.

Wir wissen nur, daß die Stadt zur Zeit des Herzogs Ernst des Eisernen am Beginne des 15. Jahrhunderts noch klein war von Umfang, den wir noch teilweise auf dem ältesten uns erhaltenen Plane von Graz aus dem Jahre 1657 erkennen könuen. Demnach war die Stadt folgendermaßen begrenzt: Von dem Wartturme hoch oben am Felsberge, dem heutigen Urturm, lief eine Mauer in gerader Richtung über den Felsen herunter der Mur zu, schloß die Sackstraße beim Palais Attems mit einem Tor und ging dann parallel mit der Mur, aber in ziemlicher Entfernung, nach Süden, bildete vor der Brücke gegen die Stadt zu wieder ein Tor, ungefähr dort, wo die Murgasse sich verbreitet und zu steigen beginnt; in damaliger Zeit fiel von hier das Terrain, da es noch keine Uferschutzbauten gab, zum Flusse ab. Die Mauer schlug von hier eine schiefe Richtung ein und entfernte sich mehr vom Ufer, umschloß das 1221 gegründete Minoriten- (heute Franziskaner-)kloster, weshalb wir uns erklären können, warum die Kirche sowohl zur Mur- als auch zur Neutorgasse schief steht: sie lehnte sich einfach an die Stadtmauer an, verlief hinter dem Klostergarten, dem Vorauerhofe (heute Finanzgebäude) und dem Lesliehof (heute altes Joanneumsgebäude) zum Reckturm an der Stelle der heutigen Landesbibliothek am Ende der Raubergasse. Von hier bog die Mauer nach Osten um, durch-

[1] Sämtliche Abbildungen und Pläne, von denen hier die Rede ist, sind entweder in Originalen oder in Kopien in der Ortsbildersammlung des steiermärkischen Landesarchives enthalten. Die photographischen Aufnahmen für das Skioptikon wurden darnach vom Sekretär des Joanneums, Herrn G. W. Geßmann, gemacht.

schnitt die Schmiedgasse mit dem Judentörlein, dann die Herrengasse dort, wo heute der ältere Thonethof steht, und tatsächlich stieß man auch beim Bau desselben auf die alte Stadtmauer, war hier unterbrochen durch das Ungar-, später eiserne Tor, und nahm die Richtung gegen die untere Burggasse, so daß die heutige Stadtpfarrkirche, die nur in Form einer Kapelle bestand, außerhalb zu liegen kam, bildete das Frauenklostertörlein, das zum uralten Frauenkloster am Grillpüchel führte, ungefähr die Gegend Stadttheater—Kaiser Josefplatz—Rechbauerstraße, bog hier nach Norden um, umschloß die herzogliche Burg und verlief in westlicher Richtung beim Marchfutterturm hinter dem Theater am Franzensplatze und der Ballhausgasse zum Paulustore in der oberen Sporgasse beim Palais Saurau und stieg von hier wieder zum Wartturm am Schloßberg empor.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts begann es sich in den alten Mauern kräftig zu regen. Kaiser Friedrich III. selbst gab den Anstoß zu einer regen Bautätigkeit, indem er 1449 den Umbau der alten, aus der Traungauerzeit stammenden Burg begann. Dieser Name für das Stadtgebäude hat sich bis heute erhalten, während für die Burg auf dem Felsberge die Bezeichnung Schloß sich einbürgerte. Der Bau dauerte während seiner ganzen Regierungszeit und auch sein Nachfolger Kaiser Max I. führte denselben fort. Außer dem Haupttrakte, der 1853 angeblich wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, baute er noch die sogenannte Kammerkapelle in der Flucht des heutigen Hauptgebäudes, die nunmehr allerdings nicht mehr dem ursprünglichen Zwecke dient, und den alten Uhrturm, der heute zwar auch verschwunden ist, dessen vier gigantische Pfeiler aber noch stehen und das allbekannte Burgtor bilden. Dieses wurde aber wegen der drohenden Türkengefahr 1479 geschlossen und erst 1787 wieder geöffnet.

Das Burggebäude hatte weder einen großartigen noch einheitlichen Charakter. Nur in der 1499—1500 erbauten doppelspindeligen Wendeltreppe wurde ein Werk geschaffen, das in Bezug auf seine kühne Konstruktion einzig dasteht, da in jedem Stockwerke vier Stufen geradezu in der Luft schweben.

Auch der Umbau der neben der Burg befindlichen alten Pfarrkirche zum heiligen Ägydius in der Zeit von 1449—1456 war gerade kein großartiges Werk. Schlicht und ohne allen Bauschmuck, der sonst Kirchen dieser Art so anziehend macht, steht sie da und man sieht ihr förmlich die Leere der kaiserlichen Kassen an, so daß ihr Äußeres wenig dem Titel Hofkirche, der nun aufkam, entsprach.

Auch die heutige Stadtpfarrkirche verdankt diesem Kaiser ihren Ursprung. Er schenkte 1466 den Dominikanern die Kapelle zum heil. Blut am Judenwege, worauf dieselben die Kirche in ihrer jetzigen Ausdehnung erbauten. Nur die Fassade in der Herrengasse und der Turm erhielten 1781 ihre heutige Gestalt.

Die dritte kirchliche Schöpfung ist heute schon fast verschwunden, nur das Presbyterium steht noch und dient den Zwecken eines Mietshauses, das man von der Salzamtsgasse aus sehen kann. Es ist dies die Leonhardikirche am Tummelplatze mit einem Franziskanerkloster, das spätere adelige Damenstift an der Stelle des heutigen I. Staatsgymnasiums und des Hauses Rospini in der Bürgergasse.

Die immer drohendere Türkengefahr ließ erkennen, daß im Falle eines ernstlichen Angriffes die mittelalterlichen Ringmauern wenig Schutz bieten würden, und so gab der Kaiser bereits 1453 den Befehl zur Ausbesserung und zum teilweisen Neubau der Befestigungen der Stadt und des Schlosses. 1479 wurde nochmals die Vertiefung des Stadtgrabens durch die Bürgerschaft angeordnet. Drei Jahre darauf wurde, um dem Feinde keinen Stützpunkt zu gewähren, das Frauenkloster am Grillbüchel abgebrochen und im nächsten Jahre den Bewohnern der östlichen Vororte gestattet, sich auf den Gründen des Bischofs von Seckau an der Stadtmauer anzusiedeln, wodurch die „Neue Gasse" (Hans Sachsgasse) entstand. Bis zum Jahre 1490 standen die Mauern, Wälle, Türme und Gräben um die Stadt vollendet dar.

Zeigten die Bauten Kaiser Friedrichs infolge seiner fortwährenden Geldnot eine fast übertriebene Einfachheit, so haben wir auch keine Berechtigung, bei den Bürgershäusern besonderen Luxus oder besondere Prachtentfaltung vorauszusetzen. Die Architektur des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stand in Graz auf mäßiger Höhe. Es weiß deshalb auch Äneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II., der als päpstlicher Legat 1453 am Hofe Friedrichs in Graz weilte, von der Stadt nicht mehr zu sagen, als daß sie freundlich sei. Nur bei der Beschreibung des Schloßberges erhalten seine Worte Schwung und Begeisterung: Hier steigt inmitten einer fruchtbaren Ebene ein mächtiger freistehender Hügel empor, rings in steile Felsen abstürzend; sein Gipfel trägt eine Burg, die, durch Kunst und Natur zu einem starken Bollwerk geschaffen, in königlicher Pracht sich erhebt.

Um so staunenswerter aber ist es, daß in dieser Zeit auf dem Gebiete der Malerei ein Werk geschaffen wurde, das kaum seinesgleichen hat.

An der Südseite des Domes befindet sich zwischen zwei Strebepfeilern, geschützt durch einen flachen, als Dach dienenden Segmentbogen ein Freskogemälde, 6 m lang, 3 m hoch. Im oberen Teile sehen wir die drei göttlichen Personen, als junge Männer dargestellt, auf Thronen sitzend, links und rechts die heilige Maria und den heiligen Johannes Evangelisten kniend, weiter dann die Hauptfiguranten des Himmels. Unter einer von Engeln getragenen Wolkenschichte ist die irdische Welt zur Darstellung gebracht. In der Mitte der Papst, links und rechts davon die heiligen Dominikus und Franziskus in ihren Zellen, auf der einen Halbseite die Laienwelt mit Kaiser, Königen und ihrem Hofstaate bis herunter zum Bettler, alles in lebhafter Bewegung, auf der anderen Seite die Kirche und deren Würdenträger. Das Bild, das infolge seiner oberen Komposition in Deutschland ohne Beispiel dasteht und zu den bedeutendsten Kunstwerken gehört, die Graz jemals in seinen Mauern hatte entstehen sehen, enthält im unteren Teile die drei Gottesplagen, die Verheerungen der Steiermark durch Türken und Pest in der Zeit von 1440—1480 und des furchtbaren Heuschreckenschwarmes am Maria-Himmelfahrtstage, den 15. August des letzten Jahres. Im mittleren befindet sich die älteste Ansicht der Stadt Graz. Trotz der Mängel und Undeutlichkeit infolge des mehr als vierhundertjährigen Einflusses der Atmosphärilien auf das Bild ist uns diese Stadtansicht von hohem Werte, da sie, ehrwürdig durch ihr Alter, die einzige Abbildung unserer Stadt ist, welche die mittelalterliche Befestigung durch Türme und Zinnenmauern zur Darstellung bringt. Die Stadt ist von Süden aufgenommen. Im Vordergrunde sehen wir das türkische Zeltlager mit Szenen der Gefangennahme und Massakrierung von Christen. Dominierend steigt das (alte) eiserne Tor auf, von dem sich nach links und rechts die Stadtmauer fortsetzt mit ihren Türmen, von denen der 1770 demolierte Reckturm besonders charakteristisch hervortritt. Dazwischen eine Pforte, die ungefähr in der Gegend der Schmiedgasse bestanden hat, das Judentörlein. Weiter westlich eine leere Fläche, die Gegend der heutigen Neutorgasse, und in derselben Richtung die Murvorstadt in Flammen, ebenso die Burg Gösting. Östlich vom eisernen Tore sehen wir im Verlaufe der Mauer das Frauenklostertörlein zum Frauenkloster am Grillbüchel und weiter fort zum Turme an Stelle der späteren Grillbüchel- oder Dietrichsteinbastei. Da biegt die Mauer nach Norden um und geht der Burg zu. Wir erblicken hier die Pfarrkirche (Dom), davor den Turm der 1614 abgebrochenen Katharinenkapelle, an deren Stelle heute das Mausoleum Kaiser Ferdinands II. steht,

und hinter der Kirche den alten Uhrturm der Burg, dessen Basis heute das Burgtor bildet. Weiter unterhalb den Turm des Dominikanerinnenklosters zu St. Leonhard, nachmals adeliges Damenstift. Der Turm der Dominikanerkirche (heute Stadtpfarre) ist durch das eiserne Tor verdeckt. Am Fuße des Schloßberges die Pauluskirche (Stiegen-) und weiter westlich die Barfüßer-(Franziskaner-)kirche. Bei sämtlichen Kirchen ist das Chor höber gestaltet als das Schiff, was bei vielen nicht zutrifft, und alle Türme sind minarettartig in die Höhe gezogen, Eigentümlichkeiten, die den Gesamteindruck nicht stören.

Der Schloßberg erhebt sich als steiler Felsenkegel und wir erkennen den Weg hinauf und die Mauer, die zum Paulustore herabsteigt. Dort, wo sich heute das Kreuz befindet, ist ein Tor, und weiter oben der Wachturm mit einer Toranlage, später, als das untere fiel, das erste Schloßtor genannt. Endlich auf dem höchsten Plateau das alte Schloß, mit betürmten Ringmauern umgeben. Die uralte Thomaskirche, angeblich auf den Grundfesten eines römischen Tempels erbaut, tritt als niedrige Rundkirche nicht selbständig in die Erscheinung. Der Glockenturm, erst 1588 erbaut, fehlt natürlich.

Auf dem Bilde der Heuschreckenplage sehen wir wieder den Schloßberg. Nur die Bestimmung der im Vordergrunde stehenden Kirche macht Schwierigkeiten. Außer der Pauluskirche gibt es in Graz keine einzige, die mit dem Presbyterium nach Westen steht, so daß der Schloßberg rechts zu liegen kommt. Da letzterer schon wie aus größerer Ferne sich ansieht, so ist es auch möglich, daß die Kirche eine außerhalb Graz befindliche darstellt.

Im Pestbilde erkennen wir die Hofgasse. Rechts die Domkirche mit ihren Strebepfeilern und der Friedhofmauer, welche, wie noch heute die Terrasse, zur Bürgergasse steil abfällt. Die beiden Häuser, von denen aus dem einen ein Sarg getragen, in dem andern in einer offenen Loggia einem Sterbenden die letzte Wegzehrung gereicht wird, nehmen ungefähr die Stelle des alten Pfarrhofes ein, der sich am oberen Ende der Bürgergasse befand.

So hätten wir denn in dem berühmten Freskobilde die ältesten Ansichten unserer Stadt, allerdings stellenweise mit großer Befangenheit und perspektivischer Naivetät.

Als im Jahre 1532 Ibrahim Pascha mit einer ansehnlichen Türkenhorde an Graz vorüberzog, mag wohl in vielen Köpfen die Überzeugung platzgegriffen haben, daß im Falle eines ernsten Angriffes ungeheures Elend über die Bewohner der Stadt hereingebrochen wäre. Man sah ein, daß die mittelalterlichen Befesti-

gungen einer Modernisierung unterzogen werden mußten. Auf die Vorstellungen der Verordneten und des Landtages von 1543 entschloß sich Kaiser Ferdinand I. zur Neubefestigung der Stadt nach dem System der italienischen Bastionen. Er schickte den aus Lugano stammenden Festungsbaumeister Dominico de Lalio von Wien nach Graz, der als J. röm. kais. Maj. Obrister Baumeister der windischen und kroatischen Grenze noch im selben Jahre seine glänzende Tätigkeit begann. Und damit beginnt in der Entwicklungsgeschichte unserer Stadt der dritte Zeitabschnitt, wohl der großartigste auf allen Gebieten der Baukunst, den Graz jemals gesehen.

Zuerst wurden die alten Werke des Schloßberges umgebaut, es sollte derselbe kein befestigtes Schloß tragen, sondern eine Festung sein, und demnach ist sein Aussehen an der Wende des 16. Jahrhunderts ein vollständig anderes. 1544 errichtete de Lalio ein doppeltes Zugwerk mit zwei Wagen, eine Art Seilbahn, zum Aufziehen der Baumaterialien, ungefähr an der Stelle, wo heute die Drahtseilbahn geht, baute im nächsten Jahre die große Zisterne am oberen Plateau behufs Wasserversorgung der Festung, eines der großartigsten Werke dieser Art, und in den nächsten Jahren die verschiedenen Basteien, die teilweise heute noch bestehen oder doch in ihrer Anlage erkenntlich sind. Auch ein anderes noch bestehendes Werk wurde von ihm in der Zeit von 1554—1558 ausgeführt. Es ist dies der sogenannte Türkenbrunnen. Die Wochenlisten vom 9. April 1554 bis 11. Jänner 1558 verzeichnen uns genau die Namen der deutschen Bergknappen, welche dieses großartige Werk geschaffen haben. Nur zum Aufziehen des gebrochenen Materiales wurden 2 bis 3, höchstens 10 gefangene Türken verwendet, Martaloten genannt. Darauf also reduziert sich die Zyklopenarbeit der Türken. Es war eine solche Arbeit, den Schacht 94 m tief durch den Felsen bis zum Grundwasserspiegel der Mur hinabzutreiben, aber dieses Werk haben deutsche Hände vollbracht. Offenbar lieferte die Zisterne nicht genug Wasser. Um diesem Übelstande abzuhelfen, hatte man es bereits 1548 unternommen, das Murwasser durch ein Pumpwerk, das der Fluß selbst betrieb, in eisernen Röhren in das Hauptschloß Graz zu führen. Nachdem auch noch die nötigen Baulichkeiten für Soldatenquartiere, für Munition und Proviant errichtet worden waren, gelangten mit dem Jahre 1559 die Befestigungsarbeiten am Schloßberge zum Abschlusse. Indessen hatte de Lalio auch die Neugestaltung der Stadtbefestigung in Angriff genommen. Er hatte den Graben bei der Burg in den Felsen sprengen lassen und mit dem Materiale die Grillpüchelbastei gebaut. Auch die

Burgbastei, die einzige heute noch bestehende, und jene beim eisernen Tore standen im Jahre 1551 fertig. Da war aber infolge Geldmangels eine kleine Stockung im Bau eingetreten. Um dem Kaiser die dringende Notwendigkeit des Weiterbaues darzulegen, wurde neuerdings der Maler Cäsar Pambstl, wie beim Beginn des Baues, beauftragt, eine Aufnahme von Stadt und Schloß zu machen, wonach der Tischler Lorenz ein Modell aus Holz verfertigte, das dem Kaiser nach Wien geschickt wurde.

Diesem Umstande verdanken wir die zweitälteste Ansicht unserer Stadt.

Als im Jahre 1565 Johanna, Ferdinands I. Tochter, den Herzog Franz von Medici heiratete, bereitete ihr der galante Gatte eine freudige Überraschung, indem er im Gange des Palazzo vecchio in Florenz, wo das junge Paar Wohnung nahm, die Ansichten der vornehmsten Städte aus den Erblanden ihres kaiserlichen Vaters anbringen ließ, um der achtzehnjährigen Fürstin das Scheiden von der alten Heimat weniger schmerzlich empfinden zu lassen. Das Grazer Bild hat nach einer Skizze Cäsar Pambstls, der keine Naturaufnahme machte, sondern dazu das Holzmodell verwendete, niemand geringerer als der berühmte Giorgio Vasari gemalt. Wir danken also diesem auf ein zartes Verhältnis übertragenen Kunstsinn eine Ansicht unserer Stadt von 1565. Gerade damals begann es in ihren Mauern um so lebhafter zu pochen, als in der alten Burg, die seit Friedrich III. nur mehr gelegentlich die Stätte eines fürstlichen Hofhaltes gewesen war, ein ausgebildeter Hofstaat infolge der Länderteilung nach Ferdinands I. Tod auf die Dauer sich etablierte. Der Adel des Landes weilte zahlreicher und öfter in den Mauern der Stadt und wetteiferte, angeregt durch die Kunstförderung von Seite des Hofes, in der künstlerischen Ausgestaltung ihrer Palais. Alles dies läßt es uns begreifen, daß sich Graz aus der mittelalterlichen Kleinstadt zur Größe und Bedeutung, wie es uns dann in den Abbildungen des 17. Jahrhunderts entgegentritt, emporschwingen konnte.

Die Florentiner Ansicht stellt uns die Stadt in Vogelperspektive vom rechten Murufer aus dar. Sie erscheint uns außerordentlich kleinlich vom Gepräge und läßt auf den ersten Blick die Entstehungsart nach dem Holzmodell erkennen. Die Murvorstadt hielt der Künstler nicht für beachtenswert und deshalb fehlt sie ganz. Eine ungedeckte Brücke führt über den Fluß in die Stadt, die man durch das mit einem Turme versehene Murtor betrat. Sie zeigt uns schon die neuen Befestigungen, wie sie bis 1560 ausgebaut waren, daneben aber auch noch jene aus dem

Ansicht von Graz vom Jahre 1565.

Das Original befindet sich als Freskogemälde im Palazzo vecchio in Florenz.

Mittelalter, einfache, krenelierte Mauern, durch Eck- und andere Türme unterbrochen. Während an der Murseite noch der Umfang der Friedricianischen Stadt erkenntlich ist, zeigt sie im Süden und Südosten bereits die durch die Neubefestigung geschaffene Erweiterung. Die alte Mauer läuft da wieder, wie früher, vom Wachturm am Schloßberge, wo hoch oben am Felsen heute noch die Überreste sichtbar sind, in gerader Richtung der Mur zu, läßt deutlich das Sacktor erkennen, läuft dann nach Süden, am Flusse einen freien Bewegungsraum lassend, bis zum Reckturm, der bereits von einer Bastei umschlossen ist. Im weiteren Verlaufe erkennen wir, wie auf dem Pestbilde, die Pforte in der Schmiedgasse, das von Friedrich III. erbaute eiserne Tor, das Frauenklostertörlein und die Grillpüchelbastei. Hier biegt die Mauer nach Norden um, umfaßt die Burg, geht zum (inneren) Paulustore und steigt wieder zum Wachturm empor. Den 2. und 3. Sack nehmen zerstreute Häuschen ein und eine Mühle. Das Viertel Karmeliterplatz—Paulustorgasse fehlt noch, da es erst unter der Regierung Karls II. und Ferdinands II. dazukam. Wohl erkenntlich ist die 1530 erbaute kaiserliche Erzgießhütte am Fuße des Schloßberges, aus der unter anderem die Brunnenlaube im Landhaushofe und die große Glocke am Schloßberge hervorgingen, sowie auch die Mauer des Tiergartens, der bis auf den Rosenberg hinauf sich erstreckte. Wohlerkenntlich sind ferner die Straßen und Plätze in ihrer Anlage, nur sind sie nicht so dicht mit Häusern besetzt.

Die Bezeichnungen der Gassen der inneren Stadt gehen meist weit zurück ins Mittelalter, bewahren so manche historische Erinnerungen und geben Andeutungen früherer Verhältnisse. Man benannte gerne nach Gewerben, wie Sporer, Schmiede, Färber, Binder, oder nach Heiligen, Prokopigasse, dann nach Klöstern, geistlichen Personen oder Ämtern, Stainzerhofgasse, Bischofplatz, Franziskanerplatz. Auch altadelige Familien, die ihre Stadtwohnung daselbst hatten, gaben der Gasse den Namen, wie Stubenberg, Trautmannsdorf, und ihre Gesamtheit, die Herren, also Herrengasse. Nicht minder waren es öffentliche Gebäude oder Ämter, die zur Bezeichnung Veranlassung gaben, wie die Burg, das Landhaus, Salzamt, und tatsächlich bestehende Verhältnisse, Engegasse, Tummelplatz (Reitschule), Badgasse, Judengasse. Endlich gibt es auch solche Bezeichnungen, bei denen man sich des Lächelns kaum erwehren kann, oder die sonderbare Nebenvorstellungen erwecken, Fliegenplatz, Sackstraße, Jungferngasse, die Höll, neue Welt, Mehlgrube, das Paradeis, der Eselstall u. s. w.

Auf unserem Bilde tritt vor allem hervor der Platz, Marktplatz, Hauptwachplatz, Hauptplatz mit dem charakteristischsten

Gebäude der ganzen Aufnahme, dem Lueck. Die Front bis zur Stempfergasse scheint wahrheitsgetreu dargestellt, während die übrigen Teile die Art der Aufnahme nach einem Holzmodell uns deutlich vor Augen führen, indem die Häuschen wie Kinderspielzeuge aneinander gestellt sind und jedenfalls ganze Bautengruppen markieren sollen, denn es ist nicht gut denkbar, daß die Stadt nur über 120 Objekte aufzuweisen gehabt hätte. Vom Hauptplatze gehen die Gassen nach allen Richtungen aus. Da ist vor allem die Hauptverkehrsstraße, die Herrengasse, die diesen Namen erst 1494 erhielt, als sich nach und nach mehr Adelige, also Herren, ansiedelten; die alte Bezeichnung Bürgergasse ging auf die Kirchgasse über, die eine Zeitlang auch Jesuitengasse hieß. Der Sack reichte bis zum heutigen Ursulinerplatz, die Fortsetzung hieß schon 1293 die Ledererstraße. Die Badgasse hieß Admontergasse, während die Landhausgasse noch 1728 Badgassel genannt wurde. Bei der Dragyntasche in der Gegend des heutigen Landhauses in der Schmiedgasse zweigte die Dreytling ab und führte beim Seckauerhofe vorüber in die hintere Schmiedgasse, die von 1493 ab Raubergasse hieß. Vom Platze kam man durch die Höll (1478 Davidgäßchen), durch die Kloster- und Pfaffenstraße zum Freithof bei den minderen Brüdern, heute Franziskanerplatz, und durch das Fürstengassel bei der neuen Welt wieder in die Gegend der heutigen Albrechtsgasse zum Hauptplatze und der Schmiedgasse zurück. Bei der Franziskanerkirche an der Mur zu dehnte sich das Kälberne Viertel aus, eine Bezeichnung, die dann auf die Neutorgasse überging und auch heute noch im Volksmunde erhalten ist. Gegenüber der Stadtpfarrkirche war die Jungfern-, die Pfarr- und Gottsleichnamsgasse, früher der Judenrain und Judengasse. Die Sporrergasse reichte bis zur heutigen Ballhausgasse, wo das Paulustor stand, und die Hofgasse führte am Münzhause und an Gärten vorüber zum St. Gilgen-Freithof um die Domkirche herum und zur Burg. Auf unserem Bilde ist die Aufnahme dieses Viertels etwas verzogen und irrig, deshalb ist auch die Burg kaum erkenntlich und steht der Marchfutterturm zu weit nach Osten. Im Stadtteil zwischen Herren-, Färber-, Bürgergasse und Tummelplatz herrscht einige Verwirrung. An Stelle des Landhauses in der Herrengasse und jener der Albrechtsgasse befinden sich Gärten. Nur in der Schmiedgasse ist das alte Landhaus mit dem Rittersaal, dem Prueschenkischen Flügel, ersichtlich.

Auffallend aber ist es, daß die Kirchen so wenig markiert sind. Während auf dem Türkenbilde die Türme künstlich erhöht sind, fehlen sie hier gänzlich. Es ist wohl wahrscheinlich, daß der Künstler in Florenz dieselben als solche nicht gut auf der

Zeichnung unterscheiden konnte, da sie auf dem Holzmodelle höchstens als einfache Dachreiter erschienen. Trotzdem erkennen wir das Franziskanerkloster, angelehnt an die Stadtmauer, die Stadtpfarre samt Nebengebäuden in festungsartigem Ausbau, die Dominikanerinnen am Tummelplatz und vor allem die Domkirche, damalige Stadtpfarre, mit der Katharinenkapelle, und gegenüber, wo heute die alte Universität steht, einen Karner. Auch die Pauluskirche ist erkenntlich, wie auf dem Schloßberge die alte Thomaskirche. Als einzige Kirche mit Türmen präsentiert sich die außer der Stadt gelegene Leehkirche, die infolge einer ungeschickten Handhabung der Perspektive auf das linke Ufer des Grazbaches gedrängt wurde. Auch das 1557—1563 erbaute Landhaus in der Herrengasse fehlt. Tatsächlich stand aber hier die alte Kanzlei und das Adlerische Haus, Fehler, die sich damit erklären lassen, daß die Aufnahme bereits 1551 gemacht wurde und die Neubauten während dieser Zeit bis 1565 vom alten Pambstl einfach vergessen wurden, da er ja, wie er selbst sagt, bereits ein von Schwachheit befallener Greis war. Über der Stadt erhebt sich in getreuer Abbildung der Schloßberg mit seinen eben fertig gewordenen gewaltigen Befestigungen. Wir sehen die verschiedenen Basteien des unteren und oberen Plateaus von zwei- bis dreifachem Mauerkranze umschlossen, unten den Wachturm, oben das alte Schloß, das erst 1573 demoliert wurde, und beim sogenannten Türkenbrunnen die hochaufragende Bastei, genannt die Katze. Auch der Schloßzug, die Seilbahn hinunter in die Sackstraße, ist sichtbar. Auch auf diesem Bilde ist der Glockenturm noch nicht ersichtlich.

Die Befestigungsbauten hatten de Lalio noch Zeit gelassen, sich auch als Zivilarchitekt zu betätigen. So baute er 1544 die Prunkstiege in der Burg, die 1553 mit dem Friedricianischen Trakte fiel, und von 1558 bis zu seinem Tode 1563 den Landhaustrakt in der Herrengasse mit dem Haupteingange und dem Balkon darüber, einen imposanten Palast im Stile der italienischen Frührenaissance, den Musterbau für die steirische Lokalschule. Er hatte außer seinen Brüdern Gianmaria und Andrea noch eine Anzahl seiner Landsleute herbeigezogen, die als Baumeister bei den verschiedenen Festungsbauten in Graz, Fürstenfeld, Marburg, Radkersburg, Pettau, Warasdin etc. Verwendung fanden und eine geschlossene Schule, die steirische Lokalschule bildeten, in der die Traditionen ihres Meisters bis über die Wende des 16. Jahrhunderts hinaus gepflegt wurden. Charakteristisch ist diese Schule durch die doppelten Rundbogenfenster, von einer im obern Drittel gekuppelten Säule getrennt. Das ganze Fenster ist viereckig um-

rahmt, oben mit einem kompletten Gebälk, unten mit einem Fußgesims.

Die Verwelschung der Baumeisterzunft und Überschwemmung unseres Landes mit italienischen Künstlern, Handwerkern und Abenteurern aller Art hat v. Zahn so trefflich im I. Bande seiner „Styriaca" geschildert.

Aus dieser Schule finden sich noch allenthalben in unserer Stadt bauliche Überreste, namentlich Hofbauten.

Bei den künstlerisch gestalteten Höfen unserer Stadt können wir hauptsächlich drei Typen beobachten. Der erste zeigt die Formen der im Absterben begriffenen Gotik. Als Repräsentanten für diese Gruppe möchten wir den Hof des deutschen Hauses in der Sporgasse bezeichnen. Das Gebäude, das erst 1690 in den Besitz des Ordens kam, war 1630 in seinem Äußeren umgestaltet worden, wobei es die heutige Fassade erhielt mit dem originellen Hauptgesims, schwarz und weiß im Mörtelputze. Der Hof aber blieb in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Die Stiegenanlage befindet sich nicht im Innern des Gebäudes, sondern im Hofe, gerade so wie bei den altgotischen Häusern von venetianischem Charakter, und hatte das Haus nur ein Stockwerk, wie wir uns wahrscheinlich die meisten Häuser unserer Stadt zu denken haben. Als das zweite und dritte Geschoß aufgesetzt wurde, kam der Stiegencharakter einfach nach oben hin zur Wiederholung, wodurch dieser malerische gotische Hof in der Form zustande kam, wie er sich uns heute den Blicken darbietet. Etwas jünger ist der Hofbau des Hauses Hauptplatz Nr. 15. Es sind noch die Arkaden des zweiten und dritten Stockes vorhanden und verleihen die strickartig gewundenen Säulen demselben ein eigentümliches Gepräge.

Die zweite Art des Hofbaues können wir am Hause Hauptplatz Nr. 17 im linken Trakte beobachten. Infolge des etwas engen Raumes kommt der reine Renaissancemomente aufweisende Bau nicht so recht zur Geltung. Die Stiegenanlage ist wieder eine Freitreppe und springt dieselbe rechtwinklig in den Hof ein, wodurch die in guten Maßen gehaltenen Arkaden mit ihren eleganten Säulen nach zwei Fronten sich entwickeln, eine pikante architektonische Lösung. Das Haus war bis 1798 im Besitze der Grafen v. Stürgkh, dann kurze Zeit in jenem der Familie Auersperg, bis es zu Anfang des 19. Jahrhunderts in bürgerlichen Besitz kam.

Dem dritten Typus, dem der steirischen Lokalschule, gehört der Hof des Hauses zum roten Krebsen in der Sackstraße an. Die Stiege führt in eine weite Halle, die sich gegen den Hof zu in einer Loggia mit vier Rundbogen öffnet. Weiter rückwärts liegt ein Arkadengang. Darüber ragen die schroffen Felsen des Schloß-

Hof des Hauses Sackstraße Nr. 12.





berges empor mit der scharfen Mauerkante der Bürgerbastei und der Silhouette des Uhrturmes, ein Gesamtbild, wie es malerischer kaum gedacht werden kann. Wenden wir uns um, so sehen wir ein anderes Bild. Das Haus war adeliger Ansitz und finden wir dasselbe im Besitze der Grafen von Gailer. Als solches erhielt er seine Hauskapelle, für die der italienische Baumeister eine eigene Stiege mit einer Loggia baute, nach zwei Fronten sich entwickelnd, eine Anlage, die heute die Freude aller jener erweckt, die auf architektorischen Organismus sich verstehen. Kein Maler sollte es versäumen, seine Staffelei im Schatten der Arkaden dieser altehrwürdigen Höfe aufgestellt zu haben.

Dem Regierungsantritte Erzherzog Karls war eine rege Bautätigkeit vorausgegangen. Überall im Lande saßen tüchtige italienische Baumeister, die den Stil der italienischen Frührenaissance verbreiteten und so standen ihm zur Verwirklichung seiner Pläne bewährte Kräfte zur Verfügung. Allerdings hatte der Erzherzog als streng katholischer Fürst mit den der Mehrzahl nach protestantisch gesinnten Ständen während seiner ganzen Regierungszeit zu kämpfen, worunter auch der Fortgang der Befestigungsbauten litt, da die Stände nun anfingen, ihre religiösen Freiheiten durch Geldverweigerungen zu erkaufen. 1570 baute er durch den Baumeister Dionisi Tadei den Teil der Burg zwischen dem Burgtor und der Kammerkapelle, den heutigen Haupttrakt, und gleichzeitig sein Lustschloß Karlau. Er hatte auch die Jesuiten nach Graz berufen, um an ihnen in seinem Kampfe gegen die Stände eine Unterstützung zu finden. Damit er sie ganz in seiner Nähe habe, übergab er ihnen die Hofkirche und den alten Pfarrhof, worauf diese 1572 mit dem Baue eines Jesuiten-Kollegiums begannen, das aber erst 1591 zur Vollendung kam. Es ist dies jenes gewaltige Viereck in der oberen Bürgergasse, das heute als Diözesan-Priesterhaus dient und das nicht so sehr durch seine Architektur, als vielmehr durch die Dimensionen auffällig ist. Nur die durch drei Stockwerke reichenden Arkaden des Hofes sind imposant. Die Stadtpfarre wurde an die Kirche zum heil. Blut in der Herrengasse übertragen, bei der sie sich noch heute befindet. Um ungesehen mit den Jesuiten verkehren zu können und sich Rat zu holen, wurde von der Burg aus ein unterirdischer Gang angelegt, der erst vor nicht langer Zeit sowohl im Parterre der alten Universität, wo er mündete, als auch von der Burg aus vermauert wurde.

Die Berufung der Jesuiten war die Antwort des Erzherzogs auf den Bau der protestantischen Stiftsschule. Die Stände besaßen seit 1544 im Landhause eine eigene Schule. Als aber dieses umgebaut wurde, kauften sie 1568 trotz der Einsprache seitens des

Landesfürsten von Seifried v. Eggenberg ein Haus mit einer Kapelle, das Eggenbergerstift, in der Murgasse zwischen den beiden Toren und dem Admonterhofe. Sie ließen dann 1570 die Kirche vergrößern und den Bau des Schulhauses beginnen, der zwei Jahre darnach vollendet war. An dieser Schule wirkte auch von 1594 bis 1600 Johannes Kepler. Als Erzherzog Ferdinand 1598 die Gegenreformation durchzuführen begann und alle Personen, die nicht katholisch wurden, das Land verlassen mußten, welches Los auch Kepler traf, wurde die Schule geschlossen. Die wieder katholisch gewordenen Stände schenkten das Gebäude der Erzherzogin Maria, der Witwe Karls, die 1602 darin das Klarissinnenkloster zu Allerheiligen im Paradeis, wie die Örtlichkeit hieß, einrichtete. Sie nahm oft an den klösterlichen Übungen der Schwestern teil und wurde auch hier begraben. Als 1782 Kaiser Josef II. das Stift aufhob, kam ihr Sarkophag in das Mausoleum ihres Sohnes Ferdinand II. Das Kloster samt Kirche wurde verkauft, letztere abgerissen und die Häuser in der Murgasse—Hafnerplatz erbaut, das Konventgebäude etwas umgebaut und bildet heute den bekannten Paradeishof, in dem bis zur Erbauung des Postgebäudes das Telegraphenamt untergebracht war.

Ihr Sohn Erzherzog Ferdinand machte den Ständen jenen mächtigen goldenen Becher von feinster Augsburger Arbeit zum Gegengeschenke, der heute als Landschadenbundbecher das prächtigste Schaustück unseres Landesmuseums bildet.

Als Gegengewicht gegen die Stiftsschule, die wegen ihrer vorzüglichen Leitung Studierende in großer Anzahl anzog, hatte Erzherzog Karl 1585 die Universität gegründet. Der Unterricht wurde ursprünglich im Jesuiten-Kollegium erteilt. Das Universitätsgebäude Ecke Bürger- und Hofgasse wurde erst unter Ferdinand II. 1609 ausgebaut und muß architektonisch wirksamer gewesen sein als heute, wie wir aus einer Abbildung Vischers ersehen, denn dasselbe zeigt nur mehr als einzigen Schmuck an beiden Seiten der Ecke die großen Doppelwappen Ferdinands und seiner Gemahlin. Kaiserin Maria Theresia ließ das Haustheater der Jesuiten und die Aula zu einem einzigen Raum vereinigen, in dem die Universitätsbibliothek aufgestellt wurde, und so erhielt der durch zwei Stockwerke reichende Saal, der größte, den die Stadt aufzuweisen hat, seine gegenwärtige Gestalt und auch seine Fresken.

Eine andere interessante Ecke unserer Stadt ist der Tummelplatz. Am untersten Ende der Burggasse befand sich der herzogliche Hofstall und daneben auch ein Platz zum Zureiten, zum Herumtummeln der Pferde, also Tummelplatz.

Es galt früher allgemein als geschichtliche Tatsache, daß sich der erste Herzog des Landes aus dem Hause der Babenberger, Leopold V., am Weihnachtstage 1195 bei einem Turnier auf dem damals außerhalb der Stadt gelegenen Platze das Bein brach, das er sich selbst mangels eines Arztes unter dem Beistande seines Kammerdieners abnahm und an den Folgen dieser Operation starb. Die Geschichtsforschung aber hat diese Darstellung des Sachverhaltes in das Reich der Fabel verwiesen und festgestellt, daß der Herzog am Weihnachtstage nach dem Mittagessen mit zahlreichem Gefolge ins Freie ritt, auf dem Glatteise zu Falle kam und an den Folgen dieses Unfalles starb.

Erzherzog Karl ließ dann, nachdem er zur Hebung der Pferdezucht in Innerösterreich 1580 beim Dorfe Lipizza am Karst ein Gestüt errichtet hatte, zum Einstellen und Zureiten dieser Pferde den alten Hofstall vergrößern und eine Reitschule anlegen. Die Baulichkeiten bestanden aus einem Wohnhause, Pferdestall und einem dritten Gebäude, der Wagenremise, Futter- und Sattelkammer. Dadurch war die Burggasse der Quere nach abgesperrt. Der freie Raum zwischen der alten Stadtmauer und der neuen Bastei diente als Reitplan. Davon bekam die Fläche, die heute die untere Burggasse mit den angrenzenden Häusern einnimmt, den Namen Tummelplatz, während die Gasse, die heute diese Bezeichnung führt, ganz richtig, wie dies früher der Fall war, Tummelplatzgasse heißen soll. Als Graz aufgehört hatte Residenz zu sein und es keinen Hofmarstall mehr gab, wurden die Gebäude teils als ärarisches Salzmagazin, wovon die Salzamtsgasse den Namen bekam, teils als Münz- und Messingverschleißamt benützt. Auf dem Planum der alten Reitschule aber entstand das erste stabile Theater von Graz. Es war aus Holz und lehnte sich mit der Rückwand an die hochaufragende Bastei, die Katze genannt, an. Hier führte Pietro Mingotti aus Venedig von 1736—1743 italienische Opern auf, ging aber dabei zugrunde. P. Picinelli, der 1749 das nun schon gemauerte „Opernhaus am Tummelplatz" übernahm, war auch nicht glücklicher. Da dieses Theater aber 1774 bereits baufällig war und wegen des angrenzenden Pulverturmes eine etwas ungemütliche Nachbarschaft besaß, entschloß sich die steirische Landschaft ein eigenes Theater zu bauen. Die Regierung, die dazu hatte die Aufforderung ergehen lassen, trat den Bauplatz hiefür, den zwischen der Burg und dem alten Vizedomhause gelegenen Vizedomgarten, unentgeltlich ab. Am Weihnachtsabende des Jahres 1823 brannte das Haus vollständig nieder. Ungesäumt aber taten die Stände die nötigen Schritte zum Wiederaufbau des Schauspielhauses. Mit Benützung der stehengebliebenen Hauptmauern

bauten sie aus dem Erlöse von aus dem ständischen Zeughause an die neapolitanische Regierung verkauften Kanonen im Werte von 42.840 fl. und dem Erträgnisse aus dem Rohitscher Sauerbrunnen das Landestheater, das als Theater am Franzensplatze in der ursprünglichen Form heute noch besteht. Gleichzeitig wurde durch die Abtragung einiger Nebengebäude der Franzensplatz geschaffen.

Die Gebäude am Tummelplatze aber fielen teils 1840, als man eine direkte Verbindung herstellte zwischen dem 1836 erbauten Franzenstore am Ausgange der heutigen Burggasse und dieser, teils 1860 beim Baue der Normalschule.

Erzherzog Karl hat an der Befestigung der Stadt nach Maßgabe der von den Ständen bewilligten Mittel, die nun infolge der religiösen Wirren nicht mehr so reichlich flossen als ehedem, weitergebaut, und mußte die Regierung selbst manchmal durch Geldbeschaffung ein etwas regeres Tempo in die Arbeiten bringen. 1575 wurde das neue eiserne Tor etwas weiter hinaus zu gegen die Stadtmauer gebaut, das bis zu seiner Demolierung im Jahre 1860 in derselben Gestalt verblieb. Die Bastei gegen die Mur zu wurde in Angriff genommen und das Kälberne Viertel- oder Neutor gebaut, das ursprünglich nur in einer einfachen Toranlage bestand, während der zweistöckige Aufbau erst später aufgesetzt wurde. Auch die Grundmauern zum äußeren Paulustore wurden gelegt und erhielt der Schloßberg jenes Aussehen, das er bis zur Demolierung der Werke durch die Franzosen 1809 beibehielt. Das uralte mächtige Schloß am Plateau, das schon lange nicht mehr von fürstlichen Personen bewohnt worden war, wurde abgebrochen, womit sich der Charakter des Berges, der nun nicht mehr ein befestigtes Schloß trug, sondern eine Festung darstellte, vollständig änderte. Die neben dem Schlosse befindliche romanische Rundkirche zum hl. Thomas sollte nunmehr als Festungskirche dienen. Sie hatte aber keinen Glockenturm. Und so beschloß Erzherzog Karl, einen solchen zu bauen und mit einer mächtigen, weithintönenden Glocke zu versehen. So entstand 1588 der achteckige Turm, der neben dem Uhrturm das Wahrzeichen der Stadt bildet und den die Bürgerschaft 1809 durch eine ansehnliche Summe der Zerstörungswut der Franzosen entriß. Der 35 m hohe Turm hatte eine zweifache Bestimmung. Die unteren Geschosse sollten Staatsgefängnisse enthalten, von denen eines, die Baßgeige, halb unterirdisch angelegt, manchmal recht zahlreich besucht war. Im obersten Stockwerke befinden sich die weiten Schallöffnungen, reichgegliederte Doppelfenster im Stile der durch de Lalio geschaffenen steirischen Lokalschule. Auch heute, wo Kirche und

angrenzende Baulichkeiten verschwunden sind und der Turm allein dasteht, bildet er eine ebenso imposante als würdige Krönung unseres Schloßberges, der, weithin sichtbar, Stadt und Tal beherrscht. Als immerwährendes Denkmal seiner strenggläubigen Gesinnung ließ Erzherzog Karl durch Martin Hilger in der neuerrichteten Gießhütte vor dem Paulustore 1587 jene große Glocke gießen, die heute noch zur Freude aller Bewohner von Graz ihre herrliche Stimme ertönen läßt. Karlsglocke sollte ihr Name sein nach der Bestimmung ihres Stifters. Wieso sich die Bezeichnung Liesl einbürgerte, ist und wird ein geschichtliches Rätsel bleiben.

Das alte Schloß mit seinen Türmen und Zinnenmauern unmittelbar vor dem Abbruche stellt uns eine Handzeichnung des k. Hofbibliothekars Hugo Blotius von 1571 in der Handschrift 8944 der k. k. Hofbibliothek, allerdings in etwas naiver Auffassung, dar. Es ist dies die einzige Abbildung, die die Anlage der alten Seilbahn mit Geleisen in die Sackstraße hinunter zur Darstellung bringt.

Beim Tode Erzherzog Karls waren die Befestigungen bis auf die Bastei beim Paulustore und jene am Ufer der Mur vollendet. Es waren dadurch weite Räume geschaffen worden, auf denen in Kriegszeiten die Kartaunen und Feldschlangen ihr verderbliches Spiel treiben sollten. So lange sich aber kein Türke zeigte, luden die Flächen zu einem weniger gefährlichen Spiele ein und so entstand unmittelbar unter den Fenstern der Hofburg ein Garten als Erholungsplatz für die erzherzogliche Jugend mit Springbrunnen, wozu das Wasser vom Rosenberge hereingeleitet wurde, und anderen Belustigungen, alles unter der Bedingung, in Kriegszeiten beseitigt zu werden. Da sich aber seit der Fertigstellung der Werke kein Türke mehr vor den Mauern zeigte, so besteht dieser Garten heute noch als Burggarten.

Karls Gemahlin Erzherzogin Maria besaß einen hochentwickelten Kunstsinn, den sie nicht bloß in der Unterstützung mancherlei Künstler, sondern auch im Sammeln von allerlei Kunstgegenständen betätigte. Diesem Sinne verdankte die Burg die reich ausgestattete Schatz-, Kunst- und Rüstkammer, die unter Maria Theresia 1765 aufgelöst wurde und deren Gegenstände zum größten Teile nach Wien kamen, wo sie heute einen ansehnlichen Bestandteil der kaiserlichen Sammlungen bilden. Auch die Ausschmückung der Hofkapelle mit wertvollen Bildern war ihr sozusagen ein Herzensbedürfnis gewesen. Diese Fresken wurden bei der Demolierung des alten Burgflügels von der Wand gesägt, lagen dann eine Zeitlang

unbeachtet in einem Winkel, bis sie bei einer Auktion Baron Kellersperg erwarb, der sie in seinen Schlössern Söding und Frauheim aufstellen ließ.

Der Erzherzogin danken wir auch eine Ansicht der Stadt aus dem Jahre 1594. Sie ließ durch Vermittlung ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm v. Bayern, den Kupferstecher Georg Peham aus München kommen, der über ihren Auftrag eine Aufnahme der Stadt Graz nach der Natur machte. Da der Künstler keinen erhöhten Standpunkt wählte, so sehen wir von der Stadt leider nur die Dächer. Aber sie ist für uns demungeachtet von großem Werte, weil sie genau die bauliche Ausgestaltung der Stadt unter der Regierung Erzherzog Karls erkennen läßt. Im Vordergrunde des Bildes sehen wir die Grillpüchelbastei, mit einem mächtigen Adler aus Stein an der Ecke geschmückt und dahinter den hochaufragenden Kavalier, genannt die Katze. Weiters die Burg, wie sie bis 1853 bestand, und die 1592 erbaute gedeckte Brücke, die durch den Turm, das heutige Burgtor, über den Graben in die Vorstadt führte. Weiter rechts das Schloß Schanzenegg, später Palmburg, auf einer Anhöhe am Fuße des Schloßberges, heute ein Bestandteil des allgemeinen Krankenhauses. Die Bastei beim Paulustore und dieses selbst fehlt noch. Neben der Burg die Hofkirche und die Katharinenkapelle. Weiter unten das Dominikanerinnenkloster am Tummelplatze, die Stadtpfarrkirche und dominierend das Landhaus, über die Bastei aufragend das neue eiserne Tor. Weiterhin der Reckturm und die Bastei beim Kälbernen Viertel. Das Tor selbst ist nicht sichtbar, da der zweistöckige Aufbau erst später aufgesetzt wurde. Der Schloßberg weist jene Gestalt auf, die er unverändert bis 1809 beibehielt und tritt namentlich der Glockenturm, der das erstemal auf einer Ansicht erscheint, stark in die Erscheinung. Aus Dankbarkeit für die übertragene Arbeit hat der Künstler im Vordergrunde den Wagen der Erzherzogin, mit ihrem Wappen geschmückt, angebracht, um den sich Herren und Damen des Hofes promenierend und reitend gruppieren. Unter den Damen befindet sich auch die Erzherzogin.

Erzherzog Ferdinand kehrte 1595 von der Universität zu Ingolstadt zurück und übernahm am 3. Mai die Regierung. Anfangs lebte er im leidlichen Verhältnisse mit den protestantischen Landständen, bis er sich 1598 unter den Ratschlägen der beiden Bischöfe Georg Stobäus von Lavant und Martin Brenners von Seckau, des Ketzerhammers, zu jenen Dekreten bestimmen ließ, durch welche die Gegenreformation eingeleitet wurde. Der Schlußakt im gewaltigen Drama aber erfolgte 1600 im August. Die Bürgerschaft wurde aufgefordert, den Eid auf den katholischen

Glauben zu schwören. Wer sich weigerte, mußte außer Landes ziehen. Dieses Los teilte mit so vielen anderen auch der berühmte Stückgießer Max Wening, der viele Kanonen zur Armierung der Grazer Festungswerke gegossen hatte. Es wurden aber in der folgenden Zeit zahlreiche Klöster gegründet, um so den Glauben der wieder katholisch gewordenen Grazer zu kräftigen. An der Stelle zwischen den beiden Paulustoren, wo 1600 über 10.000 protestantische Bücher verbrannt worden waren, entstand das Kapuzinerkloster zu St. Anton von Padua, die heutige Spitalskirche. 1606 die Kalvarienbergkirche, 1607—1611 das Minoritenkloster Maria Hilf, 1615 das Barmherzigenkloster in der Murvorstadt und 1619 wird St. Paulus im Walde oder am Burgberg, eine der ältesten Kirchengründungen von Graz, in eine Renaissancekirche umgebaut.

Die bedeutendste bauliche Leistung Ferdinands II. ist dessen Mausoleum, das allerdings erst unter Kaiser Leopold I. 1686 zur Vollendung kam, bei welcher Gelegenheit auch offiziell diese Bezeichnung zum erstenmale auftritt. Der junge Bernhard Fischer hat die Innendekoration vollendet. Neben der Hofkirche erhob sich eine uralte romanische Rundkapelle zur hl. Katharina, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach jedenfalls ein Karner. Diese ließ der Erzherzog 1614 bis auf die halbkreisförmige Mauer an der Absis abbrechen und durch seinen Hofbaumeister Peter de Pomis jenen halb barocke, halb Renaissance-Motive aufweisenden Bau aufführen, der infolge der malerischen Anordnung der einzelnen Teile auf den Beschauer einen mächtigen Eindruck ausübt.

Ferdinand hat also die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt bis über den Tod hinaus dokumentiert, indem er dereinst dort zu ruhen gedachte, wo er seine fröhliche Jugendzeit verlebt hatte.

Auch die Burg erhielt ihre letzte bauliche Erweiterung. Es wurde der Flügel gegen das Theater zugebaut, der heute die Registratur der k. k. Statthalterei beherbergt. Ursprünglich zeigte das Gebäude in beiden dem Garten zugekehrten Geschossen offene Arkaden, die im oberen heute vermauert sind. Nach außen hin war es, wie man unter der Kalktünche noch erkennen kann, mit Sgraffitomalereien geschmückt, die aus Archivoluten mit Perlstab um die Bogen und ornamentalen Adlern in den Zwickeln bestanden.

An den Befestigungen wurde zwar fortwährend weitergebaut, da aber die Mittel dazu spärlich flossen, ging die Arbeit langsam vorwärts. Als Erzherzog Ferdinand 1619 den deutschen Kaiserthron bestieg und dadurch der steirische Regentenhof für immer aufgelöst wurde, waren die Grazer Befestigungen noch nicht zum Abschlusse gebracht. Es wurde noch die Bastei nordwärts der

Burg ausgebaut und das Paulustor 1628 fertig gestellt, das heute noch mit dem später erfolgten Aufbau des Stockhauses dasteht, geschmückt mit dem schönen Doppelwappen Ferdinands und seiner Gemahlin aus weißem Marmor, wovon allerdings unter der Kalktünche wenig ersichtlich ist. Auch die Bastei an der Mur, mit dem äußeren Sacktore war 1626 vollendet.

Den Zustand der Vollendung zeigt uns der gleichzeitige prächtige Stadtprospekt Hollars von 1635. Der Baumeister Lorenz v. Desipi, auch als tüchtiger Kupferstecher bekannt, hatte den steirischen Ständen 1626 eine Ansicht der Stadt überreicht, wofür er 30 fl. erhielt. 1630 begann er einen großen Stich in zwei Blättern, wovon er bis zu seinem Tode nur mehr das linke fertig brachte. Das rechte, das nur skizziert war, ließ die Witwe von Wenzel Hollar, der persönlich aber in Graz nicht anwesend war, entweder in Wien oder Prag vollenden und da derselbe es signierte, so geht diese Stadtansicht nun unter seinem Namen. Es erscheinen deshalb auch manche Undeutlichkeiten und Fehler, wie namentlich der Schöckel, den Hollar nie gesehen hat, zu einem ganz abenteuerlichen Felsgebirge wurde.

Mit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist in der Baugeschichte unserer Stadt ein bedeutungsvoller Abschnitt eingetreten. Die Umfassungsmauern waren der Hauptsache nach vollendet und auch innerhalb derselben waren die leeren Flächen allenthalben verbaut, so daß Graz alle jene charakteristischen Merkmale und Eigenheiten zeigte, die wir teilweise heute noch an der inneren Stadt beobachten können. Durch mehr als zwei Jahrhunderte hatte sich das Bild nicht geändert. Erst mit dem Fallen der Festungswerke begann eine neue Ära in der Baugeschichte, indem die strenge Scheidung zwischen Stadt und Vorstädten immer mehr schwand und das allmähliche Übergehen der einen in die anderen durch die Bebauung der dazwischen liegenden Flächen bewirkt wurde, wodurch das heutige Gesamtbild sich ergab.

Karl Weinhold.

Biographisches, Erinnerungen, Briefe.

Von **Franz Ilwof.**

Zehn Jahre lehrte Karl Weinhold als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Graz; durch sechs Jahre gehörte er dem Ausschusse des historischen Vereines für Steiermark an, hielt Vorträge in dessen Versammlungen, bereicherte die Mitteilungen des Vereines mit wertvollen Aufsätzen und veröffentlichte auch anderwärts Untersuchungen und Abhandlungen, welche die mittelalterliche Literatur und Volkskunde der Steiermark betreffen — all dies gewiß schon an sich Grund genug, des am 15. August 1901 Hingeschiedenen auch an dieser Stelle zu gedenken, und zwar in etwas anderer Weise als es von ausgezeichneten Biographen bisher geschehen,[1] die Erinnerung an ihn aufzufrischen und zu erhalten.

Als Weinhold nach Graz kam, war ich der erste Hörer seiner Vorlesungen; als ich kurze Zeit darnach die Universität absolviert hatte und ins Lehramt eintrat, knüpfte sich bald ein Band der Freundschaft zwischen ihm und mir und nachdem ich mich vermählt hatte, auch zwischen Frau Anna Weinhold und meiner mir leider schon durch den Tod entrissenen Gattin; schöne Abende waren es, die wir in ganz kleiner Gesellschaft teils bei Weinhold, teils bei mir zubrachten; nur wenige Teilnehmer, außer uns Weinholds Landsmann und innigster Freund Karl von Holtei, sodann der Professor der Zoologie an der Universität Oskar Schmidt und der Rechtshistoriker Georg Sandhaas.

---

[1] Erich Schmidt, Gedächtnisrede auf Karl Weinhold. Gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin am 3. Juli 1902. Berlin 1902. — Theodor Vogt, Karl Weinhold. In der Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXIV. 137—162. — Karl Grünhagen, Karl Weinhold. In der Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Altertum Schlesiens. XXXVI. 429—447. — Max Roediger, Karl Weinhold. In der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. XI. 353—376 u. a.

Dieses Freundschaftsband blieb erhalten, auch nachdem Weinhold den Ruf nach Kiel angenommen und späterhin nach Breslau und Berlin übersiedelt war. Ein reger Briefwechsel entspann sich zwischen uns; 72 Briefe seiner Hand, an mich gerichtet von 1861 bis kurz vor seinem Tode, bilden für mich ein unschätzbares Besitztum sowie ich auch mein stilles Verhältnis zu Weinhold als einen Lichtpunkt in meinem Leben, als eine freudige, Befriedigung gewährende Rückerinnerung in alten trüben Tagen bezeichnen kann.

Diese Erinnerungen, der Umgang mit ihm in den zehn Jahren seines Aufenthaltes in Graz, die mehreren Fußreisen, die mir mit ihm in den Alpen der Steiermark zu unternehmen gegönnt war, die zahlreichen Briefe seiner Hand mögen vornehmlich das Material bieten für die folgende Schilderung.

Karl Weinhold wurde am 26. Oktober 1823 als Sohn eines evangelischen Pfarrers zu Reichenbach in Preußisch-Schlesien geboren. Ungemein früh entwickelte sich sein Geist; mit sechs Jahren lernte er bereits Latein und Klavier, mit elf Jahren Griechisch; die Gymnasialstudien legte er zu Schweidnitz zurück, dessen Prima er 1840 besuchte. „Der Rektor Dr. Julius Held gab der Prima das Gepräge. Durch die Lektüre des Horaz, Homer, Sophokles öffnete er den Schülern die Augen für das klassische Altertum, trug ihnen daneben die Geschichte der deutschen Literatur vor und suchte sie namentlich für Goethe zu erwärmen. Aber auch der neueren Dichtung verschloß er sich nicht und gönnte ihr Platz in der für die Primaner von ihm gegründeten Bibliothek. Im Winter veranstaltete er Abendunterhaltungen, bei denen sie vor geladenen Gästen sich als Musiker oder Deklamatoren hören ließen.“[1] Im März 1842 legte Weinhold das Abiturienten-Examen ab und bezog die Universität Breslau. Nach einem Jahre Theologie wendete er sich mit aller Entschiedenheit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur zu. Früh regte sich in ihm die poetische Ader, die in seinem späteren Leben bei gegebener Gelegenheit sich nicht selten und erfolgreich zeigte. Zu dem Musenalmanach der Breslauer Studenten 1843 trug er vier Gedichte bei — seine erste Arbeit, die in Druck erschien. In Breslau studierte er bei Theodor Jacobi, von 1845 an in Berlin bei Karl Lachmann, und treue Freundschaft verband ihn damals schon mit Albrecht Weber, dem später berühmt gewordenen Sanskritisten. Die großen Begründer der deutschen Philologie Jacob und Wilhelm Grimm haben auf Weinhold zwar tief, aber nur für kurze Zeit gewirkt;

[1] Roediger, a. a. O., S. 354.

denn auf Grundlage seiner Dissertation: „Spicilegium formularum, quos ex antiquissimis Germanorum carminibus congessit Carolus Weinhold, Phil. Dr. Halis 1846, 32 S.“ wurde er zu Halle am 14. Jänner 1847 zum Doktor promoviert. Von da an verweilte er ein Jahr lang in seiner Heimat Reichenbach in Schlesien, war dort eifrigst und erfolgreich bemüht, Märchen, Sagen, Bräuche zu sammeln, Schlesiens Dialekt zu erforschen und gewann eine Fülle von Materialien, welche ihm später bei seinen volkskundlichen Arbeiten als feste Grundlage dienten. April 1847 habilitierte er sich als Privatdozent in Halle. Schon März 1849 wurde er in das durch Theodor Jacobis frühzeitigen Tod erledigte Extraordinariat nach Breslau berufen. Da erhielt er den Ruf zum o. ö. Professor an die damals deutsche Universität in Krakau, dem er April 1850 folgte. Trauriges und Freudiges erlebte er in der Jagellonenstadt. Der große Brand vom 18. Juli 1850 vertilgte seine Bibliothek, seine fahrende Habe, die mühevoll zustande gebrachte Sammlung seiner schlesischen Sagen, Märchen und Bräuche; nur durch einen glücklichen Zufall wurde das Manuskript seiner „deutschen Frauen im Mittelalter“ gerettet. Am 18. Juli 1900 schreibt mir Weinhold von Berlin:

> „Heute vor fünfzig Jahren war der große Krakauer Brand, der auch mich hart traf und auf mein Schicksal dadurch mit einwirkte, daß er ein wesentlicher Grund ward, meine Versetzung aus Polen rascher zu verlangen, als es sonst geschehen sein würde.“

Und das Freudige, das ihn in Krakau traf, war, daß er nun als Professor Ordinarius mit der Erwählten seines Herzens, mit seiner Landesgenossin Anna Ellger, sich vermählen konnte; diese herrliche, in Geist und Gemüt reichbegabte Frau, in ihrer Jugend eine reizende Erscheinung, in späteren Jahren eine stattliche Dame, jetzt eine tieftrauernde Witwe, war ihm lebenslang eine treue Gefährtin, die ihn, den vortrefflichen, doch etwas eigenwilligen, verschlossenen Mann wunderbar zu behandeln wußte, stets Frohsinn und Heiterkeit um sich verbreitete und was immer Unannehmliches sie treffen mochte, von ihrem von ihr über alles geliebten Mann ferne zu halten verstand.

Im Frühling 1851 erfolgte Weinholds von ihm dringend erwünschte Übersetzung an die Universität Graz. Mit vollem Rechte sagt einer seiner Biographen[1]: „Die zehn Jahre, die Weinhold in Graz gewirkt hat, bilden vielleicht die glücklichste, jedenfalls die wissenschaftlich fruchtbarste Zeit seines Lebens. Eine herrliche Umgebung, ein Land, welches volkskundlicher Forschung reichstes

[1] Theodor Vogt in der Zeitschrift für deutsche Philologie, XXXIV. 146.

Material bot, ein fröhlich geselliger Kreis von Freunden und Kollegen, strebsame Zuhörer, alles das vereinigte sich, um die Schaffensfreudigkeit des jungen Gelehrten anzuregen und zu steigern. So sind fast alle die Werke, die seinem Namen einen dauernden Platz in der Geschichte der deutschen Philologie sichern, mit der Grazer Zeit verknüpft."

Vordem waren gearbeitet das mittelhochdeutsche Lesebuch, die deutschen Frauen im Mittelalter; in Graz vollendete er an größeren Werken: „Über deutsche Dialektforschung, die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Mit Rücksicht auf Verwandtes in deutschen Dialekten. Ein Versuch. Wien. 1853", „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Graz 1853" und „Altnordisches Leben. Berlin 1856."

So sehr Weinhold ein Gegner der sogenannten Schulbücherfabrikation war, die übereifrig von Mittelschullehrern, aber auch von Hochschulprofessoren (Namen könnten genannt werden, doch nomina sunt odiosa) als leichte und einträgliche Arbeit geübt wurde und wird, so sah er sich doch fast gegen seinen Willen zur Zusammenstellung des mittelhochdeutschen Lesebuches veranlaßt. 1849 war in Österreich der Gymnasialunterricht auf Grundlage des von Exner und Bonitz ausgearbeiteten Organisationsentwurfes ganz umgestaltet und dabei das Mittelhochdeutsche als Lehrfach in die obersten Klassen des Gymnasiums aufgenommen worden; ein Lehrmittel hierzu war unbedingt nötig und Weinhold schuf in kürzester Zeit sein „Mittelhochdeutsches Lesebuch mit einer Laut- und Formenlehre des Mittelhochdeutschen und einem Wörterverzeichnisse. Wien 1850." Es erschien 1862 in zweiter, 1875 in dritter, 1892 in vierter Auflage. Daß es ein vortreffliches Hilfs- und Lehrbuch für den ersten Unterricht im Mittelhochdeutschen ist, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden; die Erfolge, welche damit erzielt wurden, die vier Auflagen, in denen es erschien, beweisen es.

„Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Ein Beitrag zu den Hausaltertümern der Germanen. Wien 1851" waren in Krakau vollendet worden, erschienen jedoch, als Weinhold bereits in Graz wirkte. Sie sind ein kulturhistorisches Werk ersten Ranges, beruhen auf der Ausschöpfung aller einschlägigen Quellen und sind in formvollendeter, nicht selten poetischer Sprache geschrieben. „Der Glanz aufsteigenden Eheglückes und seiner Frauenverehrung ruht auf seinen Blättern; der Dankbarkeit gegen Mutter und Gattin gibt die Vorrede der ersten und die Widmung der zweiten Auflage Ausdruck; „fromm Weib des Lebens Heil!" steht auf der letzten Seite. Ein besseres Geschlecht von Männern erwartet Weinhold in

den trüben, gebeugten Tagen jener Zeit durch Deutschlands Frauen, und wohl uns, daß dreißig Jahre darauf die Schlußsätze anders lauten durften."[1] Die zweite Auflage der deutschen Frauen erschien Wien 1882 in zwei Bänden, die dritte 1897.

Als Weinhold 1851 das Lehramt in Graz antrat, mußte er sich seinen Wirkungskreis ganz neu schaffen; eine eigene philosophische Fakultät hatte bis 1850 an den österreichischen Universitäten gar nicht bestanden; die zwei sogenannten philosophischen Jahrgänge waren nur ein Übergang vom sechsklassigen Gymnasium an die theologische, juridische oder medizinische Fakultät. Begreiflich, daß anfangs die Zahl von Weinholds Hörern eine geringe war; die ersten derselben waren Alois Egger (jetzt Regierungsrat Dr. A. Egger Ritter von Möllwald, zuletzt Direktor des theresianischen Gymnasiums und Vizedirektor des k. k. Theresianums in Wien; lebt jetzt im Ruhestand in Lovrana bei Abbazia in Istrien), Matthias Lexer (Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu München, gestorben zu Nürnberg am 16. April 1892) und der Verfasser dieser Erinnerungen. Wir waren aber nicht bloß seine Hörer, wir wurden auch zu seinen Arbeiten herangezogen; als er 1852 daran ging, den Stoff für die Weihnachtsspiele und Lieder zu sammeln, geschah es auf seine Anregung, daß ihm hierzu Lexer und Egger aus Kärnten, ich aus Steiermark reiche Materialien lieferten. So erschien 1853 das in seiner Art grundlegende Werk: „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien", welches bald zu ähnlichen Forschungen und Veröffentlichungen Anlaß gab. Ja noch mehr, auch Frau Musika fand dadurch Anregung und Förderung. Die ausgezeichnete, bereits mehrfach mit Beifall aufgenommene Komposition „Weihnachts-Mysterium" von dem aus Bayern gebürtigen, in Heidelberg lebenden Tondichter Ph. Wolfrum fand ihre Entstehung durch Weinholds Weihnachtsspiele. Wolfrum berichtet selbst darüber in den Baireuther Blättern, daß er durch die Lektüre des Weinholdschen Buches zu seiner Tondichtung angeregt worden sei: „Beim Lesen darin war ich mit einem Zauberschlage in Tage meiner Kindheit zurückversetzt, Tage, die in hohem Maße der ersten musikalischen Tätigkeit auf der Orgelempore einer kleinen lutherischen Dorfkirche in gebirgiger sehr rauher Gegend gewidmet war, wo der Christbaum ausschließlich die nötige Winterwärme beschafft und nicht bloß für die Stuben, sondern auch vornehmlich für die Herzen."

Kulturhistorisch nicht minder bedeutend als die deutschen Frauen ist Weinholds „Altnordisches Leben"; auf vollständiger

[1] Rödiger a. a. O., S. 358.

Verwertung der Quellen fußend, schildert es das Leben der Nordgermanen in seinen äußeren Zuständen: Urproduktion, Gewerbe, Handel, Geld, Gewicht und Maß, Schiffahrt, Nahrung, Kleidung, Schmuck, Waffen, Wohnung, die inneren Zustände: das Familienleben, die geistige Tätigkeit und schließt mit den Toten und ihrer Bestattung. — „Es sind nordische Bilder,“ sagt Weinhold im Vorwort, „ihnen mangelt südliche Anmut und Wärme aber man kann sich daran stärken und Heilmittel für faule heutige Zustände daraus entnehmen. Ich bekenne offen, daß mir das bloße gelehrte Herausarbeiten aus dem Stoffe auch hier nicht der einzige Zweck war, sondern daß ich durch die Wiedererweckung einer starken und mannhaften Welt auf die matte und charakterlose Gegenwart, so gut ich kann, wirken wollte. Ein Universitätslehrer vornehmlich hat heutzutage mehr als je die Pflicht, nicht bloß das Wissen zu überliefern, sondern auch Charaktere zu wecken.“

Bald nachdem Weinhold in Österreich festen Fuß gefaßt, war er auch in innige Beziehungen zur kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien gelangt. Wertvolle Abhandlungen von ihm finden sich in den Schriften dieser Körperschaft: „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch“ (Sitzungsberichte der philosophischen Klasse, 14. und 16. Band), „die Riesen des germanischen Mythus“ (ebenda 26. Band), „über den ersten der beiden durch v. Karajan veröffentlichten Sprüche aus heidnischer Zeit“ (ebenda 28. Band), „die heidnische Totenbestattung in Deutschland“ (ebenda, 29. und 30. Band), „über den Beilaut mit besonderer Rücksicht auf den alemannischen Vokalismus“ (ebenda, 35. Band), „der Minnesänger von Stadeck und sein Geschlecht“ (ebenda, 35. Band) und in der feierlichen Sitzung der Wiener Akademie im Mai 1860 hielt er als ordentliches Mitglied derselben einen Vortrag: „über den Anteil der Steiermark an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts“ (Wien 1860).

Nicht minder tätig und erfolgreich wirkte Weinhold im historischen Verein für Steiermark. Er trat ihm 1854 bei und wurde noch in demselben Jahre in den Ausschuß desselben gewählt. Schon in der allgemeinen Versammlung am 22. Mai 1855 hielt er einen Vortrag über die Entstehung und die Aufgabe der historischen Vereine und wies darauf hin, wie auch Ungelehrte sehr willkommene Mitarbeiter werden können. Wichtige Quellen lägen nämlich im Volksleben; dieses gründlich zu durchforschen, sei einer der nächsten Zwecke der Geschichtsvereine. Er besprach im einzelnen die Bedeutung der Mundarten, der Volkspoesie, der Sagen und Märchen, machte auf die Bedeutung der volkstümlichen Gebräuche

für Mythologie und Rechtsaltertümer aufmerksam und berührte den Wert der Kunde von der landschaftlichen Bauweise und Tracht. Er schloß mit dem Antrage, daß der historische Verein für Steiermark seine Tätigkeit in allen diesen Richtungen entwickle und in dem ganzen Lande Sammlungen einleiten möge für ein steiermärkisches Wörterbuch, für die Volkslieder geistlicher und weltlicher Art, für die Reste volkstümlicher Schauspiele, für ein Märchen- und Sagenbuch, endlich für die Gebräuche und Gewohnheiten der Bewohner des Landes. Die Versammlung stimmte dem Antrage zu, drückte den Wunsch aus, daß der Vereinsausschuß die hierzu nötigen Einleitungen treffe und der Präsident des Vereines, Erzherzog Johann, erklärte, daß er zu diesem Zwecke seine seit vielen Jahren angelegten Sammlungen dieser Art dem Vereine übergeben wolle.

In derselben Versammlung sprach Weinhold über eine zu Vockenberg bei Neumarkt in Obersteier entdeckte trichterförmige Grube. Er wies auf ähnliche Gruben in Deutschland, Frankreich und Irland hin, die unter dem Namen Mardellen bekannt sind und deren Zweck bei Deutschen und Kelten durch die Mitteilungen von Plinius und Tacitus und durch deutsche Glossen deutlich werde. Diese obersteirische Grube, die erste dieser Art, die in unserem Lande gefunden wurde, habe wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Getreide gedient. Schließlich stellte er den Antrag, aller Orten im Lande auf das etwaige Vorkommen solcher Gruben das Augenmerk zu richten. Noch eine weitere Angelegenheit, bei der Weinhold später die Hauptarbeit lieferte, kam in dieser Versammlung zur Sprache. Es wurde der Antrag gestellt und angenommen, der Verein möge erwirken, daß die Handschrift eines Liederbuches des im 15. Jahrhundert in Steiermark begütert gewesenen Minnesingers Hugo von Montfort, welche sich in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg befindet, dem Vereine zur Abschrift zugemittelt werde. Die großherzoglich badische Regierung erteilte hierzu die Bewilligung und das schön geschriebene, mit prachtvollen Initialen versehene Original wurde zur Abschrift nach Graz gesendet. Die im Archive des Joanneums angefertigte Abschrift wurde von Weinhold revidiert und die Initialen und Miniaturen durch den Landesarchäologen Karl Haas kopiert. Veranlaßt hierdurch sprach Weinhold in der allgemeinen Versammlung am 12. März 1856 über Hugo von Montfort als Dichter; den poetischen Wert seiner „Lieder" und „Reden" bezeichnete er als gering, historische Ergebnisse ließen sich daraus nicht gewinnen, doch seien die Gedichte ein beachtenswertes literarisches Denkmal jener Zeit und der Besitz der Abschrift für den Verein wichtig, da

Hugo VIII. von Montfort in der Steiermark begütert war und hier auch seine Grabstätte gefunden habe.[1]

In der allgemeinen Versammlung vom 16. April 1859 erstattete Weinhold einen Bericht über den bisherigen Erfolg des von ihm verfaßten im April 1858 erlassenen Aufrufes zur Sammlung steirischer Volkslieder und Volksreime und konstatierte, daß dieser Aufruf nicht erfolglos geblieben sei. An geistlichen Volksgesängen seien mehrere kostbare Perlen echt volkstümlicher Dichtung bereits gesammelt, darunter Weihnachtsgesänge, und die schon im Aufrufe ausgesprochene Vermutung, daß das Land gewiß einen reichen Schatz davon habe, dürfte sich bewahrheiten. Unter den weltlichen Volksliedern sei von epischen Dichtungen, balladenartigen Liedern sowie überhaupt von solchen mit Beziehung auf bestimmte historische Stoffe nichts eingesendet worden, obgleich gerade diese Art der Volksdichtung sonst überall den Anfang und Kern bilde, an welche sich alle übrige Poesie reihe. Von Soldatenliedern seien weder aus der Zeit Maria Theresias, noch aus den französischen Kriegen (1792—1815) welche eingelaufen, nur ein kurzes Lied, welches unsere tapfere Armee im Jahre 1848 in Italien sang. Von Standesliedern sei außer dem bekannten vom „Kohlenbauer“ bis jetzt nichts gesammelt und gewiß auffallend sei es, daß auch kein Bergmannslied sich gefunden habe. Dagegen lägen einige schöne Lieder von Sennerinnen vor; Sprüche, Spottreime u. dgl. fehlen hingegen. Groß jedoch sei der Reichtum in jener Gattung der Poesie, die immer neue und frische Zweige treibt, die sogenannten Schnadahüpfeln. Schließlich ergäbe sich doch, daß das deutsche Volkslied in Steiermark nicht ausgestorben sei, sondern fort und fort neues bringe.

In der allgemeinen Versammlung am 21. März hielt Weinhold abermals einen Vortrag; er sprach über die deutschen Lyriker des 13. Jahrhunderts, welche der Steiermark angehören, über das Leben und die erhaltenen Dichtungen Ulrichs von Liechtenstein, des von Stadeck, des von Schärfenberg und des von Souneck. Er charakterisierte in kurzen Zügen ihre Poesie und machte darauf anfmerksam, daß von dem Ausgange des 13. Jahrhunderts bis in die neuere Zeit die kunstmäßige lyrische Poesie verstummt sei, bis erst im 19. Jahrhundert wieder begabte Lyriker dem heimischen Boden entsprossen seien.

Zahlreiche wertvolle Beiträge lieferte Weinhold für die Veröffentlichungen des Vereines, so „über den Dichter Graf Hugo VIII.

[1] Er starb am 4. April 1423 und ist nebst seiner Gemahlin in der Gruft der Minoritenkirche zu Bruck an der Mur bestattet.

von Montfort" (Mitteilungen des Vereines, VII. 127—180), „über das Bruchstück einer Handschrift von Philipps Marienleben" (VII. 181—184), „über ein zu Straßengel aufgedecktes Grab" (VIII. 140—150), „Steirische Bruchstücke altdeutscher Sprachdenkmale" (IX. 51—60), „über das deutsche Volkslied im Steiermark" (IX. 61—84), „Grabaltertümer aus Klein-Glein in Untersteiermark" (X. 265—269).

Fügen wir diesen Arbeiten noch die schon früher erwähnten Publikationen in den Schriften der kaiserlichen Akademie in Wien hinzu: „über den Anteil der Steiermark an der deutschen Dichtkunst des Mittelalters" und „der Minnesänger von Stadeck und sein Geschlecht", ferner „die steirischen Beiträge zu den Weihnachtsspielen" und endlich einzelne Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, so: „die Bauernspiele in Innerösterreich" (Deutsche Wochenschrift, 1854, S. 147—156), „Züge aus dem Leben der süddeutschen Bauern des 13. und 14. Jahrhunderts" (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1857, II. 467—477), „Auf einer steirischen Alm" (Westermanns illustrierte Monatshefte, II. 1857, 259—261), „über einige Reihen oberdeutscher Geschlechtsnamen" (Deutsche Mundarten, 1857, II. 198—203), — so kann man, wenn man all dies überblickt und beurteilt, mit Recht sagen, daß Weinhold der Pfadfinder, der erste Forscher und Darsteller auf dem Gebiete der deutschen Literatur und Volkskunde in Steiermark war und sich dadurch unauslöschliche Verdienste um unser Land, die südöstliche Grenzmark deutschen Wesens, und um sein Volk erworben. Als Weinhold 1861 von Graz schied, übergab er dem Ausschusse des historischen Vereines eine Anzahl wertvoller Gegenstände: eine Sammlung von 55 Medaillen auf Habsburgische Kaiser und Herzöge der Sächsisch-Ernestinischen Linie, eine 1600 Stück enthaltende Wappen- und Siegelsammlung auf 41 Tafeln und eine Anzahl verschiedenartiger in Grabhügeln gefundener Gegenstände. — Der historische Verein anerkannte und würdigte seinerseits die Verdienste, die Weinhold um ihn erworben, indem er ihn in der allgemeinen Versammlung am 25. Juni 1862 zum korrespondierenden und in der Versammlung, welche er am 12. Dezember 1900 zur Feier seines fünfzigjährigen Bestandes abhielt, zum Ehrenmitgliede ernannte. — Auch eine historische Erzählung: „Vor hundert Jahren. Ein deutsches Leben- und Sittenbild" (veröffentlicht im Feuilleton der Grazer „Tagespost", 1860, Nr. 1—62) von Karl Weinhold war noch in Graz verfaßt worden.

Als in den Tagen des 9. und 10. November 1859 allenthalben, soweit auf dem Erdenrunde deutsche Sprache waltet, das Fest der hundertsten Wiederkehr von Friedrich Schillers

Geburt gefeiert wurde, ein Fest, das bekanntlich von den Deutschen in der Ostmark besonders glänzend und mit glühender Begeisterung begangen wurde, ward an diesem Tage auch in Graz in bis dahin ganz ungewohnter Weise unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung den Manen des großen Dichters Huldigung dargebracht. Da war es Weinhold, der in der großen Festversammlung in der Aula der Universität, an der alle Honoratioren der Stadt und des Landes, vom Statthalter an, beiwohnten, die Festrede[1] hielt, eine Rede, die, von ihm frei, vortrefflich gesprochen, nicht nur den stürmischesten Beifall aller Anwesenden hervorrief, die auch als eine der glänzendsten unter den vielen Enunziationen, die jener Tag gebar, zu bezeichnen ist.

Der Freundeskreis, der sich in Graz um Weinhold gebildet, war zwar ein kleiner, aber um so erlesener. Ganz nahe stand ihm vor allen sein schlesischer Landesgenosse Karl von Holtei, der damals seiner Tochter wegen in Graz den Wohnsitz aufgeschlagen hatte, sodann Oskar Schmidt, Professor der Zoologie, Georg Sandhaas, Professor des deutschen Rechtes an der Universität, und Holteis Schwiegersohn, der Advokat Dr. Josef Potpeschnigg. Die innigste Freundschaft verband ihn wohl mit Holtei, und unvergeßlich sind mir für immer die Abende im Hause Weinhold, wo in kleiner Gesellschaft der Tee genommen wurde und Holtei seinem sprühenden Geiste, seiner glänzenden Vortragsgabe freien Lauf ließ und in allseits bekannter Meisterschaft Ernstes und Heiteres vorlas, vortrug.

Holtei hatte in Graz eine Gesellschaft gebildet, aus den geistig hervorragendsten Männern der Stadt bestehend, die „Literaria“, der begreiflicherweise auch Weinhold angehörte, die sich im Winter allwöchentlich einmal zu einem fröhlichen Symposium versammelte. Sie war eine vollkommen zwanglose Versammlung der geistigen Elite des damaligen Graz, die unter Holteis Vorsitz stand und in welcher in anregendster Weise Fragen der Literatur, Wissenschaft, Kunst besprochen und häufig von Holtei manches vorgelesen wurde. Mir, dem jüngsten stillen Teilnehmer, boten diese Abende, an denen eine Fülle von Geist und Witz zutage kam, hohen Genuß, reinstes Vergnügen, reiche Belehrung. Aus dem Kreise dieser „Literaria“ bildete sich im Winter 1859/60 eine engere Gesellschaft, die an Weinhold mit der Bitte trat, Vorträge über Goethe zu halten. Zu unserer Freude willigte er ein; acht Vorträge hielt er über den Großen von Weimar, sein Leben, seine Werke,

[1] Zum Besten der Schillerstiftung gedruckt, Graz 1859.

die von dem absichtlich eng gehaltenen Kreise der Zuhörer dankend und begeistert aufgenommen wurden.

Als die damals noch kleine evangelische Gemeinde in Graz 1856 daran ging, für ihre Glaubensgenossen einen Friedhof zu errichten und hierzu bedeutende Geldmittel aufgebracht werden mußten, gab Holtei ein reichhaltiges Album: „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde zu Graz in Steiermark“ (Braunschweig 1857) heraus, zu welchem 126 Schriftsteller, Gelehrte, Dichter Beiträge sandten. Weinhold steuerte hiezu „Gunnlaug Schlangenzunge. Ein altnordisches Dichterleben. Nach dem Isländischen“ (S. 250—268) bei, und zu Holteis schlesischen Gedichten lieferte Weinhold von ihrer dritten Auflage (1857) an das Glossar. Wie innig die Freundschaft zwischen Holtei und Weinhold war, beweisen die ernsten und scherzhaften Gedichte,[1] mit denen dieser jenen bei festlichen Gelegenheiten feierte.

Weinhold war ein tüchtiger Klavierspieler und trieb vorwaltend klassische Musik. Da gab es einen weiteren Berührungspunkt zwischen ihm und mir. Zu den nächsten Freundinnen des Hauses Weinhold gehörte das Schwesternpaar Hofmann von Wendheim. Gabriele war eine ausgezeichnete Violinistin und da hatte sich ein Trio zusammengefunden; Fräulein Gabriele spielte die Geige, Weinhold Klavier, ich Cello — da hatten wir herrliche Abende in seinem Hause; Terzette von Haydn, Mozart, Beethoven und von neueren Tondichtern wurden gespielt; der Kreis der Hörer war ein ganz kleiner, Frau Anna Weinhold, Fräulein Auguste von Hofmann-Wendheim und meine mir durch den Tod auch schon entrissene Gattin, und nachdem wir an zwei, drei Terzetten der großen deutschen Meister uns erlabt und begeistert hatten, folgte durch einige Stunden angenehme und anregende Konversation am Teetische.

Nicht bloß ein Freund der Kunst und Wissenschaft war Weinhold, er war auch ein begeisterter Naturfreund. Das zu erfahren hatte ich Gelegenheit bei Spaziergängen mit ihm in den schönen Umgebungen von Graz, noch mehr aber bei den Bergfahrten, die mir mit ihm in das herrliche Hochgebirge der Steienmark zu unternehmen gegönnt war. Führen wir seine eigenen Worte dar-

[1] Zum 24. Januar 1855. (Gedicht zu Holteis Geburtstag.) Ein schön neu Lied in verschiedenen Tönen zu singen von einem Junker aus der Schlesing, wie es ihm wunderlich ergangen ist. Sehr nützlich und lieblich zu lesen und hören. Zuvor im Drucke nicht gesehen. Gedruckt in diesem Jahr. (Zu Holteis Geburtstag, 24. Jänner 1859.)

Ein Gelegenheitsspiel zum 24. Jänner 1859. Nur für Freunde als Manuskript gedruckt. (Beate — Frau Anna Weinhold. Rätel — Karl Weinhold. Piefke — Prof. Oskar Schmidt).

über an. Als ich ihm 1900 von einer kleinen Ferienreise, die ich in Obersteier unternommen hatte, schrieb, erwiderte er mir am Andreastage desselben Jahres:

„Sie haben wieder eine schöne Bereisung der lieben Steiermark vorgenommen, an der ich gerne teilgenommen hätte. Wie oft denke ich der Ausflüge in das herrliche Land!

1857 im August holten Sie mich in Bad Neuhaus ab zur Fahrt in die Sulzbacher Alpen.[1]

1858 im August wanderten wir über die Pack ins Lavanttal.

1859 war der Ausflug auf die Koralpe mit Schmidt, Michel, Sandhaas[2] anfangs August; und Ende August nach Tragöß, Eisenerz, Wildalpen, Mariazell, Neuberg mit O. Schmidt.

1861 verließ ich Graz.

Das ist nun 39 Jahre her, welche Zeitentfetnung!"

Und als ich ihm 1900 eine Ansichtskarte der Gsollalpe am Fuße der Frauenmauer von Präbichl (Übergang von Vordernberg nach Eisenerz) aus sendete, welche wir 1859 überschritten hatten, schrieb er (Berlin, 14. Februar 1901):

„Ihre Beschreibung des Präbichl hat mich in die Erinnerung an die Augustwanderung von 1859 lebhaft versetzt. Die Frauenmauer, die wir überstiegen, und der Hüterbub, der auf meine Frage mit glänzenden Augen versicherte, er habe die Frauen der Felsen leibhaft gesehen, stehen mir frisch vor den Augen. Tragöß, den Leopoldsteiner See, Wildalpen, den Hochschwab, Neuberg, habe ich fest. Nun sind das 42 Jahre her und heute würde ich die Wanderung nicht mehr machen können. Und Oskar Schmidt liegt längst vermodert in Straßburger Erde."

Das sind die Mitteilungen, die ich über Weinhold in Graz noch zu erstatten in der Lage bin, das sind die Erinnerungen, die ich von jener mir unvergeßlichen Zeit noch bewahrt habe. Daß der Aufenthalt in der Hauptstadt der Steiermark ihm in gutem Andenken blieb, daß er für ihn, auch für seinen Forschergeist und für die Arbeit in seiner Wissenschaft ein gedeihlicher war, kann wohl nicht bezweifelt werden und deshalb können wir Landesgenossen der südöstlichen deutschen Mark den trefflichen Mann, der die zehn schönsten Mannesjahre an den Gestaden der Mur verlebte, mit Recht als einen der unseren bezeichnen.

Da kam im Frühling 1861 die Berufung nach Kiel als Karl Müllenhoffs Nachfolger; er schwankte ziemlich lange; daß er schließlich dem Rufe folgte, hatte zwei Gründe. Daß in den Jahren, als in

---

[1] Von mir geschildert: Ein Ausflug nach Sulzbach im Jahre 1857. (Im Jahrbuch des steirischen Gebirgsvereines 1876. III. 62—71.)

[2] Professoren der Grazer Universität.

Österreich noch das unselige Konkordat herrschte, es einem Universitätslehrer, und wenn er auch noch so ausgezeichnet war, unmöglich gemacht wurde, die akademische Würde eines Dekans oder gar die des Rektors zu erlangen, schmerzte ihn tief und im Ministerium kümmerte man sich nicht im geringsten um die Erhaltung des berühmten Gelehrten. An der Spitze des Unterrichtswesens stand damals eine Körperschaft, der sogenannte Unterrichtsrat mit dem Staatsminister Schmerling als Vorsitzenden. Hätte dieser Weinhold brieflich aufgefordert oder auffordern lassen, in Graz zu verbleiben, so hätte Österreich diesen ausgezeichneten Mann nicht verloren. Das erfolgte jedoch nicht und der Ruf nach Kiel wurde angenommen. Vorher machte er noch eine Reise nach Venedig, um diese unvergleichliche Stadt zu sehen und kennen zu lernen. Dann kam es zum Abschiede von Graz. Seine Verehrer und Freunde, etwa 50 an der Zahl, gaben ihm am 17. September 1861 ein Abschiedsfest, in dem er durch Wort und Lied gefeiert und dem Schmerze Ausdruck gegeben wurde, daß er für immer scheide. Holtei, der eben damals die Kur im Bade Reinerz in Schlesien gebrauchte, hatte ein Abschiedslied eingesendet, welches seine Tochter Frau Dr. Potpeschnigg vortrug. Dem Scheidenden wurde ein Gedenkbuch überreicht, welches die Ansichten von Graz und Kiel enthielt und in welches alle Anwesenden ihre Namen eintrugen.

Ende September erfolgte die Übersiedlung nach Kiel.

Über seine Anfänge in Kiel schrieb er mir am 10. November 1861:

„Haben Sie besten Dank für Ihren freundlichen Brief, der mir Zeugnis dafür gibt, daß Sie und Ihre liebe Frau uns in gutem Andenken behalten. Seien Sie versichert, daß wir Sie zu unseren Freunden stets rechnen und Ihrer stets in aufrichtiger Gesinnung denken werden. Der Briefwechsel, der zwischen uns gesponnen wird, soll die nähere Beziehung lebendig erhalten. Sie werden dadurch unmittelbar von uns hören und ich erfahre außerdem, was Sie persönlich belangt, von manchem auf steirische Verhältnisse Bezüglichem, die mich stets interessieren werden.

Sie haben von unserer Reise nach Venedig und nach dem Norden, ebenso von unserer ersten Einrichtung hier, bereits durch die anderen Gräzer Freunde vernommen. Die ersten fünf Wochen gehen jetzt zu Ende und das schwerste liegt hinter uns. Die Wohnung ist uns heimisch geworden, das Hauswesen im Gange, Bekanntschaften sind angeknüpft und das amtliche Leben im Flusse. Wir haben schon einen Fuß auf holsteinischem Boden und schweben nicht mehr in der Luft. Ich glaube auch, daß wir uns hier recht bald ganz behaglich fühlen werden. Die

norddeutsche Färbung des geistigen Himmels heimelt uns an und bei manchen Mängeln hat das hiesige Leben doch sehr große Stärken. Es ist ein Land, über dem nie ein Polizeiregiment gelagert hat und darum ist die freie germanische Gesinnung in einem jeden, auch dem geringsten. Jeder Holsteiner fühlt sich, und wie er die Persönlichkeit des anderen achtet, will er selbst geachtet sein. Es herrscht ein Trauen und Glauben hier, das fast kindlich erscheinen kann und anderwärts auch übel angebracht wäre. Hier wird es selten getäuscht.

Von dem dänischen Regimente merkt man so gut wie nichts. Nur durch die Ausscheidung von Holstein aus dem Postvereine und die fast strafenartige Erhöhung des Portos für Briefe und Kreuzbandsendungen wird es einem merklich. Die wenigen Dänen, die hier sind, stehen außer der übrigen Gesellschaft, man meidet sie wie nur der italianissimo den tedesco.

Im Sommer will ich das Land etwas kennen zu lernen suchen. Für jetzt waren wir auf kleine Spaziergänge beschränkt, von denen der im Düsterbrok am Strande der Bucht der schönste ist. Die Bucht gibt natürlich keinen großen Anblick der See, indessen ist es ein anziehendes Wasserbild, die nicht unbedeutende Wasserfläche, die sich nach Nordosten hinauszieht, die weißen Schiffssegel und die Fischerkähne mit braunem Segel darauf, links die bewaldeten Ufer und rechts hügelartig ansteigende Gestade, zum Teil mit kleinen Fischerdörfern besetzt. Was ich sonst vom Lande gesehen (von Hamburg hieher fuhren wir im Dunkel) ist nicht schlecht; die Heckenwirtschaft, das wellenförmige Gelände, die echt holländischen Mühlen, die niedersächsischen Häuser mit dem Storchneste auf dem Giebel ziehen das Auge an, das vor kurzem in ganz andere Natur und Menschenart schaute.

Akademisch habe ich guten Grund gefaßt, den ich in Gräz leider vermissen mußte. Für die Grammatik habe ich fünf fleißige Zuhörer und meine Vorlesungen über Goethe habe ich in das große Auditorium verlegen müssen, das ganz gefüllt ist. Die Hälfte sind Nichtstudenten. Eine sehr gute Eigenschaft der hiesigen Studiosen ist ihre Stetigkeit; man könnte den österreichischen etwas davon wünschen."

Diesem ersten vollinhaltlich wiedergegebenen Schreiben Weinholds aus Kiel an mich sollen einzelne, allgemein bemerkenswerte Stellen aus den weiteren Briefen folgen:

Kiel, 30. Januar 1862: „Meine Vorlesungen gehen ihren Gang. Ich bin mit den Zuhörern der Grammatik durchaus zufrieden und die Goethevorlesungen behalten ihre Anziehung.

Für das Jubiläum der Universität 1865 werden jetzt schon allerlei Vorbereitungen getroffen. Da das Universitätsgebäude unbedeutend und unzureichend ist, wird an einen Neubau gedacht. Indem aber die jetzige Regierung schwerlich dafür Sinn haben wird, bilden sich zunächst in

Holstein Komitees für Sammlungen zu diesem Zwecke, denen solche im deutschen Schleswig folgen werden — wenn das Ministerium es zuläßt, denn daß die Kieler Universität durch Urkunden und Traktate (zum Glück auch durch einen mit Rußland bei Umtausch des sogenannten großfürstlichen Holstein durch Katharina gegen Oldenburg) für beide Herzogtümer bestimmt ist, bildet den Hauptgrund ihrer Anfeindung und Vernachlässigung durch die Eiderdänen.

Um nun für das Jubiläum auch etwas vorzubereiten, werden jetzt von Professoren der philosophischen Fakultät acht Vorträge an Sonnabenden von 7 bis 8 abends gehalten, denen alle Winter bis 1865 gleiche folgen sollen. Am 25. Januar ward begonnen durch Prof. Karsten über Maß und Messen, am 1. Februar wird Prof. Forchhammer (Archäologe) folgen, dann der Nationalökonom Selig, dann ich (über Martin Opiz), dann Georg Curtius, dann Chemiker Himly, dann Bibliothekar Ratjen, endlich Historiker Nitzsch. Die Teilnahme ist sehr rege, bei den bedeutenden Kosten der Beheizung und Beleuchtung (in der Harmonie = Ressource) wird jedoch schwerlich viel Gewinn bleiben.

Lexer hat um Weihnachten eine Reise in die Archive und Bibliotheken von Augsburg und München gemacht und ist dabei von Glück begünstigt gewesen. Sein kärntisches Wörterbuch ist an sich im Druck fertig; er läßt noch einen Anhang kärntischer Weihnachtsspiele und Lieder drucken, um diese Sachen bekannt und das dünnleibige Heft im Grimm-Wörterbuchformat etwas dicker zu machen. Eine erwünschte Idee des Verlegers."

Er klagt sodann über Kälte, Schnee, Nebel und Regen und fährt fort: „Wenn aber der Sommer eingezogen, soll es eigentümlich reizend um Kiel sein, die schönen steirischen Berge und Täler werden wir freilich über See und Buchenwald nicht vergessen."

Kiel, 9. Mai 1863:

„Die allgemeine Weltlage brauche ich Ihnen nicht zu schildern; wir hier erhalten unser besonderes Teil. Die hiesige dänische Garnison wird in diesen Tagen von 160 Mann auf 1100 Mann verstärkt und Kriegsschiffe, die in den Hafen gelegt werden, sollen den Erlaß vom 30. März[1] weiter auslegen. Man meint in Kopenhagen, Holstein, speziell Kiel im Aufruhr. Dahin wird es nicht kommen, aber wohin es kommen wird, da die Fortschrittsmänner in Berlin von der Tribüne herab erklären, sie möchten keinen Krieg mit Dänemark, und da Österreich und Preußen anderweitig von Lui[2] beschäftigt werden,

[1] Erlaß des dänischen Ministeriums, durch welchen die Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter einer Verfassung angeordnet wurde und die Rechte der holsteinischen Stände auf das geringste Maß herabgedrückt wurden.

[2] Kaiser Napoleon III.

das wissen die Götter. Die hiesige Menschenart ist indessen so zäh und unbeugsam, daß zwar viel Unrecht über sie ergehen kann, aber das Recht von ihr nie verlassen werden wird. Schließlich wird sich doch zeigen, daß die gegenwärtig regierende Kopenhagener Kasinopartei dem Staate Dänemark den bleibendsten Schaden zufügte.

Im vorigen Winter las ich neuere Literaturgeschichte und Nibelungen, jetzt deutsche Altertümer und Walther von der Vogelweide. (Nun folgt eine Bemerkung über den Germanisten Dr. Franz Pfeiffer, Professor an der Universiät zu Wien, den literarischen und persönlichen Gegner Weinholds, die mit den Worten schließt:) Es ist jetzt wahrhaftig keine Freude in germanicis zu arbeiten, weder in unserem Fache noch in dem politischen."

Kiel, 14. April 1864:

„In der langen Zeit zwischen meinem letzten und diesem Briefe hat sich viel ereignet, das in die Geschichte eingetragen wird. Unsere Landesfrage, an der so viel Blut und Schmerz haftet, ist in eine neue Krisis getreten, aus der sie entweder geheilt oder als ewiger Krüppel hervorgehen wird. Österreicher, Steirer haben in Schleswig ihr Blut vergossen, allerdings zu unklarem Zweck, aber sie haben tapfer gekämpft und Ruhm geerntet. Meine Landsleute haben die schwere Arbeit bei Düppel. Daß bei ihnen, auch den gemeinen Soldaten, die Einsicht in die Sache größer als bei den Ihrigen ist, ergab sich aus ihren Äußerungen, ist aber auch durch die geographische Lage und die Zusammensetzung des Heeres natürlich. Gott gebe, daß das Ende gut wird. Ich halte es noch sehr fern, denn die Londoner Konferenz wird, wie alle Welt annimmt, nichts erreichen. Wenn nur erst der Schwede käme! Der Engländer wird sich hübsch in Acht nehmen und Louis (Napoleon III.) freut sich, daß sich John so gewaltig vor aller Welt blamiert.

Sie können sich denken, wie unser ganzes Sein jetzt von den Ereignissen bestimmt und eingenommen wird. Von dem Ausgang hängt das Geschick jedes einzelnen ab; wie könnten wir hier bleiben, wenn die Herzogtümer an Dänemark zurückgegeben würden, wäre es auch unter dem Scheine der Personalunion! Es wäre unerträglich und der bittere Gang ins „ellende" dem Sitz unterm Danebrog vorzuziehen. Rechberg[1] freilich will nicht viel mehr, als ein integres gesamtstaatlichen Dänemark, ebenso wie ein integres gesamtstaatliches Österreich. Letzteres ist sehr gerechtfertigt, das erstere aber wollen wir entschieden nicht, und haben dabei allerlei Rechtsgründe für uns, die nicht zu umgehen sein werden.

---

[1] Österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Wir sind dem Kriegsschauplatz jetzt fern, indessen kann man bei Tag und Nacht auf den Höhen am Hafen den fernen Kanonendonner von Düppel hören; es sind in gerader Linie neun Meilen hin. Wir haben fortdauernd preußische Besatzung. Die Bundessachsen wären allerdings neulich gern wieder in die gute Garnison Kiel eingerückt, die sie um den 20. Januar räumen mußten, aber der Preuße sagte: Nee! Nächste Wochen rücken schlesische Bataillone hier ein und die hier liegenden Brandenburger gehen den Weg ihrer Vorgänger nach Norden.

Was wird nun der deutsche Bund tun, nachdem gestern ein dänisches Kanonenboot bei Neustadt auf eine sächsische Batterie geschossen hat? Es dem Ausschuß überweisen!

Hätte Bismarck nicht gehandelt und das Kunststück gemacht, sich mit Rechberg zu alliieren, wir hätten die Dänen noch an der Eider. Jetzt freilich liegt noch ein dänisches Kriegsschiff vor unserm Hafen, es hütet sich zwar den Kanonen von Friedrichsort zu nahe zu kommen, aber blokirt doch unsere Förde."

Am 20. September 1863 war Jakob Grimm gestorben; Weinhold hielt am 2. November an der Kieler Universität die Gedenkrede an den großen Begründer der deutschen Altertumskunde[1]. Über den Hingeschiedenen schreibt er mir: „Wie vieles ist mit ihm in die Grube gegangen, welch reiches Leben geschlossen! Die Persönlichkeiten unter den Germanisten sind nun wenig anziehend mehr." Und den Brief schließt er mit den Worten: „Grüßen Sie mir die lieben steirischen Berge! Wie gerne stiege ich wieder einmal auf ihnen herum, aber wie lange wird das noch dauern und wird es überhaupt geschehen?"

Kiel, 13. März 1865:

„Seit meinem letzten Briefe hat sich viel ereignet; er war, wie ich aus meinem Register sehe, den Tag vor dem Düppler Sturm geschrieben, der unser Joch zerbrach; der kühne Übergang nach Alsen entschied dann alles. Sie können wohl glauben, daß das Land mit Jubel diese Tage gesehen hat. Jetzt ist der Jubel vorbei, der politische Streit im Innern hat begonnen, die Parteien stehen sich gegenüber. Lassen Sie mich über das, was täglich uns umwogt, hinweg gehen. Solche Zustände sind unerquicklich. Was aus uns wird, kann kaum zweifelhaft sein, ein mehr oder minder von Preußen regiertes Land und da dies nur zum Gewinn von ganz Deutschland sein kann, so wird man sich trotz Schimpfen und Schmollen überall hineinfinden. Hier verlangt man nun in seinem Rechtsgefühl allerdings etwas, was ideal ganz richtig, aber in praxi nicht zu erreichen ist, daß vor den Kon-

[1] Abgedruckt in den Schriften der Universität Kiel. X. 1. Auch in Sonderabdrücken erschienen.

zessionen an Preußen die Herzogtümer unter Friedrich VIII. konstituiert sind und dieselben als gleichberechtigte Faktoren einen Vertrag mit Preußen abschließen. Gott gebe, daß wir auf die Feststellung unserer Zukunft nicht zu lange zu warten haben und das eine gute Saat geworfen wird. Ich redigiere nun die Berichte der hiesigen antiquarischen Gesellschaft und habe vorläufig auch die Redaktion der Jahrbücher sowie das Sekretariat der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Landeskunde nach dem betrübenden Tode meines Kollegen Junghans übernommen. Letztere Obliegenheiten werde ich gern dem Nachfolger von Junghans übergeben, mit dessen Professur sie gewöhnlich verbunden war. . . . . Unsere Gedanken sind oft in dem schönen Alpenlande (Steiermark); ich wandere in meiner Erinnerung viel bergauf bergab und bedaure nur, nicht noch mehr gesehen zu haben. Hier bin ich noch sehr wenig herumgekommen. Die Fußwanderungen in den Knickenwegen, in denen man stundenweit gehen kann, ohne etwas anderes als die grünen Wände zu sehen, sind nicht verlockend. . . . . Die Universität hat einigen Zuwachs durch Schleswiger erhalten, und das wird noch zunehmen. Aber beschränkt wird unsere Zahl bleiben, da wir durch die geographische Lage und die hiesige Teuerung keine Studenten von jenseits der Elbe erwarten dürfen. . . . . In diesem Semester habe ich deutsche Grammatik und über Goethe gelesen, für das nächste ältere Literaturgeschichte und ein exegeticum angekündigt. Der Altnorde Möbius ist dann zu meiner Freude mein Kollege als Nachfolger des entlassenen Dänen Molbech."

Kiel, 14. Oktober 1866:

„Lange bin ich Ihnen Antwort und Dank schuldig, Dank für die übersendeten Vereinsschriften (Mitteil. XIII. Beiträge 2, des historischen Vereines für Steiermark) sowie für Ihr Buch[1] über Maria Theresia, daß ich mit Interesse gelesen habe, anerkennend auch Ihre möglichst unparteiische Haltung, die leider bei österreichischen Geschichtsschreibern des 17. und 18. Jahrhunderts so selten ist. . . . . . . Seitdem ist der alte Kampf auf den böhmischen Schlachtfeldern neu geworden und mit größerem Erfolge für Preußen geführt, als Friedrich erringen konnte. Wir zwei haben diese Zeit in verschiedenen Lagern gestanden und ich ehre gewiß die Empfindungen jedes deutschen Österreichers über das Gekommene. Die Geschichte schreitet unerbittlich vorwärts und in diesem Jahrhundert schreibt sie sichtlich history of decline and fall eines großes Reiches, das zu seiner Erhaltung andere Voraussetzungen braucht als vorhanden sind.

[1] Maria Theresia vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. XII. Band der österreichischen Geschichte für das Volk Wien 1865.

Fern dem Kriegsschauplatz haben wir die Wirkungen der großen Bewegung doch zuerst erlebt, die ja mit dem Einmarsch von Manteuffel in Holstein und dem eiligen Abzug von Gablenz und Friedrich VIII. begann. Durch die Vertagung des preußischen Landtages ist unsere Einverleibung noch aufgeschoben und die Zwischenzeit benützen die letzten getreuen Augustenburger zur Vorbereitung eines ebenso lächerlichen als ohnmächtigen Protestes. Alle einsichtigen haben sich mit der Wendung auseinandergesetzt und nach meiner festen Überzeugung werden die Elbeherzogtümer sehr rasch gut preußisch werden. . . . .

Die Einflüsse der neuen Ordnung auf unsere Universität müssen wir abwarten. Vorläufig stehen wir noch nicht unter dem Berliner Ministerium, sondern unter dem hiesigen Oberpräsidium. In diesen Tagen langt Heinrich von Treitschke hier an, der zum ordentlichen Professor der Geschichte und Politik berufen ist. Sie kennen seine Abhandlungen und Flugschriften. Er wird eine bedeutende Lehrkraft sein uud auch seine zahlreichen Gegner überwinden. Die Fakultät hatte sich mit großer Majorität für ihn erklärt. Für die alte Geschichte und die Anfänge des Mittelalters haben wir an Prof. v. Gutschmid eine Kraft ersten Ranges. Beide, Gutschmid und Treitschke, gehören adlichen sächsischen Familien an und beide sind ganz enragierte Preußen.

Ich bin von meiner Grammatik der deutschen Mundarten ganz besetzt; den zweiten Band, die bayrische Grammatik, habe ich im Manuskript fertig, bin aber des Ganzen ziemlich müde. Indessen werde ich das Werk nicht aufgeben, das seine Früchte für die Wissenschaft schon tragen wird. . . . . Wir haben uns hier nun schon fünf Jahre häuslich gemacht und ich hoffe hier zu bleiben. Ist auch die Zuhörerschaft klein und die Wirksamkeit beschränkt, so bietet das hiesige Leben doch sehr viel Angenehmes und wenn man in die Vierzig hineingeraten ist, soll man kein Zigeuner mehr sein. Mit dem Abbrechen des Hauses bricht man auch stets ein Stück Lebenskraft ab."

Die ersten fünf Jahre von den fünfzehn, in denen Weinhold in Kiel lebte und wirkte, waren sonach auch für ihn recht bewegte gewesen. Trotz der politischen Aufregungen, die sie gebracht, waren sie für die Wissenschaft, der er sein Leben geweiht, fruchtbar, sehr fruchtbar geworden. Von seinen größeren Werken, welche in Kiel entstanden, wollen wir hier nur nennen die alemannische Grammatik (Berlin 1863), die bayrische Grammatik (Berlin 1867) und die mittelhochdeutsche Grammatik (Paderborn 1877). Außer diesen streng philologischen Arbeiten bot er aber auch eine Fülle wertvoller Beiträge zur Geschichte der neueren deutschen Literatur über Opitz, über Heinrich Christian Boie, über Friedrich Heinrich Jacobi,

über Maler Müller und Goethe, über die deutsche geistige Bewegung vor hundert Jahren, über Hoffmann von Fallersleben, über den Germanisten Theodor Jacobi, über Jakob Michael Reinhold Lenz, über Karl Simrock u. a., endlich zahlreiche größere und kleinere Abhandlungen biographischen, sprachlichen, mythologischen, kulturhistorischen Inhalts.[1] Von all diesen möchte ich hier nur die Rede: „Martin Opitz von Boberfeld. Ein Vortrag, in der Harmonie zu Kiel am 15. Februar 1862 gehalten. Der Reinertrag ist für das Opitz-Denkmal in Bunzlau bestimmt. (Kiel 1862)" speziell erwähnen. Sie ist Karl v. Holtei dargebracht und in der Widmung schreibt Weinhold:

> „Wenn ich Ihnen, teurer Freund, diese Blätter zueigne, so geschieht es mit Fug und Recht. Sie haben auf Ihrer Dichterfahrt durch Schlesien vom Winteranfang 1860 bis zum Herbst 1861 die Erinnerung an Opitz vieler Orten geweckt und in seiner Vaterstadt Bunzlau die Anregung gegeben, daß man dort dem berühmten Sohne ein Denkmal zu setzen sich rüstet. Ich bringe Ihnen hier mein Scherflein. Dabei denke ich jener traulichen Abende, die wir in Gräz während einer Reihe von Jahren selbdrei verlebten, wo von der Heimat, ihrer Art, ihrer Rede- und Denkweise so gern gesprochen und auch Opitz oft genannt ward. Diese Blätter seien Ihnen eine Erinnerung daran."

Obwohl Weinhold am 14. Oktober 1866 geschrieben hatte, daß er Kiel nicht zu verlassen gedenke, folgte er doch zehn Jahre später dem an ihn ergangenen Rufe nach Breslau. Entscheidend dafür war sicherlich, daß ihm damit beschieden war, wieder in die Heimat, in das von ihm so sehr geliebte Schlesien, zurückzugelangen, mit dem er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten so vielfach und erfolgreich sich beschäftigt hatte. „Seine Lehrtätigkeit konnte sich hier reicher und fruchtbringender entfalten, wie die von ihm für Arbeiten seiner Schüler begründeten germanistischen Abhandlungen bezeugen."[2] Dort feierte er auch seinen innigsten Freund durch die „Rede zur Feier des 80. Geburtstages Karl von Holteis am 24. Januar 1878" (Breslau 1878), der 1870 von Graz dorthin übersiedelt war, um in seiner Heimat die letzten Lebensjahre zuzubringen und dort (12. Februar 1880) zu sterben.

Noch immer zeigte sich Weinholds Geistesfrische und Arbeitskraft, die er nun der neueren deutschen Literatur zuwendete. Er gab den „Dramatischen Nachlaß von J. M. R. Lenz" (Frankfurt 1884), die „Sizilianische Vesper von J. M. R. Lenz" (Breslau

---

[1] Ein ungemein genau gearbeitetes Verzeichnis der Schriften Weinholds von 1843—1901 bei Rödiger a. a. O., S. 364—376.

[2] Rödiger a. a. O., S. 361.

1887), den „Anfang eines phantastischen Romanes von Lenz" (Goethe-Jahrbuch, X. 46—70, 89—105) und in den im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen herausgegebenen Werken Goethes den „Torquato Tasso" (Weimar 1889) heraus. Seinem Lande Schlesien widmete er die Studien: „Zur Entwicklungsgeschichte der Ortsnamen im deutschen Schlesien" (Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Altertumskunde Schlesiens, XXI. 239—296) und „Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien" (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von A. Kirchhoff, 2. Bd., 3. Heft, S. 161—244. Stuttgart 1884).

Damals schon und auch späterhin brachte Weinhold die Ferien fast alljährlich in dem herrlichen Lande Tirol zu, mit deren hervorragenden Männern er in innigem Verhältnisse stand. Das bestimmte diese, ihn zu bitten, die Festrede[1] bei der Enthüllung des Denkmals Walthers von der Vogelweide zu Bozen am 15. September 1889 zu halten. Er erfüllte die Bitte, obwohl er der Ansicht, daß Walthers Heimat in Tirol zu suchen sei, nicht zustimmte. Wir können es uns nicht versagen, die herrlichen Schlußworte dieser Rede hier wiederzugeben:

> „In Würzburg am Main im Kreuzgange des Neumünsters sind nach der Chronik seine (Walthers von der Vogelweide) Gebeine zu Staub und Erde geworden. Aber sein Geist ist unsterblich und er ruht auf dem Volke, das er liebte, und auf dem Reiche, für das er gestritten hat.
>
> Seine Heimat aber hat er vom heutigen Tage in dieser schönen Stadt Bozen.
>
> Kein Dokument bezeugt urkundlich, daß Walther von der Vogelweide als Kind dieses herrlichen Landes geboren ist. Nur die Sage hat sich um den Vogelweidhof am Layener Ried als seine Geburtsstätte gewoben.
>
> Aber die Männer vom Eisak und von der Etsch haben ihn seit Jahren als ihren Landsmann gefordert und ihm das Heimatsrecht aus freiem Willen erteilt. Das schöne Marmorbild, das über uns leuchtet, das ein reichbegnadeter Tiroler Künstler, Heinrich Natter, erdacht und geformt hat, ist der Heimatschein für Walther von der Vogelweide als Sohn von Tirol, als Landsmann der tapferen Männer, der warmherzigen Frauen und der holden Mägdlein dieser Grafschaft.
>
> Ihr Männer von Tirol habt Walthers Bild hier in Bozen aufgestellt, wo deutsches und welsches Wesen nahe aneinander grenzen.

[1] Gedruckt Reichenbach in Schlesien 1889 und wiederholt im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 48 Bd. 1890, S. 115 bis 117.

Ihr habt gewußt, was ihr getan.

Der deutsche Mann, der Ritter vom Geist und vom Schwert, Walther von der Vogelweide soll Markwart sein deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Ehre!

Wir begehren nicht des fremden Hauses und Gutes, aber wir wollen den eigenen Herd, auf dem die Flamme deutschen Geistes lodert, hüten, daß er nicht verrückt und zerschlagen werde.

Wir sinnen nicht auf Raub und Einbruch. Aber was unser ist von den Vätern her, wollen wir verteidigen bis auf den letzten Blutstropfen.

Ihr Männer von Tirol, gelobet heute am Standbild Walthers von der Vogelweide, daß diese Berge und diese Täler deutsch bleiben sollen, und ihr Frauen stimmt mit ein, denn ihr seid die Hüterinnen des deutschen Hauses.

So empfang, Herr Walther von der Vogelweide, dieses Gelöbnis!

Empfang auch, du Bild von Marmelstein, die geistige Weihe!

Sei ein Wahrzeichen dieser Stadt!

Der reichste Segen strahle von dir in diese Lande!

Wasser des Lebens rausche aus diesem Brunnen!

Friede und Reichtum, Tugend und Ehre, Sitte und Glaube blühen allezeit in Tirol!

Des walte Gott!"

Der Briefwechsel zwischen Weinhold und mir währte auch zwischen Breslau und Graz, hat aber nicht mehr so allgemeines Interesse, wie ihrerzeit die Kieler Schreiben, denn die große Zeit von 1864 bis 1871 war vorüber und der Stoff der Briefe war mehr persönlicher Natur; daher möge nur einiges wenige, was zur Charakteristik Weinholds dienen kann, daraus hervorgehoben werden:

Breslau, 10. Juni 1880:

Er klagt über Unwohlsein seiner Gattin und fährt dann fort: „Mir ist es im ganzen gottlob gut gegangen. Die Würde des Rektorates, die ich seit 15. Oktober trage, hat mir freilich allerlei, auch repräsentative Bürden gebracht und mir die Zeit sehr zersplittert. Aber mit Ausnahme einer Erkältung, die freilich gerade in die Tage fiel, in denen ich mein großes Diner der Universität und den Spitzen der Behörden gab und in die überdies Holteis Tod[1] traf, ging es mir mit der Gesundheit gut. . . . . . . Für die Herbstferien haben wir wohl allerlei Pläne, aber was daraus wird, ist abzuwarten. Vor dem

[1] Er starb am 12. Februar 1880 zu Breslau.

15. August kann ich nicht fort und länger als sechs Wochen kann ich nicht Urlaub nehmen. Wir haben wohl an Untersteiermark gedacht, an das paradiesisch gelegene Neuhaus, von wo Sie mich zu der Sulzbacher Fahrt abholten; und Sie würden mich verpflichten, wollten und könnten Sie mir über die jetzigen Zustände dort etwas mitteilen. Damals war die Verpflegung sehr mäßig. Die Natur ist unvergeßlich schön.

Jetzt wird es bald 19 Jahre, daß ich von Gräz wegging. Im großen wie im kleinen, wie anders ist es seitdem an der Mur geworden!"

Breslau, 28. Mai 1883:

„Wir haben in den letzten Zeiten viel Schweres durchgemacht. Erst bekam ich ein Augenleiden, dann ward meine Frau von langem, schwerem Leiden heimgesucht. Im Januar d. J. starb plötzlich meine hiesige Schwägerin, meiner Frau liebe Schwester, am 1. April verlor ich meine Mutter."

Breslau, 17. Juni 1883:

„Der herzliche Brief, den Sie mir unter dem 10. d. M. schrieben .... hat mich aufrichtig erfreut. Es tut wohl, in dem wechselnden Leben auf treue Gesinnung zu stoßen und zu empfinden, daß ein Verhältnis, das sich vor dreißig und mehr Jahren knüpfte, diese lange Zeit über festgehalten worden ist. Bei dem lieben Lexer ist das ebenso der Fall. Bei seinem im vorigen September geborenen Söhnlein bin ich Pate und der Junge führt meinen Vornamen. Auf der Rückreise vom südlichen Schwarzwald und vom Elsaß war ich mit meiner Frau im vorigen September ein paar Tage in Würzburg und fand Lexer recht wohl und kräftig. ......

Am Anfang der Herbstferien — in den ersten Augusttagen — gedenken wir nach Salzburg zu gehen, wo wir im Nonntal nahe bei unseren Freundinnen, den Fräulein Hofmann von Wendheim, Wohnung gefunden haben. Anfang September würden wir weiter gehen und unter den Plänen dafür steht Neuhaus im Cillischen. Wir denken an die dort verlebten Wochen immer gern zurück nnd möchten noch einmal unter bequemeren Verhältnissen als ehemals in dem schönen Tale einige Zeit zubringen.

Wie stünde es mit einem Zusammentreffen dorten? Sie äußern sich wohl darüber."[1]

Zu Weinholds sechzigstem Geburtstage (26. Oktober 1883) übersendeten ihm Egger, Lexer und ich ein großes Album mit Glückwunschschreiben und mit Photographien von Graz. Er antwortete hierauf:

[1] Die Reise nach Steiermark kam leider nicht zustande.

Breslau, 27. Oktober 1883·

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die schöne Erinnerungsgabe, die Sie mir in Gemeinschaft mit Lexer und Egger zu meinem vollendeten LX gewidmet haben. Der Gedanke, der aus drei treuen Herzen entsprang, ist ebenso schön als die Ausführung, durch die das vornehme stattliche Buch ausgezeichnet ist. Ich freue mich mit meiner Frau ungemein daran und unsere Gedanken schweifen nun noch mehr um den Gräzer Schloßberg und über der schönen lieben Landschaft.“

Salzburg, 31. August 1884:

„Ihren lieben Brief vom 11. August samt seinen Beilagen hat mir die Post hierher nachgeschickt, wo wir seit dem 3. unser Ferienquartier bezogen haben. Wir erhielten wieder dieselbe angenehme Gartenwohnung[1] wie im vorigen Jahr und leben nun ein behagliches Dasein, still und ruhig in schönster Natur und in täglicher Berührung mit unseren Freundinnen.[2] Meiner Frau, die im Frühjahr über ihre Gesundheit manches zu klagen hatte, bekommt denn auch diesmal Salzburg sehr wohl und ich kann dasselbe von mir rühmen. So wollen wir bis Ende September hier bleiben und dann ohne Umschweife über Wien heimkehren. . . . . . . Je älter man wird, um desto mehr schätzt man den Besitz, den man hat und gibt das Verlangen nach Änderungen von vielleicht glänzenderem Aussehen auf.“

Breslau, 12. Jänner 1888:

„Meine Gräzer Jahre liegen nun schon in grauem Nebel hinter mir. Sie erscheinen mir als eine Frühlingszeit, durch die zwar viel Regenschauer hindurchgingen, die aber auch sehr schöne Tage brachte. Und daß Sie drei, Sie, Lexer und Egger, mir bis heute anhänglich geblieben sind, danke ich eben jener Zeit. . . . . . . Meine letzte Schrift galt der Beantwortung der Frage nach der Herkunft und Verbreitung der Deutschen in Schlesien. . . . . . . Gerne würde ich noch das schlesische Wörterbuch bearbeiten, für das ich große, aber noch nicht genügende Materialien habe. Ein junges Germanistengeschlecht ist hinter uns alten aufgegangen wie Unkraut und sieht manches anders an als wir, hat für eine Menge wichtiger Dinge weder Nase noch Augen. Darüber ließe sich viel reden.“

August 1888 war es mir gegönnt, Weinhold in seiner Sommerfrische in Salzburg zu besuchen, genoß jedoch seines Umganges nur kurze Zeit, da für den nächsten Tag seine Reise nach München bereits festbestimmt war. Nach seiner Rückkehr nach Salzburg schrieb er mir, 20. September 1888:

---

[1] Nonntal, Brunnhausgasse 1.

[2] Den Fräulein Auguste und Gabriele Hofmann von Wendheim.

„Noch immer bedauern wir, daß wir Sie nur auf wenige Stunden hier sehen konnten. Indessen war es noch glücklich genug, daß Sie wenigstens den Abend vor unserer Abreise eintrafen und uns auch zu Hause fanden. Im Peterskeller sind wir seitdem nur zweimal gewesen, auch mit Durchreisenden. Sonst kommen wir nicht hin.

So lassen Sie uns noch die übrige Lebenszeit in guter Erinnerung an alte liebe Jahre genießen, angefrischt durch die persönliche Begegnung in diesem August."

Nur einmal hatte Weinhold, seit er von Graz 1861 weggezogen war, diese Stadt durchreisend wieder besucht, 1877; da verlebte ich mit ihm und seiner Gattin, wenn auch wenige, doch unvergeßliche Stunden in der Stadt, der noch immer sein Herz gehörte.

Weinholds Aufenthalt in Breslau war, so sehr er sich dort, in dem von ihm so sehr geliebten Schlesien wohl fühlte, doch auch nicht für immer. Ostern 1889 folgte er dem Rufe nach Berlin. Hier wurde ihm der Lehrstuhl zuteil, den vor ihm die drei großen Germanisten Karl Lachmann, Moritz Haupt, Karl Müllenhoff eingenommen hatten. Einer solchen Ehre konnte er sich nicht versagen, obwohl 65 Jahre alt, nahm er den Ruf an. Und wie tatkräftig wirkte er noch in Berlin. „Er war in dem Alter, wo man, zumal nach so rastloser Arbeit, Ausruhen für erklärlich und erlaubt gehalten hätte und entfaltete im geraden Gegensatz dazu, wie mit frischer Kraft begabt, die regste, vielseitigste Tätigkeit. Er kam allen Ansprüchen des Lehramtes und des Ordinariates der großen Universität nach, erfüllte alle Pflichten eines Mitgliedes der Akademie, hielt Vorträge in der altangesehenen Mittwochsgesellschaft, begründete den Verein für Volkskunde, leitete ihn länger als zehn Jahre und gab ebensolange seine Zeitschrift heraus, stand zehn Jahre an der Spitze der von Dilthey ins Leben gerufenen Literaturarchiv-Gesellschaft und trug als Siebziger die schweren Lasten des Universitätsrektors."[1]

Seine Forschungen und Arbeiten erstreckten sich in dieser letzten Epoche seines Lebens und Wirkens vornehmlich auf das Gebiet der Mythologie und Volkskunde, sind größtenteils in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde enthalten und bringen nicht wenig speziell die Steiermark Betreffendes.

Der Briefwechsel zwischen Weinhold und mir währte auch Berlin-Graz fort. Es möge gestattet sein, einige Stellen aus seinen Schreiben zur Charakteristik des Hingeschiedenen hier wiederzugeben.

---

[1] Rödiger a. a. O., S. 362.

Berlin, 11. Februar 1890:

„Mir geht es gottlob gut. Ich trabe die weiten Wege zu Fuß und erfülle meine Pflichten, die nicht ganz gering sind, da ein Berliner Professor allerlei auf den Buckel geladen kriegt. . . . . . . Die Einrichtung auf dem neuen Boden fiel sehr schwer. Wir wohnen in der angenehmsten Gegend von Berlin (W., Hohenzollernstraße 10), ganz nahe dem Tiergarten, den ich täglich beim Gange zur Universität und Akademie durchschneiden muß. Mir gegenüber wohnt H. v. Treitschke, schrägüber H. v. Sybel und E. v. Wildenbruch, nebenan Spielhagen und der Botaniker Pringsheim, um nur literarische Größen zu nennen.

An Anregung und geistigen Genüssen fehlt es hier wahrlich nicht, wenn man Zeit hätte, alles zu genießen. Die Entfernungen sind groß und die Zeit wird immer knapper, je älter man wird.

Es sind auch einige Grazer von ehemals an der Universität: außer Erich Schmidt der Zoologe Eilhart Schulze und der Sprachenvergleicher Johannes Schmidt, die Sie wohl auch gekannt haben.“

Berlin, 13. Februar 1891:

„Ihr ausführlicher und von treuer Anhänglichkeit zeugender Brief vom 9. d. M. hat mich sehr gefreut. Je älter man wird, um so mehr schätzt man die Beweise, daß man sich im Leben Treue verdient hat. So vieles fällt in dunkle Vergangenheit zurück; darum erfreuen feste Fäden mit längstentschwundenen Zeiten um so mehr. Ich und meine Frau denken an unsere steirischen Jahre mit unveränderter Wärme. So viel Unangenehmes ich auch im amtlichen Leben dort erfahren — dafür sorgten die Konkordatszustände und einige längst verstorbene Kollegen — so viel Liebes erlebten wir auch dort. Und so hängen wir an Menschen wie an der Gräzer Gegend noch heute fest. Sie sind mir auch treu geblieben. . . . . . . Mich wird es sehr freuen, wenn Sie unter die Mitarbeiter meiner Zeitschrift treten und aus Steiermark, wo ich Sie vor 40 Jahren zuerst auf die wichtige Quelle des Volkslebens aufmerksam gemacht, ein guter Helfer werden wollen. . . . . . . Mit meiner Wirksamkeit und ganzen Stellung hier darf ich zufrieden sein. Möge nur meine Kraft aushalten.

Der Verein und die Zeitschrift haben viel Gründermühe gemacht und die Zeitschrift gibt fortwährend zu arbeiten . . . . Ich hoffe, daß sich hier der Mittelpunkt für alle volkskundliche Forschung herstellen wird . . . . Senden Sie bald einen Beitrag, klein oder groß, aus Vergangenheit oder Gegenwart.“

Brennerbad (Tirol), 17. August 1891:

„Ich ruhe hier von den Berliner Anstrengungen aus, die manchmal etwas viel werden . . . . Wäre ich in Österreich geblieben, so müßte ich in zwei Jahren in den Ruhestand treten. Bei uns besteht dieses Gesetz

nicht und wir haben eine Reihe Siebziger noch in voller Tätigkeit. Mommsen liest allerdings nicht mehr, nimmt aber an allen Fakultätssachen teil und in der Akademie ist er einer der vier beständigen Sekretäre, die genug zu tun haben. Was arbeitet dieser Mann noch in seiner Wissenschaft! Und Gleiches ist von einer Reihe anderer zu rühmen."

Berlin, 13. März 1892:

„Bei mir ist von Muße keine Rede, sondern von ganzer reichlicher Amtstätigkeit und mancherlei Pflichten, denen ich zu genügen habe, und Gott sei Dank auch genügen kann. Meine hiesige Stellung macht große Ansprüche an mich, aber befriedigt mich auch."

Am 16. April 1892 starb Matthias von Lexer, geboren am 18. Oktober 1830 als Sohn armer Landleute zu Liesing im Lesachtale Kärntens, Weinholds Schüler und Freund, mein Studiengenosse und Freund, zuletzt ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu München. Weinhold schreibt darüber:

Berlin 27. April 1892:

„Das war ein bitterer, schwerer Tag, als die Todesnachricht unseres lieben Lexer kam! Und daß Sie, der Sie ihn lange nicht gesehen und gesprochen, dem Jugendfreunde treu geblieben, hat mir Ihr Brief bewiesen. Ich habe gerade in den letzten Jahren ihn oft gesehen und er ist mir immer näher gekommen. Mit treuestem Herzen hing er an mir und nun ist er tot, seine Familie ist verwaist und seine Freunde verarmt.

Er kam am 28. März abends hier an mit seinem ältesten Sohne, der als Assistenzarzt bei der chirurgischen Klinik eintreten sollte. Er war in München schon erkältet gewesen, hatte lange schon Tag und Nacht gehustet, aber sich nicht abhalten lassen, die Reise zu machen. Hier waren kalte Tage und sein Unwohlsein nahm zu, so daß er nach zwei Tagen abreiste, über Würzburg nach Nürnberg zu seiner Tochter, die dort an einen Arzt verheiratet ist. Die Seinen haben ihn vom Bahnhof ins Bett gebracht, das er nicht mehr verlassen sollte. Eine heftige Rippenfellentzündung mit Lungenentzündung hat den teuren Menschen hinweggenommen. Es schien einmal Besserung einzutreten, aber es schlug wieder um und am 16. April 1¾ nachmittags ist er gestorben .... Sein Verlust wird in München schwer empfunden. Mich hat der Tod des lieben Freundes um so mehr ergriffen, als ich durch den leidenden Zustand meiner Frau ohnehin sehr mitgenommen war .... In den nächsten Tagen wird die „Allgemeine Zeitung" einen Nekrolog Lexers von mir bringen.[1] Vorgestern habe ich die Vorlesungen des Sommer-

[1] Erschienen in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 28. April 1893, Nr. 99.

semesters begonnen. Ich lese deutsche Mythologie (die Sie auch einst bei mir hörten) und im Seminar lasse ich ahd. kleine Denkmäler erklären."

Berlin 31. Juli 1892:

„Ich selbst bin ziemlich müde und sehne den nun nahen Tag herbei, an dem ich in die Freiheit gehen kann. Man ist nun zu hohen Jahren kommen und naturgemäß ist nun die Spannkraft nicht mehr die der Jugend."

Brennerbad, 11. August 1893:

„Besten Dank für Ihre guten Wünsche zu der auf mich am 1. August gefallenen Wahl für das Berliner Rektorat vom 15. Oktober 1893 bis 1894. Ich bin vollständig dadurch überrascht worden, freilich auch sehr erfreut durch diesen Beweis des Vertrauens und Wohlwollens der Wähler. Gebe mir nun Gott die erforderliche Kraft für die mannigfachen Anforderungen dieses Amtes und außerdem mögen auch Strömungen und Unannehmlichkeiten, die aus dem Studentenleben entspringen können, fern bleiben."

Im Jahre 1893 sah Weinhold seinem 70. Geburtstage (26. Oktober) entgegen. Da ich ihm voraussichtlich an diesem Tage in Berlin persönlich nicht meine Glückwünsche darbringen konnte, so benützte ich die günstige Gelegenheit seines Sommeraufenthaltes im Brennerbad in Tirol, August und September, ihn wiederzusehen (es war leider das letztemal); ich reiste dorthin, versicherte ihn meiner Treue und Freundschaft und überreichte ihm die von mir verfaßte Biographie des steiermärkischen Dichters Karl Gottfried Ritter von Leitner (mit der Widmung: „Seinem hochverehrten Lehrer [1851 bis 1854] Karl Weinhold zum siebenzigsten Geburtstag, 26. Oktober 1893, in steter Treue und Dankbarkeit der Verfasser" Graz 1893); mit Leitner war Weinhold seinerzeit in Graz bekannt und befreundet. Eben damals hatte Hermann Grimm seinen Sommeraufenthalt in Gossensaß genommen; täglich kam er auf den Brenner hinauf, um dort in Weinholds und dessen Gattin Gesellschaft den Tag zuzubringen. Die drei Tage, die ich dort zu verleben so glücklich war, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines nun schon langen Lebens. Der Umgang mit diesen beiden Geisteskoryphäen, ihre teils heiteren und ermunternden, teils ernsten und tief gehenden Gespräche werden mir stets unvergeßlich bleiben, besonders eine längere Unterredung mit Hermann Grimm über Grillparzer, Österreichs größten Dichter.

Am 3. September, Brennerbad, schrieb mir Weinhold:

„Bei meiner Rückkunft von Innsbruck fand ich gestern Ihren Brief vor, der mir Ihre glückliche Heimkehr von befriedigender Reise meldet. Ich danke Ihnen nochmals dafür, daß Sie dieselbe unternahmen, um mich und meine Frau zu begrüßen und mir Ihr Weihegeschenk für den nahen Obergreisentempel zu überreichen. Treue ist eine der edelsten Gaben, die den Menschen verliehen ward und ich bin glücklich, daß mir viele sie erweisen.“

In derselben Saison veranstalteten im Brennerbade die ständigen reichsdeutschen Gäste eine kleine aber schöne Festlichkeit. Zur Erinnerung an Goethes Fahrt über den Brenner und Aufenthalt dortselbst wurde ein Bildnis des Großen von Weimar, das bekannte treffliche Porträt von Stieler, in prächtigem Rahmen gestiftet, mit den Namen der Spender auf der Rückseite. Daß Weinhold hierbei in erster Reihe hervortrat, ist erklärlich; er schreibt mir darüber:

„Den 28. (August 1893) feierten wir, 21 Köpfe stark, den Geburtstag Goethes an heiterer Tafel; die Wiener Goethechronik wird darüber berichten. Das Bild hängt zwischen dem Gaizkoflerschen Paar[1] und war von den Damen bekränzt. Wir speisten um 2 Uhr, als die andere Tischgesellschaft sich entfernt hatte. Toaste und Telegramme fehlten nicht.“

Über seinen 70. Geburtstag berichtet Weinhold, Berlin, 25. Januar 1894, wie folgt:

„Mein Siebziger ist mir eine schöne Erinnerung durch die vielen Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit, Liebe und Hochschätzung, die ich dabei erfuhr. Große äußere Festlichkeiten hatte ich abgelehnt. Aber unser Haus war am 26. (Oktober 1893) voll Besuche, und verschiedene Abordnungen, auch der Studenten, begrüßten mich und brachten Adressen. Außer Ihnen haben mir Prof. Gröber in Straßburg, Dziatzko in Göttingen und Erich Schmidt hier Festschriften gewidmet. Hermann Grimm werde ich von Ihnen grüßen. Er ist nach seiner Art viel kränklich und lebt daher auch zurückgezogen. Auf dem Brenner ist er weit frischer und lebensfroher als sonstwo.“

Brennerbad in Tirol, 28. August 1895:

„Aus meiner Grätzer Zeit erinnere ich mich, daß am Sonntag nach St. Ulrich (4. Juli) beim Ulrichskirchlein am Rainerkogel ein Volksfest stattfand, von dem auch Schreiner in seinem „Grätz“ spricht. Ich möchte nun wissen, ob sich das noch erhalten hat, da ich mit einer kleinen Abhandlung über Sanctum Uodalricum[2] beschäftigt bin. Im nördlichen

[1] Die Gründer des Wildbades auf dem Brenner.

[2] „Vom heiligen Ulrich.“ In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, V. (1895) S. 416—424.

England lassen sich ganz entsprechende Feste am selben Sonntag nachweisen, ohne daß unser Heiliger dabei gekannt ist. Es ist the old Midsummer sunday. Was Sie von dem Grätzer Ulrichsfest wissen, bitte ich, mir mitzuteilen."[1]

Hie und da tauchen in Weinholds Briefen melancholische Anklänge auf, über hohes Alter und bald bevorstehendes Ende, so in dem Schreiben, Berlin, 27. Dezember 1895:

„Meinen amtlichen Verpflichtungen genüge ich in alter Art und suche tätig zu sein, so lange es Tag ist, denn die Nacht kann nicht mehr fern bleiben."

Doch bald tritt wieder seine Lebenslust und sein heiterer Sinn in den Vordergrund, besonders bei Gelegenheiten, die ihn freudig berührten und durch die er sich geehrt fühlte. Über die Feier seines 50jährigen Doktorenjubiläums schreibt er, Berlin 12. Februar 1896:

„Es war ein Tag reich an Ehre und Liebe. Die Adressen der Akademie und der philosophischen Fakultät, das erneute Hallische Diplom mit schönem Enkomium, die Ansprache, welche dabei Prof. Burdach aus Halle hielt, war reich an Rühmendem und Herzlichem. Die Schreiben der philosophischen Fakultäten in Breslau und Kiel, sowie des Vereines für Geschichte und Altertum Schlesiens waren ungemein warm.... Vier Festschriften sind mir gewidmet worden. Der Kultusminister erschien selbst, von zwei Räten begleitet, um mir den Stern zum Kronenorden 2. Klasse zu überreichen, dessen Kreuz ich seit verschiedenen Jahren besitze."

Die ersten Andeutungen über das Leiden, das ihn allerdings erst fünf Jahre später uns entriß, finde ich in dem Briefe, Berlin, 24. Juli 1896:

„Ich habe seit dem vorigen Herbst ab und zu Schwindelanfälle mit Erbrechen gehabt und soll deshalb in zehn Tagen nach Bad Nauheim (zwischen Frankfurt a. M. und Gießen) auf 4 Wochen gehen. Ob ich dann im September nach Tirol oder Salzburg gehen werde, läßt sich noch nicht sagen. — Ich werde Ausspannung bedürfen, denn ich habe auch die Ostern- und Pfingstferien stramm durchgearbeitet."

Mai 1900 sendete ich ihm meine Schrift: „Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Graz 1900"; er erwiderte hierauf:

Berlin, 20. Mai 1900:

„Ich wünsche . . . . . dem Buche weite Verbreitung und eine gute Wirkung, wobei ich vornehmlich daran denke, daß es für die Toleranz wirken möge, die, trotz allem und trotzdem manches besser

---

[1] Was auch getreulichst erfolgte.

geworden, noch manche Lücken hat. Das unselige Konkordat hat mir in jenen Jahren mein Leben nicht wenig vergällt. Ohne die schon im Sommer 1851 spukenden Tendenzen in den oberen Regionen hätte ich ja dem Antrage des Ministeriums, die Wiener ordentliche Professur zum Herbst 1851 zu übernehmen, Folge geleistet und mein Leben hätte einen ganz anderen Verlauf genommen. Ob einen bessern, sei dahin gestellt; ich kann ja mit dem wirklich gelebten zufrieden sein. Jedenfalls wäre ich heute längst im Ruhestande, als k. k. Hofrat, Ritter von Deutschlieb, während ich nun noch voll tätig bin und in dieser Tätigkeit Nutzen schaffe."

Mit inniger Treue und Anhänglichkeit war Weinhold bis in sein Alter dem Verein für Volkskunde, dessen Vorsitzender er war, und der Zeitschrift desselben, die er herausgab, ergeben. Noch am 30. November 1900 schrieb er von Berlin:

„Von der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde wird sehr bald das Schlußheft des X. Bandes erscheinen. Ich habe also eine stattliche Reihe von Bänden leiten können, mehr als ich zu hoffen hatte, als ich 1891 den ersten Band herausgab.

Meine Hauptvorlesung ist diesen Winter deutsche Altertums- und Volkskunde, die von ungefähr 70 Hörern belegt ist. Durch die Verbindung mit den Altertümern bekommt die Volkskunde die feste Unter- und Grundlage . . . . . .

Heute wird Mommsen 83 Jahre, er ist noch immer arbeitsrüstig. Freilich sieht er nun anders aus, als im September 1857, da er in Graz war und wir gemeinsam über den Rosenberg wanderten."

Im Winter 1900 auf 1901 zeigten sich das erstemal ernstliche Erschütterungen von Weinholds Gesundheit:

Berlin, 14. Februar 1901:

„Wenn ich Ihnen seit dem 30. November nicht schrieb . . . . . so erklärt sich das aus dem krankhaften Zustande, der sich damals schon anmeldete. Ich habe sehr lange an einem hartnäckigen Bronchialkatarrh gelitten, an den sich Schlaflosigkeit, Herzaffektionen und ähnliches anschloß, so daß ich anfangs Dezember schon mehrere Tage (mit den Vorlesungen) aussetzen mußte und nach Neujahr zur Untätigkeit verurteilt war. Ich versuchte am 14. Januar zu lesen, konnte aber erst am 27. Januar fortfahren und habe demnach fast den ganzen Januar verloren. Jetzt lese ich wieder in die dritte Woche, ebenso wie früher geht es noch nicht; die Kräfte sind noch nicht ersetzt und das Arbeiten muß ich in sehr bescheidenen Grenzen halten. Doch fühle ich, daß es aufwärts geht und ich mich wohl bald wieder wohl fühlen werde."

Am 10. Mai 1901 berichtet er über sich aus Berlin:

„Ich schreibe Ihnen noch immer nicht als gesunder Mensch. Die Krankheit des Winters dauert in mancherlei Erscheinungen fort und ich habe mich entschließen müssen, für den Sommer Urlaub zu nehmen. Wenn ich nur die Muße zur Arbeit verwenden könnte. Aber das geht noch nicht.“

Und nun noch einige Stellen aus seinem letzten Briefe an mich, sieben Wochen vor seinem Tode:

Berlin, 24. Juni 1901:

„Ich selbst werde in vierzehn Tagen von meiner Frau begleitet nach Bad Nauheim reisen, um dort durch eine Badekur meine Gesundheit möglichst herzustellen. Daran soll sich eine Nachkur in Thüringen irgendwo anschließen, vielleicht Friedrichsrode. Die Tirolerfahrten sind nun wohl vorbei und ebenso die Salzburger Wochen, da uns das dortige Sommerheim nicht mehr offen steht.

Hermann Grimms[1] Tod kam überraschend.

Er hatte zwar einige Anfälle von Nierenkolik, aber er war am Sonnabend noch zur Universität gefahren, sich dort etwas anzusehen und am Sonntag früh 7 Uhr lag er tot im Bett, nachdem er noch um 5 Uhr zu der nach ihm sehenden Pflegerin gesagt, sie möge sich nur wieder niederlegen. Er ist sanft eingeschlafen. Es ist mit ihm ein bedeutender Mensch und eine eigentümliche geistige Erscheinung des 19. Jahrhunderts dahingegangen.“

Weinholds Hoffnungen auf Nauheim gingen leider nicht in Erfüllung; er begab sich zur Badekur dorthin, aber sie konnte ihm nicht mehr helfen, ihn nicht erhalten; am 15. August 1901, abends 11 Uhr, schied er dort sanft aus dem Leben, ein Herzleiden, Herzschwäche, hatte ihn dahingerafft. Am 21. August, 4½ Uhr nachmittags, wurde seine irdische Hülle zu Berlin von der Kapelle des alten Matthäikirchhofes (Großgörschenstraße) aus zur letzten Ruhe gebracht.

An Ehrenbezeigungen und Anerkennung hatte es Weinhold während seines ganzen Lebens nicht gefehlt; frühzeitig war er wirkliches (und nachdem er Österreich verlassen) korrespondierendes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien geworden; hohe Orden wurden ihm mehrere zuteil; ebenso der Titel eines geheimen Regierungsrates, in Berlin wurde er zum ordentlichen Mitglied der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt; in Kiel, Breslau und Berlin bekleidete er die Würde des Rektors der Universität; die Göttinger juristische Fa-

[1] Mit dem ich 1895 durch Weinhold auf dem Brenner bekannt wurde.

kultät ernannte ihn zum Doctor juris honoris causa; der historische Verein für Steiermark erhob ihn zu seinem Ehrenmitgliede rc. rc.

Zu Weinholds Charakteristik geben meines Erachtens die vorstehenden Mitteilungen reiche Beiträge; ein Moment, das er selbst zweimal in seinen Briefen an anderen rühmt, möchte ich hervorheben, die unerschütterliche Treue für Freunde, die er einmal in sein Herz geschlossen, während er sonst nach außen nicht leicht zugänglich, ja verschlossen, mitunter fast ablehnend erschien und galt. Treffend schildert ihn Rödinger[1]:

„Weinhold erschien manchem stolz und unzugänglich: allein er war frei von Überhebung, hielt nur darauf, daß ihm zuteil wurde, was er nach Verdienst und Stellung beanspruchen durfte und verschwendete nicht gern Zeit und Worte. Sein Herz war liebevoll und teilnehmend und er zögerte nicht, zu helfen, wo er konnte. Er war ernst, besonders in den letzten Jahren, wo mancherlei Trübes ihn befiel, aber kein Feind der Freude und des Scherzes, den er auch zu üben verstand. Seine Meinung und sein Urteil hat er nie verhohlen und verhüllt; man wußte stets, wie man mit ihm daran war und war seiner sicher — denn er war treu und ehrlich und krumme Wege ist er nie gegangen.“ —

„Er war erfüllt von jenem Gefühl der Pflicht, mit dem, wie er kernig in seiner Rede beim Antritt des Berliner Rektorates sagte, der gesunde Teil unseres Volkes jeden Morgen aufsteht und jeden Abend sich niederlegt und wollte selbst in der letzten Krankheit nicht eher ruhend sich erholen, als bis er wußte, daß wenigstens für Seminar und Vorlesung gesorgt sei. An seinem Todestage wollte er sich erheben, da er ins Kolleg gehen müsse.“

„Pflicht zur Arbeit ist die Losung für uns alle!“ war einer der Leitsterne seines Lebens und Wirkens.

Diese meine Erinnerungen an den unvergeßlichen Hingeschiedenen kann ich nicht besser schließen als mit den Worten, mit denen ich den kurzen Nekrolog[2] des Verblichenen unmittelbar nach Empfang der Todesnachricht beendete: „An Karl Weinhold hat die Wissenschaft einen ausgezeichneten Gelehrten, die Universität Berlin einen gefeierten Lehrer, ich aber mehr, einen teuern, treuen, unvergeßlichen Freund verloren.“

---

[1] A. a. O., S. 363—364.
[2] Grazer „Tagespost“ vom 22. August 1891, Nr. 231.

Das landschaftliche Gültbuch in Steiermark.

Von Dr. Franz Freiherrn v. Mensi.

(Veranlaßt durch die im ersten Hefte dieser Zeitschrift — Seite 48 — enthaltenen Anfrage nach der Aufbewahrung des Gültbuches.)

Die Frage ist eine steuergeschichtliche. Ihre Beantwortung erfordert daher vor allem einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Steuerwesens, und zwar der direkten Besteuerung in Steiermark, welche sich im großen und ganzen ähnlich wie in den übrigen Ländern der alten österreichischen Erbländergruppe (Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain) entwickelt hat.

In dieser Ländergruppe war die Ausschreibung direkter Steuern schon im Mittelalter an die Zustimmung der Landstände gebunden. Noch im 15. Jahrhunderte werden solche Steuern nur bei außergewöhnlichen Anlässen, insbesondere in Kriegszeiten, bewilligt, und zwar zumeist in der Form von kontingentierten Vermögenssteuern. Nach und nach wurde die Steuerausschreibung jedoch, insbesondere infolge der Verdrängung der alten Wehrverfassung durch das Aufkommen der Söldnerheere, zu einer regelmäßig wiederkehrenden, wobei bloß der Steuerfuß je nach dem Bedürfnisse ein verschiedener war.

Allmählich wurde die Gült, das ist das Einkommen der „Herrn- und Landleute" (der Ständemitglieder), sowie der Freisassen, aus Grund und Boden und aus herrschaftlichen Nutzungsrechten (Grundzins, Zehent und Naturalleistungen der Untertanen), zum Besteuerungsmaßstabe und zur Steuereinheit, und zwar auf Grund von Bekenntnissen und Selbstschätzungen der Grundherren. Die kontingentierte Steuersumme wurde nach Maßgabe des Gültenbesitzes umgelegt.

Nähere Vorschriften für die Ermittlung des steuerpflichtigen Gültenbesitzes wurden zuerst auf einem zu Wiener-Neustadt 1502 abgehaltenen Ausschußlandtage der fünf österreichischen Erblande beschlossen. Die hiermit angestrebte Schätzungsoperation ist zwar nicht in allen diesen Ländern zur Durchführung gelangt, wohl aber anscheinend das schon damals ausgesprochene Prinzip der Steuerfreiheit des von den Herrschaften selbst bewirtschafteten Grundbesitzes, wovon nur die Weingärten ausgenommen waren. Außer diesen bildete also nur das Einkommen aus den Abgaben und Leistungen der Untertanen den Maßstab der Steuerveranlagung.

Der steigende Finanzbedarf drängte naturgemäß früh zu Versuchen einer möglichst vollständigen und richtigen Gültenschätzung. In Nieder- und Ober-

österreich fand daher schon anläßlich des großen Türkenkrieges, der in der Belagerung Wiens 1529 kulminierte, eine neue, namentlich auch die Erfassung verschwiegener Gülten bezweckende „Gültbereitung“ (-Berechnung) statt, bei welcher die Bekenntnisse der Gültenbesitzer durch ständische Organe überprüft wurden. In Steiermark blieb man aber vorläufig bei der alten Besteuerungsgrundlage.

Erst 1542 führte das Bedürfnis einer gleichmäßigeren Verteilung der Steuerlast zu gemeinsamen Beratungen von Vertretern der Stände sämtlicher (österreichischen und böhmischen) Erblande auf einem Ausschußlandtage in Prag, wobei man sich, außer über den Schlüssel für die länderweise Aufteilung der Steuerpostulate, auch über die Grundzüge einer allgemeinen Steuerreform einigte (Beschluß vom 11. Jänner 1542). Hiernach hatte auf dem Lande jeder freie Grundbesitzer seine Gebäude, Grundstücke und Realnützungsrechte, einschließlich der bis dahin in die Gültbesteuerung nicht einbezogenen, gewissenhaft anzuzeigen und ihren Wert unter Bedachtnahme auf die Kaufpreise der letzten Zeit zu schätzen. Auch der Grundbesitz und Viehstand der Untertanen war zu deklarieren, und zwar letzterer nur zu $^5/_6$ des Wertes. Als Steuereinheit (besteuerte Gült) wurde für die Herrschaften $^1/_{100}$, für die Untertanen $^1/_{60}$ des Schätzwertes der Gülten festgesetzt. In den Städten und Märkten sollte bei den zinstragenden Häusern der wirkliche, bei den anderen ein entsprechend angenommener Ertrag die Bewertungsgrundlage bilden.

So unvollkommen auch ein den vorstehenden Beschlüssen entsprechender Steuerkataster noch immer gewesen wäre, so hätte derselbe doch dem bis dahin bestandenen Systeme gegenüber unzweifelhaft einen großen Fortschritt bedeutet. Die Prager Beschlüsse enthielten aber eine Bestimmung, die deren praktische Bedeutung von vornherein in Frage stellte. Es wurde nämlich den einzelnen Ländern freigestellt, die künftige Besteuerungsgrundlage nach dem Werte oder in anderer, herkömmlicher Weise zu ermitteln. Hierauf gestützt blieb man in den böhmischen Ländern, wie in Tirol, tatsächlich bei den bisherigen autonomen Katastralsystemen.

In den fünf altösterreichischen Ländern brachten allerdings die meisten Gültenbesitzer ihre Bekenntnisse, und zwar für sich und ihre Untertanen, im Frühjahr 1542 ein, wobei sie in Steiermark den Ertrag ihrer herrschaftlichen Rechte, der meist summarisch mit den bis dahin besteuert gewesenen Betrage einbekannt wurde, durch Multiplikation mit 25 bis 30 kapitalisierten.

Diese Gülteneinlagen sind jedoch der Besteuerung nie zugrunde gelegt worden. Im Sinne des obgedachten Vorbehaltes in den Prager Beschlüssen vereinbarten nämlich die Vertreter der gedachten fünf Länder und von Görz auf einem Ausschußlandtage zu Wien am 3. Dezember 1542, daß jeder Gültenbesitzer auf geänderter Grundlage ein neues Bekenntnis überreichen solle, was denn auch 1543 geschah.

Die Wiener Beschlüsse erwähnen vor allem nicht mehr den Besitz der Untertanen, regeln vielmehr lediglich den „Herrenanschlag“. In der Tat ent-

halten die 1543er Fassionen nur die Daten über die Herrschaftsgülten, auch sind die 1542er Schätzwertangaben für den Rustikalbesitz bei der Besteuerung ganz außer Betracht geblieben. Diese Änderung entsprach keineswegs etwa der Absicht, die Untertanen zu entlasten, eher vielleicht jener, das Maß ihrer wirklichen Besteuerung zu verschleiern. Tatsächlich wurde die Steuerlast durch die Wiener Beschlüsse zu Ungunsten der Untertanen verschoben, da sie ja den größten Teil der vom Herrenanschlage entfallenden Steuer zu tragen hatten.

Aber auch beim Herrenanschlage selbst wurde von den Prinzipien der Prager Beschlüsse wesentlich abgewichen, indem man die, allerdings althergebrachte Steuerfreiheit der herrschaftlichen Meierhöfe, Wiesen, Äcker, Almen und überhaupt aller nicht zinstragenden, also von der Herrschaft selbst bewirtschafteten Gründe und der Fischwasser für den Herrschaftsbedarf aussprach. Als Steuerobjekt verblieb somit, nebst den herrschaftlichen Weingärten, von deren Schätzwert 1 Prozent die Steuereinheit bilden sollte, nur das Erträgnis aus Geldzinsen und Naturalleistungen der Untertanen, sowie jenes aus Pachtzinsen. In formeller Beziehung kann also das auf Grund der Wiener Beschlüsse zustande gekommene Operat überwiegend als ein (unvollständiger) Ertragskataster bezeichnet werden, während die Prager Beschlüsse eine Kombination von Wert- und Ertragskataster im Auge hatten.

Das Erträgnis aus Geldzinsen (die sogenannte trockene Gült) war nur zu zwei Dritteilen in die Bemessungsgrundlage einzubeziehen. Der Naturalertrag der Zehenten und anderer schwankender Giebigkeiten wurde mit dem Durchschnitte dreier Jahre (eines guten, mittleren und schlechten) berechnet und der Geldwert aller Naturalleistungen nach einem auch für die damaligen Preisverhältnisse äußerst mäßigen Tarife ermittelt. Die Gült als Steuereinheit konnte eben nur mit einem Bruchteile des wirklichen Ertrages angenommen werden, um ein arges Mißverhältnis zwischen diesem und dem Steuersatze zu vermeiden, der ja — wie wir sehen werden — bald auf ein Vielfaches der Steuereinheit stieg, allerdings aber zum größeren Teile von den Untertanen getragen wurde.

Die auf Grund des geschilderten „ermäßigten Anschlages“ 1543 eingebrachten Bekenntnisse („Einlagen“) ergaben denn auch fast durchwegs weit geringere Gültsummen als jene des Vorjahres, die ja auch den Wert der Rustikalgründe berücksichtigt hatten. Diese neuen Einlagsziffern, die übrigens von ständischen Organen überprüft und mehrfach richtiggestellt wurden, waren aber häufig auch kleiner als die früher tatsächlich besteuerten Gültbeträge. In solchen Fällen wurde in Steiermark zumeist ohne Rücksicht auf die neue Einlage die höhere alte Besteuerungsgrundlage beibehalten, offenbar um Steuerausfälle oder die Notwendigkeit einer Erhöhung des eventuell bei der Repartition der Steuersumme resultierenden Steuerquotienten zu vermeiden. Die Neukatastrierung ist also eigentlich nur unvollständig durchgeführt worden, was eine große Ungleichmäßigkeit der hierauf gebauten Besteuerung bedingte.

Auf Grund des Ergebnisses der fraglichen Katastrierung wurde 1544 zwischen den österreichischen Erblanden vereinbart, daß die Gülteneinlage in Niederösterreich 69.045, in Oberösterreich 37.508, in Steiermark 72.248, in Kärnten 34.824, in Krain 22.000 und in Görz 5.632 Pfund Pfennige (zu 240 Pfennigen oder 60 Kreuzern, also gleich einem Gulden) betragen solle. An diesem Verhältnisse hielt man im großen und ganzen bis in die Zeit Maria Theresias fest. Überhaupt blieb die Katastralschätzung von 1543 im allgemeinen bis zum Abschlusse der Steuerrektifikation unter der genannten Herrscherin, d. i. bis 1750, in Kraft.

Natürlich wurde der Gültenanschlag infolge der allmählichen Preissteigerung der Bodenprodukte immer mehr von dem wirklichen Ertrage überflügelt. So erklärt es sich, daß in Steiermark um 1650 das Pfund Herrengült durchschnittlich mit dem Hundertfachen des Gültbetrages abgelöst wurde, während sich bei fünfprozentiger Kapitalisierung des Gültenanschlages ein Verkaufswert im zwanzigfachen Betrage der Gült ergeben hätte. Letztere betrug also damals nur etwa ein Fünftel des wirklichen Durchschnittsertrages der betreffenden Gerechtsame.

*
* *

Die Gültenschätzung, beziehungsweise der auf Grund derselben zustande gekommene Steuerkataster, bildete die Grundlage für die Veranlagung der Landsteuer, wie der zumeist für militärische Zwecke bewilligten außerordentlichen Realsteuern.

Steuerpflichtig waren sämtliche Gültenbesitzer, einschließlich des Klerus, dessen Steuerfreiheitsprivilegium schon 1527 endgiltig beseitigt wurde, wie der Pfandbesitzer landesfürstlicher Güter, der sogenannten Pfandschafter (seit 1537).

Der Steuerfuß der Landsteuer zeigte im 16. Jahrhundert eine fast konstant steigende Tendenz. In Steiermark betrug er 1516 $^1/_4$, 1526 die Hälfte der Gült. Anläßlich der Neukatastrierung im Jahre 1543 erreichte er auf der neuen Grundlage die „einfache Gült" (auch „ganze Gült"), 1560 die doppelte, 1593 die dreifache, 1594 die vierfache Gült, in welchem Betrage er bald als „ordentliche Landsteuer" stabil wurde.

Als außerordentliche Leistung wurde im 16. Jahrhundert und auch später noch lange die sogenannte Gültrüstung ausgeschrieben, d. i. die Stellung eines gerüsteten Reiters oder einiger Fußknechte von je 100 Pfund Herrengült und für den Fall eines wirklichen Auszuges der betreffenden Truppen die Erhaltung der fraglichen Rüstpferde und Rüstknechte durch 2 bis 3 Monate. Für Gülteinlagen unter 100 Pfund war ein entsprechendes „Wart- und Rüstgeld" zu entrichten, z. B. 1543 13$^1/_2$ und 12 Kreuzer pro Gültpfund, 1577 13$^1/_2$ und 18 Kreuzer. Seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts wurde außer den Rüstpferden zuweilen auch noch anstatt des nach der alten Wehrverfassung des Landes im Falle des Landesaufgebots zu

stellenden dreißigsten Mannes die Stellung von Büchsenschützen (je 3 auf 100 Pfund Gült) und deren Erhaltung auf 2 bis 3 Monate nach dem Gültanschlage repartiert. Die bezüglichen Erhaltungskosten (3 bis 4 fl. pro Mann und Monat) wurden dann ähnlich wie die ordentliche Landsteuer zwischen Herren und Untertanen aufgeteilt.

Während des 30jährigen Krieges wurde diese Gültrüstung durch die Truppenwerbung ersetzt, deren Kosten man durch andere außerordentliche Steuern aufbracht, und zwar teils durch Personalsteuern (die sogenannte „Leibsteuer"), durch die Besteuerung der Zinsen von Schuldforderungen (den sogenannten „Interesseguldren"), vorübergehend auch durch eine Besteuerung der Feuerstätten (eine sehr primitive Form der Grund- und Gebäudesteuer), teils durch den sogenannten Zinsgulden, eine seit 1633 in Steiermark stets wiederkehrende Abgabe von der Zinsleistung der Untertanen, in wechselnder Höhe (1 bis 4½ fl. von jedem Zinsgulden).

Hierher gehören auch zwei direkt nach dem Gültbuche veranschlagte Lasten, welche teilweise in Geld reluiert werden konnten, nämlich die seit 1658 zu Befestigungszwecken jährlich ausgeschriebene Landrobot (bei welcher von je 100 Pfund Gült ein Mann durch 3 bis 5 Monate beizustellen war) und die vorübergehend (1649 bis 1654) unter gleichzeitiger Befreiung der Gültenbesitzer von anderen außerordentlichen Steuern angeordnete direkte Aufteilung der Einquartierung und Erhaltung der am Lande befindlichen Truppen nach dem Gültanschlage, wobei ein Reiter oder zwei Fußsoldaten anfangs auf je 10, dann auf 15, 30, 40, endlich auf 60 Pfund Gült gelegt wurden.

Was die subjektive Steuerlast betrifft, so erwirkte schon der Innsbrucker Ausschußlandtag der österreichische Erblande 1518 die allgemeine landesfürstliche Ermächtigung, die Untertanen „nach jedes Landes Gelegenheit" zu einer entsprechenden Beitragsleistung heranzuziehen. Seither wurde immer ein Teil der Landsteuer den Untertanen auferlegt.

Die spätere Entwicklung war in den einzelnen Ländern verschieden. In Steiermark war für die Teilung der Steuerlast zunächst der Unterschied zwischen dem Einkommen der Herrschaften aus fixen Geldzinsen der Untertanen und jenem aus Naturalzehenten und Verpachtungen maßgebend. Die Steuer von ersterem hatten die Untertanen, jenem von letzteren grundsätzlich die Herren zu tragen. Zeitweilig wurden letztere auch mit einem kleinen Teile der Steuer von den Geldzinsen belegt (so z. B. 1545 $^2/_{11}$, 1577 $^1/_{10}$, von 1594 bis 1604 $^1/_4$). Seit 1607 ruhte diese Steuer jedoch ganz auf den Untertanen. Zur Kontrolle für die richtige Subrepartition dienten die Urbare der einzelnen Herrschaften, aus welchen die Leistungen der Untertanen zu entnehmen waren.

Da die Herrschaften hinsichtlich ihres selbstbewirtschafteten Grundbesitzes fast ganz steuerfrei waren und die von ihnen zu entrichtende Steuer von den Naturalleistungen der Untertanen nur zum Teile als Grundsteuer zu betrachten ist, hatten also die Untertanen fast ausschließlich die eigentliche Grundsteuer zu

tragen. Daß den Maßstab für diese Steuerlast nicht etwa die Ertragsfähigkeit oder der Wert des Besitzes der Untertanen, sondern deren auf privatrechtlichem Titel beruhende Geldleistungen an die Herrschaft bildeten und daß die Steuer ein Vielfaches dieser Leistungen betrug, erscheint unserer heutigen Anschauung fast ebenso monströs wie das vorerwähnte Steuerprivilegium der Herrschaften, welches sich allerdings geschichtlich aus der noch lange nach dem Ende des Mittelalters fortbestandenen Verpflichtung der Herren zum persönlichen Heeresdienste erklärt.

Das Wart- und Rüstgeld hatten die Herrschaften ganz aus eigenem zu tragen; dasselbe war aber weit niedriger als die ordentliche Landsteuer. Das Büchsenschützengeld (siehe oben) wurde in derselben Weise repartiert wie die ordentliche Landsteuer, belastete also ganz überwiegend die Untertanen. Der außerordentliche Zinsgulden wurde anfangs zur Hälfte, seit 1658 in der Regel zu $1/3$ oder $1/4$ von den Herren getragen, seit 1668 fast stets von den Untertanen allein. Die Kosten der Landrobot wurden zur Gänze auf die Untertanen umgelegt, jene der vorübergehenden direkten Truppenerhaltung anfangs zu $5/6$, später meistens zur Hälfte.

Der weitaus größte Teil der gesamten Realsteuerlast ruhte also tatsächlich auf den Untertanen, und zwar nahm das bezügliche Mißverhältnis im großen und ganzen immer mehr zu. Überdies mußte dem bei vielen Herrschaften zu Tage tretenden Bestreben, die Untertanen ungebührlich noch mehr zu belasten, wiederholt durch strenge Strafandrohungen entgegengetreten werden.

* * *

Sowohl für die ordentlichen, wie für die außerordentlichen „Landsanlagen“ wurde der Steuerfuß alljährlich durch Landtagsbeschluß festgesetzt und sodann mittels gedruckter Patente kundgemacht, aus welchen auch die Fälligkeitstermine, wie die Folgen einer nicht rechtzeitigen Zahlung (Pfändung und Einhebung eines Pfand- und Strafgeldes, eventuell exekutive Feilbietung) zu entnehmen waren. Außerdem wurde den einzelnen Gültenbesitzern die auf ihre Gülteinlage entfallende Steuerschuldigkeit jährlich summarisch mittelst eigener Steuerbriefe bekanntgegeben, welche die wesentlichsten Bestimmungen des betreffenden Steuerpatentes enthielten. Diese Steuerausschreibung oblag den „Landschaftsverordneten“ (einem Ausschusse des Landtags), die Einhebung dem landschaftlichen Einnehmeramte.

* * *

Die Städte und Märkte waren in das im vorstehenden geschilderte Steuersystem nicht organisch einbezogen. Sie hatten in Steiermark seit 1543 zur Gesamtsteuerleistung des Landes mit einem Sechstel beizutragen, welches auf die einzelnen Gemeinden mit althergebrachten Teilkontingenten (über deren Entstehung nichts bekannt ist) verteilt wurde. Diese Kontingente blieben an-

scheinend bis zur Theresianischen Steuerrektifikation in Kraft, was bei der Verschiedenheit der lokalen Entwicklung eine immer größere Ungleichmäßigkeit der Steuerlast bedingte. Die Subrepartition auf die einzelnen Bürger erfolgte nach Maßgabe des Hausbesitzes und Gewerbebetriebes.

* * *

Wir kommen nun zur Beantwortung der eingangs erwähnten Frage nach der Natur und der gegenwärtigen Verwahrung des landschaftlichen Gültbuchs, welche Bezeichung sich frühzeitig in den einschlägigen Patenten und Akten findet.

Der Zweck des Gültbuches war die richtige Repartition der Landsteuer nach Maßgabe der Gültenschätzung, sowie der jeweiligen Besitzverhältnisse und des jeweiligen Steuerfußes. Dasselbe bildete somit im Vereine mit den ursprünglichen Gültenschätzungen von 1543 und den seitherigen Gültumschreibungsakten den eigentlichen Landsteuerkataster.

Die Einrichtung des Gültbuches war nun aber in den einzelnen Ländern eine verschiedene. Während dasselbe z. B. in Niederösterreich von Anbeginn an so konstruiert war, daß es (ähnlich wie das Grundbesitzbogenoperat des heutigen Grundsteuerkatasters) ohne Rücksicht auf die Höhe des Steuerfußes eine längere Reihe von Jahren hindurch benützt werden konnte, hat in Steiermark ein solches stabiles Gültbuch bis zur Steuerrektifikation unter Maria Theresia nicht bestanden. Hier wird dasselbe vielmehr bis 1751 ersetzt durch die jährlichen Steueranschlagsbücher, welche für 1516, dann von 1525 bis einschließlich 1785 noch sämtlich im steiermärkischen Landesarchive vorhanden sind.

Die Identität dieser Anschlagsbücher mit dem auch in Steiermark oft erwähnten Gültbuche ergibt sich aus gewissen Wendungen in mehreren Steuerpatenten des 17. Jahrhunderts, sowie daraus, daß die gültbuchähnlichen Bände der ältesten steiermärkischen Landtafel (die sogenannten Quaternen seit 1730) sich selbst als Auszüge aus dem landschaftlichen Gültbuche bezeichnen und mit dem gleichzeitigen Steueranschlagsbuche in Form und Inhalt übereinstimmen. Auch findet sich für die Zeit vor 1751 weder im Landesarchive noch im Landtafelamte eine Spur eines selbständigen, von den jährlichen Steueranschlagsbüchern losgelösten Gültbuches, was sich bei der Vollständigkeit des sonstigen einschlägigen Archivsmaterials eben nur dadurch erklären läßt, daß ein solches nie bestanden hat.

In Bezug auf die Einrichtung dieser Steueranschlagsbücher hat sich während der ganzen fast dreihundertjährigen Dauer ihres Bestandes nur wenig geändert.

Im Anschlagsbuche sind vor allem sämtliche besteuerten Gültenbesitzer verzeichnet, und zwar von 1516 an stets nach den fünf Vierteln des Landes (Judenburg — Ennstal — Vorau — zwischen Mur und Drau — Cilli), und zwar in jedem Viertel nach Ständen (Herren und Landleute — Pfarrer

— Kapläne — Zechleute). Innerhalb jedes Standes sind die Steuersubjekte meist nach der örtlichen Zusammengehörigkeit gereiht, die adeligen Herrschaftsbesitzer jedoch in der Regel vor den sonstigen freien Gültbesitzern. Bei jedem Steuersubjekte ist links die Anzahl seiner besteuerten Gülten (summarisch, ohne jede Aufzählung oder Detaillierung), rechts die hiervon jeweilig entfallende Steuerschuldigkeit in Pfunden, Schillingen (zu 30 Pfennigen) und Pfennigen eingetragen.

Natürlich mußten die Steueranschlagsbücher im Interesse einer richtigen Steueranforderung alle Besitzveränderungen zu erfassen suchen. Es wurden daher die den Landschaftsverordneten mitgeteilten teilweisen oder völligen Besitzveränderungen durch entsprechende Ab- und Zuschreibungen berücksichtigt, und zwar so, daß aus dem Anschlagsbuche stets der Stand vor der Veränderung, Objekt und Rechtstitel derselben und der neue Stand zu ersehen war. Zeitweilig wurde auch die gesamte Entwicklung der Besitzverhältnisse bei der betreffenden Gülteinlage dargestellt, beziehungsweise von Jahr zu Jahr reproduziert, was, nebenbei bemerkt, auch beweist, daß das Anschlagsbuch ein stabiles Gültbuch zu vertreten bestimmt war.

Die Pflicht, Besitzveränderungen den Landschaftsverordneten zur Anzeige zu bringen, und durch „gebräuchliche Auffsanden" die gültbücherliche Umschreibung zu erwirken, wurde wiederholt neu geregelt und eingeschärft, seit 1603 lange Zeit hindurch alljährlich unter Androhnng der Einziehung verschwiegener, auf fremden Namen lautender Gülten, auch später noch häufig (so 1636, 1644, 1670, 1676, 1687, 1700, 1732 und 1740). Der wiederholt beklagte geringe Erfolg dieser Anordnungen erklärt sich wohl zum Teile durch die Höhe der zu zahlenden Umschreibungsgebühren, welche 1676 je nach der Größe der Gülteinlage mit ein bis zehn Talern zu zwei Gulden (der Höchstansatz von 100 Pfund Gült aufwärts) festgesetzt wurden. Die Umschreibungsgesuche enthielten lange Zeit hindurch zumeist nur die summarische Angabe des Betrages der erworbenen Gülten, was natürlich die Kontrolle der bezüglichen Angaben und die Evidenz über den wirklichen Besitzstand ungemein erschwerte. Seit 1627 wurde daher auch die nähere Bezeichnung der Objekte der Besitzveränderung nach Art und Ort verlangt. Im Gültbuche selbst wird diese Spezifizierung aber erst unter Karl VI. zur Regel.

Die Steueranschlagsbücher enthielten zwar in der Regel ein alphabetisches Verzeichnis der daselbst eingetragenen Gültenbesitzer, d. h. einen Personalindex, nicht aber auch einen Realindex, der auch nicht möglich gewesen wäre, so lange die erforderlichen Ortsangaben den einzelnen Gülteneinlagen nicht beigefügt waren. Die nähere Konstatierung der topographischen Bestandteile einer Gült würde daher für die fragliche Periode, soferne sie überhaupt ausführbar wäre, die Vergleichung einer längeren Reihe von Auffsandungserklärungen, unter Umständen auch ein Zurückgehen auf die Original-Gültschätzung (Fassion von 1543) erfordern.

Ein selbständiges, nicht bloß in der Form von Steueranschlagsbüchern von Jahr zu Jahr reproduziertes, sondern stabiles Gültbuch wurde erst durch die Theresianische Steuerrektifikation geschaffen, indem man deren, seit 1751 der Besteuerung zugrunde gelegten Ergebnisse für jeden der fünf Kreise des Landes in eigenen Büchern darstellte, wo für jeden Gültenbesitzer ein eigenes Blatt eröffnet wurde. Diese Folien enthielten den Namen des Besitzers, die topographische Bezeichnung der betreffenden Herrschaft, dann — dem neuen Steuersysteme entsprechend — nach Dominikal- und Rustikalbesitz getrennt, die Besteuerungsgrundlage (Ertrag der Herrschaftsgrundstücke und Rechte, beziehungsweise für die Untertanen die sogenannten „Rustikalpfunde") und die hiervon entfallende Steuer, ferner die genaue Angabe sämtlicher seit der Anlegung dieses Gültbuches stattgefundenen teilweisen oder gänzlichen Besitzveränderungen und der hierdurch begründeten Ab- und Zuschreibungen an Steuergrundlage und Steuer. Überdies war den neuen Gültbüchern ein vollständiger Realindex beigegeben, der die topographische Übersicht über die Veränderung in den Besitzverhältnissen der einzelnen Realitäten ermöglichte. Auch dieses neue und stabile gleichfalls im steiermärkischen Landesarchive befindliche Gültbuch, neben welchem zu den Zwecken der Steuervorschreibung und Einhebung noch die althergebrachten Steueranschlagsbücher fortbestanden, trägt nicht die Bezeichnung als Gültbuch, was bei seiner tatsächlichen Konstruktion und Funktion wohl nicht weiter ins Gewicht fällt.

* * *

Daß das Gültbuch nicht auch die privatrechtliche Funktion der heutigen öffentlichen Bücher (Landtafel oder Grundbuch) hatte, steht außer Zweifel. Ob und inwieweit dasselbe, außer als Steuerkataster, etwa auch als Adelsmatrikel fungierte, ist hier nicht zu untersuchen.

Engelbert Mühlbacher †.

Als der Historische Verein für Steiermark sein fünfzigjähriges Bestehen als selbständige Körperschaft feierte, da trat er an eine Reihe von Historikern mit der Bitte heran, sie um der Verdienste willen, die sie sich um die heimische Geschichte oder um die Entwicklung benachbarter und gleichstrebender Vereinigungen erworben haben, in die Zahl seiner Angehörigen als Ehrenmitglieder aufnehmen zu dürfen. Einer der Erwählten aber sollte die Geschichtsforschung Deutsch-Österreichs in ihrer Gesamtheit vertreten, den wissenschaftlichen Zusammenhang aller Einzelleistungen erkennen lassen und die Ehrung entgegennehmen, die auch der Fachmann der fernsten Provinzschule dem Institute für österreichische Geschichtsforschung als der Pflegestätte ernstester Kritik und wissenschaftlicher Vertiefung mit aufrichtigstem Danke widmet.

So ward Engelbert Mühlbacher, der Leiter dieses Instituts, auch der unsere und es fehlte in der stattlichen Folge führender Geister im Gebiete unseres Wirkungskreises auch derjenige nicht, der in der Gegenwart die Achtung vor dem Schaffen und der Tüchtigkeit der historischen Schule Wiens und Österreichs am weitesten verbreitet hatte, der zugleich als ein Vorbild unbeugsamer Gesinnungstreue und bis zur eigenen Erschöpfung geübter opferfreudiger Hingebung an die wissenschaftliche Arbeit gelten konnte.

Er war zu Gresten in Niederösterreich am 4. Oktober 1843 geboren, genoß geistliche Erziehung im Stifte St. Florian und bezog dann die Universität in Innsbruck, wo er Fickers Schüler wurde, des Mannes, der wohl den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung der mittelalterlichen Studien in Österreich seit den Fünfzigerjahren genommen hat, weil die stark hervortretende Eigenart seines Wesens und die dasselbe erfüllende Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe den tiefsten Eindruck auf die jungen Männer machen mußte, die um zu lernen, nicht allein um auf Stellen befördert zu werden, die Tiroler Hochschule bezogen. Man wählte als Historiker das stille Innsbruck als akademische Lehrstätte um Fickers willen. Unter den vielen Tüchtigen, die der weitausblickende und doch in den innersten Kern der Probleme vordringende Westfale vor seinem Katheder im Laufe der Jahrzehnte versammelt hat, dürfte keiner sich so tief in sein Herz eingebettet haben und ihm in der Erfassung seines Berufes so ähnlich geworden sein als Mühlbacher, wenn auch die Verhältnisse, unter denen die beiden sich auf die Höhe des Lebens und Wirkens aufschwangen, nur zu fühl-

bare Verschiedenheiten aufwiesen. Denn Mühlbacher hat seinen Weg unter den härtesten Entbehrungen und in einem fortgesetzten Kampfe gegen beengende Fesseln, drückende Verpflichtungen wandeln müssen; die bajuwarische Bauernkraft, die in ihm unverkennbar blühte, mußte fast zur Neige verbraucht werden, um alle Aufgaben, die ihm seine Laufbahn stellte, trotzig auf sich nehmen zu können. Im Jahre 1878 in Innsbruck habilitiert, wurde Mühlbacher 1881 als außerordentlicher Professor für historische Hilfswissenschaften und Geschichte des Mittelalters an die Universität Wien berufen, seit jener Zeit wirkte er an der Seite Theodor Sickels am Institut für österreichische Geschichtsforschung, bis er nach dessen Abgang nach Rom mit Heinrich v. Zeißberg gemeinschaftlich die Leitung besorgte und endlich 1896 als Vorstand an die Spitze der Wiener paläographisch-diplomatischen Schule trat, die durch Sickels Wirken und persönliches Auftreten einen Grad von Berühmtheit erlangt hatte, wie ihn kaum ein anderes wissenschaftliches Institut in Österreich besitzt. In demselben Jahre erst war Mühlbacher auch ordentlicher Professor geworden, nachdem er längst wirkliches und einflußreiches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewesen war, nachdem ihn die Verwaltung des Böhmerschen Nachlasses in Frankfurt a. M. zum Leiter und Herausgeber der Neuauflage der „Regesta Imperii“ gemacht, nachdem ihn die Kommission der „Monumenta Germaniae“ in Berlin 1892 an die Spitze der Abteilung der Karolinger Diplome gestellt hatte. Die Geschichte dieses spätgeborenen Ordinariates würde ein interessantes Kapitel des akademischen Lebens und der Regierungskunst in Österreich bilden, ein Kapitel, dem selbst politische Bedeutung nicht abgesprochen werden könnte; aber es ist dafür gesorgt, daß dergleichen Exkurse niemals von denen an die Öffentlichkeit gebracht werden, die dazu vielleicht berufen wären, und deshalb bleiben sie leider ungeschrieben. Die letzten Jahre seines Lebens erst konnte Mühlbacher ungehemmt und am richtigen Platze seine bedeutende Persönlichkeit zur Geltung bringen. Von seinem Anteil an den Beschlüssen der philosophischen Fakultät, der Akademie und deren historischer Kommission wird man in diesen Körperschaften selbst die beste Meinung und eine lebendige Erinnerung haben, die Feinde der Intrigue und des Einflusses der five-oclock-teas auf Lehrkanzelbesetzungen haben einen Turm im Brett eingebüßt. Mühlbacher hat eine Fülle administrativer Geschäfte auf sich nehmen müssen, die ihn oft bis zum Mißmut bedrückten; denn sie raubten ihm kostbare Zeit und um sie einzubringen, mußte die Studierlampe schon um vier Uhr morgens entzündet und dem Schlafe mehr Abbruch getan werden, als der doch starke, sehnige Körper ertragen konnte. Auch an der Gründung der Kommission für neuere Geschichte Österreichs hat Mühlbacher das größte Verdienst; der zuerst von der steirischen Landes-Kommission angeregte Plan wäre trotz ministerieller Verheißungen und trotz seiner in die Augen springenden Wichtigkeit wahrscheinlich niemals zur Ausführung gekommen, wenn nicht Mühlbacher als Vorstand des Institutes die Geschäftsführung der Kommission übernommen und ihr dadurch eine bureaukratische Stütze gewährt hätte.

Von literarischen Arbeiten erschien zuerst (1876) „Die streitige Papstwahl des Jahres 1130“, dann (1877) „Die Datierung der Urkunden Lothars I.“; (1879) „Die Urkunden Karls III.“; (1887) „Gerhochi Reichersbergensis ad cardinales de schismate epistola“. Für die Böhmerschen Regesten arbeitete Mühlbacher die Karolinger, in deren Geschichte er wohl, wie kein anderer, zu Hause war. Es wird daher dem Schreiber dieser Zeilen stets zur inneren Befriedigung gereichen, daß es ihm gelungen ist, Mühlbacher zur Übernahme eines großen darstellenden Werkes zu gewinnen. Die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Karolinger“ ist eine leuchtende Zierde der bei Cotta erscheinenden „Bibliothek deutscher Geschichte“ geworden, sie hat einen Beweis von der Schaffenskraft und der künstlerischen Veranlagung Mühlbachers geliefert, die selbst nahestehende Freunde in ihm nicht erkannt hatten. Von 1879 bis zu seinem Scheiden war Mühlbacher mit den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte“ aufs innigste verbunden, er hat die größte Last der Redaktion zwei Jahrzehnte lang allein zu tragen gehabt, bis Oswald Redlich, im Institut und in der Fakultät an seine Seite tretend und im innigsten Verkehr und Verständnis mit ihm wirkend, einen Teil derselben auf sich nahm und allmählich dem Freunde, der ihm das größte Vertrauen schenkte, auch ein Rater und Helfer werden durfte. Zu den schönsten Stunden Mühlbachers mag es wohl gehört haben, als 1899 das Erscheinen des XX. Jahrganges der „Mitteilungen“ durch ein ihm zu Ehren veranstaltetes Fest gefeiert wurde und er von allen Teilnehmern und von den Berufsgenossen aus nah und fern die Versicherungen der aufrichtigsten Verehrung und Dankbarkeit entgegennehmen konnte.

Für den 4. Oktober, den 60. Geburtstag, war noch Großartigeres vorbereitet. Die Büste Mühlbachers, von Künstlerhand geformt, sollte im Institute aufgestellt und neue Beweise der Liebe und Anhänglichkeit sollten ihm in heiterer Runde geboten werden. Es sollte anders kommen. Die Blumen, die ihm zugedacht waren, mußten am 19. Juli sein Grab schmücken. Die Festreden mußten Trauerreden werden und die Büste wird wohl dazu bestimmt sein, im Arkadengange der Wiener Universität an den rastlosen Forscher, an den charaktervollen Kollegen und an die liebe, treue Seele zu erinnern, der die seiner Freunde im Leben gehört hat und bis ans Ende gehören wird.

Hans v. Zwiedineck.

Josef Egger †.

Am 20. Juni d. J. starb zu Innsbruck einer der hervorragendsten und kenntnisreichsten Lokalhistoriker Österreichs. Josef Egger konnte sich rühmen, als Professor am Gymnasium einen wissenschaftlichen Namen erworben zu haben, dessen guter Klang keinen Vergleich zu scheuen brauchte. An der Südgrenze des deutschen Sprachgebietes, zu St. Pankraz im Ultentale im Jahre 1839 geboren, studierte er in Innsbruck unter Jul. Fickers und des nur wenige Jahre älteren Alfons Hubers Leitung. Bald nach seiner Anstellung am Innsbrucker Gymnasium trat er mit historischen Arbeiten hervor, so über Burcklehner und die anderen Tiroler Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts. Sein Hauptwerk aber wurde die Geschichte Tirols — von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert (3 Bände, Innsbruck 1872 und folgende). In ruhiger und schlichter Weise erzählt Egger mit vollkommener Beherrschung des Stoffes und starker Benützung ungedruckten, archivalischen Materiales die interessante Geschichte seines Heimatlandes, das als Durchgangsgebiet zwischen Italien und Deutschland und mächtig beeinflußt von den Elementen der überlegenen lateinischen Kultur eine so merkwürdig germanisch-romanische Blüte zeitigte. Nicht geringere Verdienste erwarb sich Egger durch seine Teilnahme an der Herausgabe der Tiroler Weistümer, von deren 5 Bänden zwei von ihm gesammelt und ediert wurden. Ein weiterer fertiger Band fand sich in seinem Nachlaß. Durch diese Studien wurde Egger auf das rechtsgeschichtliche Gebiet geführt. Arbeiten, wie die „Entstehung der Gerichtsbezirke Deutschtirols", „Die alten Benennungen der Dörfer, Gemeinden, Gerichtsbezirke und Gerichtsteile in Tirol" behandelten gerade jene Probleme, die, ungefähr gleichzeitig auch für andere österreichische Länder in Angriff genommen, zur Idee eines historischen Atlas der österreichischen Alpenländer führten.

Egger war der selbstverständliche Mitarbeiter für Tirol, der eigentlich alle die Fragen, die hier in Betracht kommen, schon behandelt und erwogen hatte, und der scheinbar nichts anderes zu tun brauchte, als seine Kenntnisse in einer anderen Form zur Darstellung zu bringen. Er ergriff das neue Projekt mit Eifer und Vergnügen und beteiligte sich auch an den allgemeinen Erörterungen mit Interesse und Gewinn für den weiteren Kreis der Mitarbeiter. Doch begnügte er sich nicht mit der Benützung des schon gesammelten Materiales, sondern durchstöberte nochmals die Schätze des Innsbrucker Archives und zahl-

reicher Pfarr- und Gemeindearchive. Auch war ihm noch im letzten Sommer kein Tal zu entlegen und keine Alpe zu hoch, um selbst nachzusehen, wie die schwer verständlichen alten Grenzbeschreibungen sich etwa vor der Natur ausnähmen.

Mitten in dieser Arbeit überraschte ihn im verflossenen Herbste schwere Erkrankung. Er hatte eben nach 38jähriger Dienstzeit am Gymnasium ehrenvollen Abschied erhalten und dachte sich nun unbeschränkt durch andere Pflichten der wissenschaftlichen Arbeit zu widmen. Wenn es ihm noch vergönnt gewesen wäre, den letzten Winter gesund zu verbringen, so wäre der Abschnitt „Deutschtirol" des historischen Atlas vollendet. Doch nur mehr vorübergehend konnte er an seine Arbeiten Hand anlegen; seit Ostern war sein Schicksal entschieden.

Die aufgezählten Schriften erschöpfen bei weitem nicht die lange Reihe seiner Leistungen. Aus der letzten Zeit seien nur noch erwähnt die umfangreichen Aufsätze über „die Barbareneinfälle in die Provinz Rhätien" und „das Aribonenhaus". Eine fast unübersehbare Menge von Exzerpten, Urkundenabschriften und Auszügen fand sich in seinem Nachlaß vor und schien noch auf lange hin Nährstoff für die wissenschaftlichen Schmiede darzubieten. Er wurde uns und den Seinen entrissen nach einer langen fruchtbringenden Tätigkeit, aber doch viel zu frühe für alle und insbesondere jene, die seinen Austritt aus der dünnen Reihe österreichischer Geschichtsforschung als eine Gefährdung gemeinsamer Unternehmungen empfinden mußten. Wenn sich auch diesmal noch ein opferwilliger Freund und Landsmann bereit gefunden hat, in die Lücke zu treten, so wird doch die Erinnerung an Josef Egger noch lange fortleben als an einen Gelehrten von unermüdlichem Fleiße und vollkommener Hingebung an die wissenschaftliche Arbeit, die ihm die Ausfüllung und der vornehmste Zweck seines Lebens gewesen ist.

Graz, 12. Juli 1903. E. Richter.

Zur Ehrung des † Hofrats v. Krones.

Der Historische Verein für Steiermark hat durch Berufung eines besonderen Ausschusses die Anregung gegeben zur Errichtung eines Denksteines für den am 17. Oktober 1902 verstorbenen Hofrat und Universitätsprofessor Dr. Franz Ritter v. Krones-Marchland. Es war dabei von vorneherein an eine Gedenktafel mit Reliefporträt gedacht, die im Raume der Universität angebracht werden sollte. Nachdem der akademische Senat sich prinzipiell mit diesem Plane einverstanden erklärt und Herrn Hofrat Dr. Skraup mit seiner Vertretung im Ausschuß betraut hatte, konnte dieser im Juni unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Herrn Landeshauptmannes zusammentreten und die Sammlungen zu dem angedeuteten Zwecke einleiten. Es wurde an eine Reihe von Korporationen, an die Schuler, Kollegen und Freunde folgendes Schreiben versendet:

Vierzig Jahre hat Franz v. Krones in Graz als Lehrer der Geschichte gewirkt. Es gibt wenige Mittelschulen im Lande, wo nicht seit Jahrzehnten seine Schüler lehren und die Erinnerung an den trefflichen Mann hochhalten.

Vierzig Jahre lang hat Franz v. Krones die Geschichtswissenschaft durch Forschung und Darstellung bereichert. Wer ein Gesamtbild der Entstehung und Entwicklung unseres Staatswesens und eine Übersicht der Literatur dazu gewinnen will, muß zu seinem „Handbuch" greifen, wer auf irgend einem Gebiete steirischer Landesgeschichte Aufklärung und gründliche Belehrung sucht, stößt auf seine Arbeiten, die in den Veröffentlichungen unseres Historischen Vereines und der Historischen Landeskommission, in den Schriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und in zahlreichen selbständigen Werken niedergelegt sind.

Wir wollen dem Manne, der uns entrissen wurde, ehe seine große Schaffenskraft erlahmt war, ein Erinnerungszeichen widmen. An der Stelle seiner Lehrtätigkeit, die ihn am innigsten mit den Mitstrebenden verband, im Hauptgebäude der Universität, deren Geschichtsschreiber er war, soll ein Denkstein gesetzt werden, der den rasch sich folgenden Studentengenerationen die

Züge des Verehrten und Verklärten vergegenwärtigt und zu einem bleibenden Beweise der Treue werden soll, die wir ihm bewahren, des Dankes, den er sich vielfach verdient hat.

Überzeugt, daß die Gefühle, die unser Unternehmen anregen, bei allen Widerhall finden werden, die Krones kennen gelernt haben, glauben wir an diese die Bitte um einen Beitrag für den Denkstein mit der zuversichtlichen Erwartung auf Berücksichtigung richten zu dürfen.

Graz, im Juni 1903.

Edmund Graf Attems,
Landeshauptmann von Steiermark, Vorsitzender.

Josef Arbesser v. Rastburg, Dr. Max v. Archer, Prof. Dr. Adolf Bauer, Prof. Franz Ferk, Prof. Dr. Gottl. Haberlandt, Prof. Dr. Ferd. Khull, Hofrat Dr. Karl König, Oberstl. Baron Kulmer, Prof. Dr. Johann Loserth, Prof. Dr. v. Luschin-Ebengreuth, Arch.-Adj. Dr. Anton Mell, Präsident Dr. Netoliczka, Prof. Dr. v. Zwiedineck, Prof. Dr. Benj. Reinitzer, Prof. Dr. Eduard Richter, Feldzeugm. v. Samonigg, Hofrat Prof. Dr. Skraup, Dr. Franz Wibiral, stud. phil. Georg Widmer.

Die Frage der technischen und künstlerischen Ausführung wird von einer kleineren Kommission, bestehend aus den Herren Prof. Bauer, Prof. Reinitzer und Dr. Wibiral einem Vorstudium unterzogen werden; über die zu erwartenden Vorschläge wird jedoch erst nach dem Bekanntwerden des Sammlungsergebnisses beraten werden können.

Literaturberichte.

Unger-Khull, Steirischer Wortschatz. Es war schon lange bekannt, daß der Adjunkt des steiermärkischen Landesarchives Theodor Unger an einer großen Sammlung sprachlicher Art, einer Art steirischen Idiotikons, arbeite, doch ist Unger weder mit seiner Arbeit noch mit Proben derselben ans Licht getreten. Erst im letzten Jahre seines Lebens dachte er an eine Ordnung des großen, durch mehr als zwanzig Jahre gesammelten Stoffes, doch kam er nicht mehr dazu und Ungers Verwandte (Ungers Schwester und sein Schwager, der Rechnungsrat J. J. Schmuckh in Wien) übertrugen die Ordnung und Bearbeitung seiner Sammlung dem Professor Dr. Ferdinand Khull, der nunmehr nach fünfjähriger Arbeit den „Steirischen Wortschatz" bei Leuschner & Lubensky erscheinen lassen konnte. Wir behalten uns eine Besprechung dieses Werkes vor, da es ja für Steiermark von besonderem Werte ist.

Steiner-Wischenbart J., Monographie des Bezirkes Feldbach. I. Bd. Die Stadt Feldbach. Mit Illustrationen von Konservator Johann Graus und Direktor Max Helff. Im Verlage der Stadtgemeinde Feldbach 1903. Gr.-8⁰.

Es müßte jedenfalls mit Freude begrüßt werden, daß wiederum einmal eine umfangreichere Monographie über einen steirischen Ort erschienen ist, wenn diese Freude eben nicht durch die zahlreichen Fehler des Buches getrübt würde. Lokalgeschichtliche Studien zu betreiben, ist Sache der Ortschronisten, die ihrer Aufgabe ja auch meist in vollkommenem Maße gerecht werden, denn der Berufshistoriker kann seinen mehr auf die allgemeinen Probleme der geschichtlichen Forschung gerichteten Blick nicht durch die Abfassung von Ortschroniken beengen lassen. Dankbar nimmt er das Gebotene, oft die Frucht recht mühevoller Arbeit, hin und ist deshalb auch nicht gewohnt, an solche Werke den Maßstab streng fachwissenschaftlicher Kritik zu legen. In dem vorliegenden Falle liegt die Sache aber etwas anders. Der Verfasser ist, was den historischen Teil betrifft, denn nur diesen will der Referent mehr oder weniger in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, seiner Aufgabe nicht vollinhaltlich gewachsen gewesen und die „Honoratioren" von Feldbach hätten im Interesse einer wahrheitsgetreuen Ortsgeschichte wahrscheinlich besser getan, sich nicht die Autorschaft des Herrn Steiner zu erbitten. Es scheint ihm so ziemlich, bis auf den guten Willen, alles zu mangeln, worüber ein „Geschichtsschreiber" verfügen muß, vor allem über die nötige Vorbildung. Daß er als solcher aber auch der Sprache in Ausdruck und Syntax mächtig sein muß, hielten wir wohl für selbstverständlich.

Das Buch ist interessant durch seine Fehler. Nicht bloß der Historiker, auch der Sprachforscher erfährt daraus viel Neues. So erfahren wir gleich

auf Seite 11 im Abschnitte „Das Raabtal", daß dies ein Tal ist, das seine Bewohner nährt und auf größere Kultur noch getrieben werden könnte. Es gehört heute nicht mehr zur vergessenen Lande, seit die Lokomotive das Tal durchjauchzt. Warum die Rieggersburg die Sphinx der Oststeiermark ist, bleibt uns auch heute noch ein Rätsel. Vielleicht hat sich der alte Berthold, der Schenk von Emmerberg in seiner Burg Bertholdstein (nicht Pertlstein) darüber auch schon den Kopf zerbrochen. Was hätte da wohl seine Hausfrau dazu gesagt, wenn er von Gleisdorf statt heimwärts wie der moderne Reisende abwärts gefahren wäre? Wenn der das Südgelände visiert (das eigentlich das Westgelände ist), so zieht ein das Tal beherrschendes Schloßgebäude von Kirchberg (also muß es zum mindesten zwei geben) die Aufmerksamkeit von der Ferne auf sich . . . Zeugnis gebend über den Wohlstand an Getreide in der Gegend. Die Rabmühlen sind wahre Kulturstätten geworden! Und die anderen viel bedeutenderen Mühlen im Lande? Ungemein interessant für den Leser aber ist es zu wissen, daß der Feldbacher des Sonntags singt: „Geh mas heut noch Gniebing naus." In Tagesglanz schimmert der schlanke Stadtpfarrturm und wir sehen da einen Kirchenneubau in modernen Formen (also Sezession), während die Franziskanerkirche, die heute außer ihren Zweck gesetzt ist, sich wie ein Schatten erhebt. Wir erfahren ferner, daß in das Tal von Kornberg die Rieggersburger Strasse einschlägt und mitten im Walde die Fassaden dieses Schlosses winken. Über die Hügel ragt die Rieggersburg herüber für die Talsohle unsichtbar, während man unter Feldbach das von mächtigen Flanken begrenzte Hainfeld erblickt und alte vulkanische Gebilde mit schönster Fernsicht die Wellenhügellandschaft beherrschen. Das ganze obere Raabtal wird von derjenigen, von welcher es den Namen hat, leider oft schädlich beeinflußt: von der Raab, dessen Hochwasser unaufhaltsam an den bröselnden Lehmufern nagt (Lehm und Brösel — !) Wiederholt haben einzelne und korporative Petitionen Anträge gestellt in Bezug auf die Raabregulierung, die einen Schutz der Landwirte bedeutet, ein kulturelles Vorwärtsschreiten des allgemeinen Vermögens, einen Aufschwung des landwirtschaftlichen Wertes. Von unergründlichem Tiefsinn ist folgender Satz: „Die Bewohner des Raabtales bei Feldbach sind deutschsteirisch. Es liegt in diesen verbundenen Worten schon eine Photographie des Wesentlichen." Daß der Verfasser noch nach Meilen rechnet, sei nur nebenbei erwähnt.

Eine vollkommene Verkennung der bestehenden Verhältnisse liegt darin, daß die männliche Bevölkerung vom Nachbar die weite ungarische Hose angenommen habe. Der Verfasser dürfte da wahrscheinlich im Sommer über die Grenze gekommene Feldarbeiter gesehen haben, der Nationalität nach meist Slovenen aus der Gegend Zeming-Oberlimbach, bei denen ihm auch die Röhrenstiefel aufgefallen sind. Daß der Oststeirer allgemein Stiefel trägt, ist an sich keine besondere Eigenheit, denn gerade so könnte man sich darüber wundern,

daß der Obersteirer Bundschuhe trägt. Warum aber gerade bei der Schuljugend der ungarische Einfluß in Bezug auf die Kleidung ein besonderer sein soll, kann der Referent absolut nicht einsehen. Hemd, Hose, Schürze und Hütel und der Schulbub ist fertig. Auch im übrigen Steirerlande dürfte er nicht viel anders aussehen. Von Josefi bis Allerheiligen geht er überhaupt bloßfüßig. Das „ganz eigenartige Bild“ dürfte also wohl nur in der Phantasie des Verfassers bestehen.

Merkwürdig fließend und fehlerfrei wird die Sprache im vorletzten Absatze auf Seite 15. Wohl nur deshalb, weil die ganze Stelle von „zwei Bergzüge“ bis Seite 16 „ist namhaft“ dem historisch-topographischen Lexikon von Steiermark von Janisch, I. 186, entnommen ist. Die einzige Zutat „Man rechnet auf dreimalige Ernte“, und zwar beim Weizen, ist eine Unwahrheit.

Wir übergehen dann die folgenden Kapitel und wenden uns den „Spuren ältester Kultur“ zu. Dieser Abschnitt zeichnet sich durch ziemlich verworrene Darstellung aus und wird in etwas phrasenhafter Weise abgetan. Er wäre jedenfalls etwas reichhaltiger und gehaltvoller ausgefallen, wenn der Verfasser die Aufsätze von A. Muchar „Das altkeltische Norikum“ und „Das römische Norikum“ nachgelesen hätte. Warum gerade am Saazer Kogel ein heiliger Hain der Kelten gewesen sein soll, woraus dann ein römischer Tempel und später eine christliche Kirche wurde, ist durch nichts erwiesen. Vielleicht deshalb, weil man „eine Menge Keltentusculos“ (-tumuli) aufgedeckt hat, die Merkmale aller möglichen Kulturperioden aufwiesen, mit Geschirrscherben von Häfen ꝛc.? Hübsch ist auch die Wortbildung Antikaglien aus Antike. Die Lage von Muroela am Leibnitzerfelde kann nur G. Mally (Steir. Zeitschrift N. F. 4., 127) angeben. Tatsächlich lag hier die Römerstadt Solva, später Flavium Solvense und aus den drei bei Feldbach gefundenen Römersteinen kann man nicht gleich auf eine wohlgepflegte „Römerstraße“ im Raabtale schließen. Wie sich der Verfasser das zugleiche Bewohnen der Gegend durch Slaven und Bavaren, die auch als Bojaren auftreten, vorstellt, hätte er uns nicht vorenthalten sollen.

Im Kapitel „Feldbachs Entwicklung“ wird gleich anfangs eine Erklärung des Namens versucht. Der Verfasser kann sich kein eigenes Urteil bilden. Velwin sei altdeutsch und bedeute „Weiden“. Die Weide hieß aber ahd. felawari, felvari und mhd. velwaere, velwer. Gleich darauf setzt er Velwin = feld, weil damals im Raabtale schon „Felder“ bebaut wurden! Dann war wieder der „Feilbach einst der Feldbach“. Ebenso könne die Bezeichnung auch slavisch (Verbovje) sein und „Weidenstadt“ bedeuten.

Das Wort predium in der Urkunde von 1188 erklärt er als Herrschaftsgut im modernen Sinne, er denkt an ein Schloß mit den zugehörigen Gründen und hält die ehemalige „Wasserburg“, womit nur der Tabor gemeint ist, für einen Rest vom alten predium. Ein Schloß hat es in Feldbach ebensowenig wie z. B. in Gleisdorf oder Fehring jemals gegeben. In der Zeugenreihe gibt er die Namen teils in der Reduktion, teils nach dem Wortlaute der Urkunde. Da er diese übersetzt, hätten auch sämtliche Namen verdeutscht werden

sollen. Economus ist gleich Amtmann, dann ist zu lesen Tiorwanch, Otacher Privhauen, Irnpurch, Puhele, Sifridus de Wulfingin, Walchun, und Mutil ist ein Eigenname, deshalb mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben.

Der erste Pfarrer wird bereits 1377 erwähnt (Urk. Nr. 3271[a] des steierm. Landesarchives) und der Mört von 1387 und Martin von 1392 ist ein und dieselbe Persönlichkeit. Die Urkunden sind sämtlich ohne Nummer zitiert und geniert es den Verfasser auch weiter nicht, ob das Stück Original oder Kopie ist. 1387 wird der Lehensherr der Kirche genannt. Es ist dies der Pfarrer Hans der Pleuer von Riegersburg. Neu ist uns auch, daß der Dat. Plur. von Kodex Kodexen lautet. Der Wortlaut der Urk. vom 29. Mai 1310 ist falsch wiedergegeben. Der Passus „wie anderen Städten des Landes" ist wörtlich Muchar entnommen. In der Urk. aber heißt es, daß die Bürger „die recht vnd vreiung haben suln an allen steten in vnsern landen ane die nyderleg". Auch fehlt die Angabe, daß das Stück Orig.-Pgt. mit anhangendem Siegel ist und ferners, daß bereits in den Steierm. Geschichtsbll. I, S. 178 ein Abdruck vorliegt. Die Frage, ob Feldbach im Mittelalter jemals Stadtrechte gehabt hat und mit der sich schon Wartinger beschäftigte (St. Zeitschr. N. F. II. 92) ist nicht erschöpfend behandelt. Dies läßt sich nicht in ein paar Zeilen abtun. S. 56 und 69 wird die Behauptung aufgestellt, im steierm. Landesarchive sei der Siegelstempel Feldbachs von 1300 verwahrt. Dasselbe besitzt aber nur eine Nachbildung des Originals und in der Legende heißt der Ort Velnpach. Nach Steiner heißt der Markt lateinisch fori. Es ist ihm unbekannt, daß dies der zweite Fall von forum ist. Unwahr ist ferner die Behauptung, daß am 1. Mai 1331 Härtel v. Cholnitz an den Abt Heinrich von St. Paul in Krnt. eine Hube bei Feldbach verkaufte, sowie die Folgerung, daß dieses Stift in der Oststeiermark „eine Menge Güter" besessen habe. Feldbach wird darin gar nicht erwähnt. Die Stelle heißt „dev hub ist gelegen ob Laedentz". Dieser Ort liegt im Lavanttale, also sehr weit von Feldbach. Beda Schroll druckt im Urkundenbuch von St. Paul zwei Urkunden ab, die den Verfasser aufgeklärt hätten. 1288 verkauft Chonrad de Cholnicz dem Abte von St. Paul „unam hubam in Ladencz" und reduziert diesen Ort als Lading in der Pfarre St. Michael bei Wolfsberg, und 1307, 12. März, geben die Brüder Hartneit und Eberhard v. Cholnicz sowie Chunrat v. Wolfsperch dem Abte Rudolf v. St. Paul vier Huben „dev dritte leit ze Laednitz", das wieder dasselbe Lading ist. Bei der Urk. vom 29. März 1316 fehlt die Angabe, daß das Stück des Landes-Archives Kop. Pap. ist und daß das Original im Schlosse Eferding sich befindet, auch daß sie gedruckt ist im Urkundenbuch ob der Enns V, 155, Nr. 101, und im Notizenblatte der k. Akad. d. W. I, 320, Nr. 33, ein Auszug sich findet. In der Urk. von 1347, 5. Juni, steht nicht ein Wort von Gütern um Feldbach. Nur das Feldbacher Maß ist erwähnt. Die Regesten, denn was der Verfasser bietet, ist nicht viel mehr als eine chronistische Zusammenstellung von einzelnen Daten, die durch schlecht angebrachte Reflexionen zusammengekleistert sind, sind sämtlich fehlerhaft, wofür wohl auch Janisch mitverantwortlich ist, dessen

topogr.-statist. Lexikon er sie durchwegs entnommen hat. 1348 soll urkundlich ein edler Bürger Nikol der Walich vorkommen, in welcher Beziehung, bleibt uns verschwiegen. Wir aber lesen „Ich Nicla der Walich . . . leih Dominik Maeschk dem Walch, purger ze Marchpurch 40 ℔ alter Wiener Pfen". Von Edel ist also keine Spur. Es hätte uns auch die gegenseitige Beziehung der beiden Walch interessiert. Die Urk. (Org.-Pgt. Nr. 2363) ist auch noch deshalb von Interesse, weil sie mit dem Siegel des Richters Rueger des Puxer gesiegelt ist. Dies ist das erste Vorkommen eines Feldbacher Marktrichters. Der Teilungsvertrag zwischen Ulrich und Friedrich v. Wallsee 1351 ist unrichtig wiedergegeben. Es heißt da „daz zu Velnpach der satz getailt vnd geuallen ist" . . . und ist dem Friedrich Wachseneck und Feldbach zugefallen. Zu 1353 schreibt der Verfasser, „in dieser Zeit finden wir August den Puxer als Richter, der am 2. Jänner mit Heinrich dem Wylhauser einen Kaufvertrag über Huben in dieser Gegend geschlossen habe". In der Urk. (Org.-Pgt. Nr. 2461 mit zwei Siegeln) aber lesen wir „Hainrich der Wylthauser" und sein Vetter Albrecht verkaufen Rugern dem Puxer richter zv den „zeiten ze Velnpach" fünf Huben zu „Stayndorff pei der Chainach". Auf dem Umschlage des Originals ist das t im Namen Wylthauser in c verlesen. Der Verfasser hat einfach Wylhauser daraus gemacht. Staindorf ist ein Dorf bei Wundschuh. Daß dieser Ort bei Feldbach („in dieser Gegend"!) liegt und die Kainach da vorbeifließt, ist eine Entdeckung des Herrn Steiner. Ferner zitiert er eine Urk. v. 1330 des Landes-Archives, in der das Landgericht Feldbach erwähnt sein soll. Das genannte Institut besitzt aber diese Urk. nicht und das Landgericht wird erst in jener vom 2. April 1362 genannt. Herzog Rudolf, seines Namens der Vierte, soll am 23. September desselben Jahres nochmals die Privilegien vom 2. April bestätigt haben. Diese Urk. kennt nur Janisch. Wenn die zwei Urkunden von 1362, in denen Feldbach zur Stadt erhoben wird, so wichtig sind, hätte der Verfasser nicht die ganze Angelegenheit, da der Ort kurz darauf wieder als Markt erscheint, auf einer halben Seite und einer Anmerkung abtun sollen. Eine neue Spezies von Märkten ist die mit Stadtrechten ausgestattete. Die Urk. von 1387, 3. Juli, ist nicht Orig., sondern Kopie, und die einzige Urk.-Nummer, die er zu der vom 2. April 1362 zitiert, ist falsch, denn sie trägt nicht Nr. 2873, sondern 2813. Der Verfasser behauptet, er habe „alle diese Urkunden selbst gesehen und deren Wortlaut kopiert". Gesehen dürfte er sie haben, aber kopiert wohl schwerlich, denn dann hätte er sie ausführlicher gebracht und nicht nur die Regesten aus Janisch und Muchar für seine Zwecke verwendet. Wenn er „auf fast jedem Original die Bezeichnung Markt" fand, so dürfte er wohl nur die Rückseite oder die Umschläge beachtet haben, wodurch sich auch die vielen Fehler erklären. Seine Arbeit war wesentlich erleichtert dadurch, daß die wenigsten Stücke Originale mit schwer leserlicher, sondern meistens Kopien in moderner Schrift sind.

Daß Feldbach 1387 schon wieder als Markt erscheint, schreibt der Verfasser den Türkeneinfällen zu, wodurch „höchste Not, größte Unsicherheit, Mord

und Brand im schönen Raabtal" verursacht wurde, ohne zu bedenken, daß erst durch die Schlacht bei Nikopolis 1396 das Abendland den Türken offen stand. Der erste Einfall vom selben Jahre reichte nur bis Pettau, der zweite 1410 bis Radkersburg, 1469 waren die Türken in Südsteiermark, aber noch lange nicht in Feldbach. — Die Stammburg der Herren von Stadeck stand bei St. Veit am Aigen und nicht bei Vogau. Ein Fest S. S. Oris kennen wir nicht, wohl aber ein corporis Christi-Fest und ist oris einfach die Kürzung für corporis. Friedrich ist als Kaiser der III. seines Namens. Daß der Tabor in Feldbach eine „besessene Form" hatte, ist sehr wunderlich. Vielleicht ist dadurch eine Überleitung zu den nachfolgenden Hexenprozessen hergestellt! Und so geht es fort.

Wir müssen uns Gewalt antun und endlich abbrechen, sonst könnten die Berichtigungen ebenso umfangreich werden wie die Darstellung selbst. Es ließe sich noch viel sagen zu den nachfolgenden Kapiteln, so zum Wappen, zur Zuberglocke, wobei in der Literaturangabe die beiden Aufsätze von Stengel und Koch in dem Korrespondenz-Blatt d. Gesamtv. d. deutsch. Gesch. u. Altertums-V., I, II u. III, übersehen wurden. Dieser Abschnitt liest sich aber sehr gelehrt! Nur haben das alles leider schon Andere behauptet. Die beiden „Omega" der Inschrift haben aber auch diese verkannt. Der erste Buchstabe ist ein m inversum und bedeutet secundum naturam. Der zweite ist eine Ligation aus v u. d und bedeutet vere dignum et iustum est etc. Ferner zum steinernen Metzen, der nichts anderes darstellte als das Feldbacher Kornmaß, das schon 1347 (Urk. Nr. 2320 b) erwähnt wird. Auch müssen wir uns noch verwundern, warum die Schlacht von St. Gotthard gerade in die Geschichte von Feldbach gehört?

Vieles ist in der Darstellung vollständig übergangen. Das Material wurde nicht erschöpfend behandelt. So finden wir 1377 außer der Freithof- auch noch die Mittermühle, 1387 eine Schmiede, 1347 das Maß, dann die Richter von 1348, 1352 und 1387, die Geschworenen, die Bürger von 1340 bis 1417 und 1307 (Urk. Nr. 1702 c) einen Chunrad der Velnpech, der 1336 fr. ord. predicat. in Pettau ist. In welcher Beziehung steht der zu unserem Orte? Nicht benützt wurden die Gültschätzungen von 1542 und 1543, sowie die Gültauffsandungen bis 1849, die ein sehr reiches Material mit lokalgeschichtlich interessanten Details geliefert hätten. Ferner blieben unberücksichtigt die Protestanten- und Landrechtsakten, die Abteilung Städte und Märkte des landständischen Archives, die Ausgaben- und Steuerbücher, die Stiftsregister, Kriegsakten und Ein- und Ausgangs-Protokolle.

Wir möchten nach dem Gesagten dem Verfasser nur raten, die Mängel seiner Kenntnisse erst zu beheben und sich in das Methodische der Geschichtsschreibung etwas zu vertiefen, bevor er an so große Aufgaben herantritt. Er kündet noch einen zweiten Band der Monographie des Bezirkes Feldbach an. Wir glauben die Berechtigung wie Verpflichtung zu besitzen, denselben seinerzeit einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Kapper.

Ottokar Kernstock, J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde, mit einem Titelbilde und fünf Tafeln. Sep.-Abdr. aus dem „Kirchenschmuck". Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria", 1903. 25 S. Text.

Die sehr schön ausgestattete Broschüre enthält: I. Wie J. C. Hackhofer nach Festenburg kam. II. Der Bilderschmuck der Festenburger Schloßkirche (vollendet 1710). III. Die Festenburger Passion (vollendet 1714). IV. Die Bilder zum glorreichen Rosenkranz (vollendet 1720). V. Der freudenreiche Rosenkranz (vollendet 1723). Schluß. Es ist ein wahres Verdienst des heutigen „Burgpfarrers", daß er einem der schaffensfreudigsten Künstler Steiermarks dieses wertvolle Denkmal setzte. Die eingehende Beschreibung (III. nach einer gleichzeitigen Handschrift), eine gelegentliche verständnisvolle Würdigung des künstlerischen Könnens, baugeschichtliche und biographische (Wastler mehrfach korrigierende) Notizen werden diesen Blättern für eine künftige allseitige Darstellung der umfassenden Tätigkeit Hackhofers die besten Dienste leisten. Und eine solche verdient der fruchtbare, für unsere Mark sehr bedeutungsvolle Mann, der im Gebiete seiner hauptsächlichsten Wirksamkeit auch die ewige Ruhe fand. Die beigegebenen Bildertafeln sind, entsprechend dem von einer Wiener Firma hergestellten gediegenen Bilderschmuck des „Kirchenschmucks" rein und getreu. Könnte nicht die Muse des dichterischen Chorherren noch öfter ins Gebiet der unpoetischen Historie herabsteigen, in der sie sich zwar nicht sehr häufig, aber stets mit bestem Erfolge versuchte? A. Lang.

Berta Pelican, Leben der Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinands II. Wien 1903, Verlag von Heinrich Kirsch. 8°.

Die Tendenz der Verfasserin, „das Bild einer deutschen Fürstin den deutschen Frauen vor Augen zu stellen, die den Versuchen, sie von der Treue gegen ihren katholischen Glauben und der Liebe zum Herrscherhause und ihrem Volke loszureißen, unerschütterliches Festhalten an ihrem Heiligsten entgegensetzen mögen", enthebt uns der Verpflichtung einer fachwissenschaftlichen Besprechung, und sei das sonst ungemein flott geschriebene Buch hier nur als Beitrag zur Literatur über die Erzherzogin Maria angemerkt.

Burgruine Gösting. In anschaulicher Weise schildert Othmar Erber diese geschichtlich interessante Ruine in einem nett ausgestatteten Büchlein. Namentlich der beigegebene Situationsplan nimmt unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße in Anspruch, weil wir dadurch besonders die schon arg zerfallenen Partien uns wieder im Geiste rekonstruieren können und daraus ersehen, von welcher Ausdehnung die einst bedeutende Burg war. Wir wünschen dem Verfasser noch recht viele Erfolge auf dem Gebiete der steirischen Burgenkunde.

Zeitschriftenschau.

K. Frettensattel, Zu den Verhandlungen Kaiser Maximilians II. mit Philipp II. (1568—1569). Mitteil. d. Institutes f. österr. Geschichtsforschung, XXIV. Bd., 3. Hft. (auch S. 21.)

Die Reise des Erzherzogs Karl II. nach Madrid hatte den Zweck, in der Angelegenheit des Prinzen Don Carlos nach dem Rechten zu sehen und den König zu einem milderen Verhalten in den niederländischen Angelegenheiten zu bewegen. König Philipp, die Einmischung des Kaisers bitter empfindend, weigerte sich eine Zeitlang, das Memorandum desselben auch nur zu öffnen. Nach langem Warten erhielt der Erzherzog endlich die Antwort. Der Verfasser stellt nun den Zeitpunkt fest, wann der Kaiser diese erhalten hat. Da diesem einige Stellen des Responsums (der lateinischen Übersetzung der Respuesta des an die Kurfürsten bestimmten Schriftstückes) zu scharf schienen, wollte er sie entfernen, und Frettensattel untersucht im II. Kapitel die Berechtigung des Kaisers dazu, wobei er zum Schlusse kommt, daß dieser vollkommen korrekt gehandelt hat und von einer Textfälschung keine Rede sein kann. Das Responsum ist dem Kurfürsten aber höchstwahrscheinlich niemals zugekommen. Da kann Maximilian II. der Vorwurf nicht erspart bleiben, sein kaiserliches Wort nicht eingelöst zu haben. Der Verfasser kommt am Ende seiner äußerst interessanten und gewissenhaften Untersuchung zum Schlusse, daß der Kaiser in einem argen Dilemma sich befand, in das ihn seine nachgiebige Haltung gegenüber Philipp II. sowie seine religiöse und politische Überzeugung gebracht hatten, woraus er keinen anderen Ausweg fand, als diese der Nachgiebigkeit seinem zukünftigen Schwiegersohne gegenüber zu opfern.

Der historische Atlas der österreichischen Alpenländer. Auf dem Historikertage in Heidelberg sollte E. Richter im Anschlusse an ausgestellte Kartenskizzen u. s. w. über die Arbeitsweise und die allmähliche Entstehung des Historischen Atlas sprechen. Die Ausführungen Richters, der am Erscheinen in Heidelberg leider verhindert war, legte derselbe im 6. Hefte des Bandes IV der „Deutschen Geschichtsblätter" herausgegeben von Tille, nieder.

„Die Hufe". Auf die Studie G. Caros (Zürich) in den „deutschen Geschichtsblättern" IV. Bd., Heft 10, sei nur insoweit hingewiesen, als der Lösung der für die gesamte Auffassung von der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Volkes zehn wichtigen Fragen nach dem Wesen der „Hufe" Caro nur in eindringender lokalhistorischer Forschung erbracht haben will. Darin muß Caro unbedingt beigestimmt werden.

Feldzeugmeister Welden. Im Feuilleton des „Wiener Fremdenblattes" vom 7. August d. J. (Nr. 215), bringt Anatole Wacquant eine flott geschriebene Skizze jenes Mannes, dem Graz die Schloßberganlagen zu verdanken hat. Wacquant sagt: Weldens Wirken in Graz stieß nicht auf unfruchtbaren Boden. Wie ein teures Vermächtnis hüten die Grazer ihren Schloßberg. Ein Labyrinth pittoresk verschlungener Wege führt zur Höhe hinan. Geschmeidig lehnen sich die sauber gehaltenen Pfade an die Zacken des Felsgesteins, Kunst und Natur umarmen sich innig und schaffte so ein wunderliebliches, harmonisches Bild. Auf halber Höhe hat der einst öde Felsklotz Raum gelassen für eine Plattform und auf dieser, das Gesicht der Stadt zugekehrt, erhebt sich das in Erz gegossene Standbild des Generals. „Aus Dankbarkeit von der Stadt Graz" lesen wir in einem der vier Medaillons, welche am Denkmal angebracht sind.

Die Reformierung der steirischen Kammergüter im Jahre 1572. Die Instruktion, welche Erzherzog Karl II. für die landesfürstlichen Reformierungskommissäre in Steiermark im Jahre 1572 hinausgab, druckt Professor A. Kaspret im Jahresbericht 1903 des I. Grazer Staatsgymnasiums ab. Frühere Reformationen der Kammergüter fanden bereits unter Maximilian I.

und Erzherzog Ferdinand I. statt. Die sogenannten „Reformierer" hatten die Aufgabe, die Grenzen des landesfürstlichen Besitzes zu bereiten, die Richtigkeit der einbekannten Einnahmen und Ausgaben zu prüfen, den Bauzustand der Schlösser und der Wirtschaftsgebäude in Augenschein zu nehmen und namentlich die wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse der Untertanen zu untersuchen. Diesen Weisungen liegt eine zweifache Intention zugrunde: die Ermittlung der Mehreinnahmen und die dadurch bedingte Steigerung des Pfandschillings und die Abschaffung der Mißstände, die Anlaß zu Klagen und Beschwerden gaben. Hätte der Herausgeber sich nicht allein mit dem bloßen Abdrucke dieser Instruktion begnügt, sondern diesem erklärende Fußnoten beigefügt, so wäre der Zweck der Herausgabe als der eines Gymnasialprogrammes besser erfüllt worden.

Geschichte Pettaus im Mittelalter. I. Teil. Die Arbeit kann von vorneherein freudig begrüßt werden. Der tüchtige Historiker und treffliche Lehrer am Kaiser Franz Joseph-Gymnasium in Pettau Dr. Hans Pirchegger stellt seine wissenschaftliche Kenntnis in den Dienst der Schule. Er erklärt selbst, vorliegende Arbeit solle einen rein wissenschaftlichen Charakter nicht tragen, sondern gewissermaßen „in usum delphini" bestimmt sein, d. h. den Schülern der Anstalt und anderen, die Interesse an der Geschichte der Stadt Pettau haben, zeigen, was wir über Pettau eigentlich wissen. Und in diesem Sinne hat Pirchegger seine Studien über diese in der Geschichte der Steiermark so manche Rolle spielende Stadt aus reicher Literatur und aus dem Urkundenschatze des Landesarchives zu einer allgemein verständlich geschriebenen Stadtgeschichte verwertet, die im I. Teile bis zum Jahre 1279 fortgeführt ist. Als Beilagen wurden der Abdruck des Kapitels XLVIII aus der österreichischen Reimchronik, um dem Schüler als Probe dieser Geschichtsquelle zu dienen, und jener des „Chronikon seu commentarius historicus Pettoviensis" des Pfarrers Georg Hauptmann in Haidin (1677—1691) beigegeben.

Steirische Zeitschrift für Geschichte. Heft I. Wohlwollend bespricht Starzer in der Beilage zu Nr. 160 der „Wiener Abendpost" vom 16. Juli 1903 das erste Heft dieser Zeitschrift.

Aus Vereinen, Archiven, Bibliotheken, Museen.

Ausstellung „Alt-Steiermark". Es war ein glücklicher Gedanke des Vorstandes des Kupferstichkabinettes am Landesmuseum, Herrn Dr. Wibiral, in dem für öffentliche Schaustellungen bestimmten Saale seines Institutes eine Ausstellung ganz eigenartigen Charakters zu veranstalten: Besonders wichtige Perioden der Vergangenheit Steiermarks im Bilde, und zwar in solchem der graphischen Künste sich wiederspiegeln zu lassen, und zwar ansetzend mit der Zeit des Erzherzogs Karl und schließend mit Ereignissen und den Persönlichkeiten des Jahres 1848. Die ausgestellten Kunstblätter entstammten zum größten Teile der Ortsbilder- und Porträts-Sammlung des steiermärkischen Landesarchives, zum Teile den Schätzen des Kupferstichkabinettes sowie aus privatem Besitze. Da dem steiermärkischen Landesarchive bis heute ein besonderer Ausstellungsraum leider nicht zur Verfügung steht und dasselbe mit seinen auch weiteren Kreisen interessierenden Beständen nur hie und da zu

Gaste geladen wird, so kann man Dr. Wibiral nur Dank wissen für die von den zahlreichen Besuchern dieser Ausstellung allgemein anerkannte verdienstliche Leistung. Korporativ wurde die Ausstellung „Alt-Steiermark" am 18. April von der Kunsthistorischen Gesellschaft besucht, wobei Professor Dr. H. Gutscher den Führer machte und am Schlusse seiner Ausführungen den berechtigten Wunsch aussprach, die Leitung der Kupferstichsammlung möge ihr Vorhaben, noch andere Reihen steirischer Blätter — Kauperz-Serie, Erinnerungen an Erzherzog Johann u. s. w. — vorzuführen verwirklichen. Eine ausführliche Besprechung der Ausstellung „Alt-Steiermark" brachte die Nummer 114 der „Tagespost" vom 26. April.

Die außerordentliche 57. Hauptversammlung des Historischen Vereines für Steiermark fand am 27. Mai d. J. im allgemeinen Hörsaale des naturhistorischen Institutes an der Universität Graz statt. Nach Begrüßung der anwesenden Mitglieder gab der Vorstand Professor Dr. v. Zwiedineck-Südenhorst zunächst einen Überblick über die literarische Tätigkeit des Vereines, indem er die Fertigstellung des 50. Heftes der „Mitteilungen", des I. Heftes der „Steirischen Zeitschrift für Geschichte" und des III. Bandes des „Steiermärkischen Urkundenbuches" (bearbeitet von J. v. Zahn) erwähnte. In Angelegenheit des Krones-Denksteines in den Räumen der Grazer Universität teilte Prof. v. Zwiedineck mit, daß der akademische Senat diesem Projekte prinzipiell bereits seine Zustimmung erteilt habe und daß die I. Sitzung des Gesamt-Ausschusses, in dem der Historische Verein durch drei seiner Ausschußmitglieder (v. Zwiedineck, Ferk und Mell) vertreten ist, am 13. Juni stattfinden werde.

In Sachen der Rechnungslegung gab der Vorsitzende zunächst Aufklärungen über einen angeblichen Fehlbetrag und erklärte auf Grund der im Ausschusse mit Herrn Landes-Rechnungsrevidenten Walcher und im Beisein der beiden Rechnungsrevisoren Musealdirektor Lacher und Stadtschulinspektor Dr. Adamek vorgenommenen Überprüfung der Rechnungsgebarung in den letzten zehn Vereinsjahren, daß Doppelbuchungen der Mitgliederbeiträge als die Ursache der durch Jahre hindurch sich ziehenden Rechnungsfehler sich ergeben haben. Darauf erstattete der Vereinskassier Prof. Dr. Frettensattel den Rechnungsbericht mit dem Abschlusse für den 1. Dezember 1903. Dem Kassier wurde einstimmig das Absolutorium erteilt.

Zur Erledigung des Punktes „Voranschlag" der Tagesordnung übergab Prof. v. Zwiedineck Herrn Prof. Ferk den Vorsitz. Nach den Ausführungen des Vereinsvorstandes stellen sich die Einnahmen im Vereinsjahre 1903 auf etwa 2850 Kronen (Mitgliederbeiträge, Subvention des Landes und der Sparkasse, Schriftenverkauf und Kapitalszinsen). Diese Summe deckt die Ausgaben für die Druckkosten der neuen Zeitschrift, für die Besoldnng des Kanzleibeamten und für die Kanzleierfordernisse. Die geringe Zahl von Vereinsmitgliedern (200—250 im Gegensatze zu 500 des kärntnerischen Geschichtsvereines) bringe es nun mit sich, daß von nun an der Historische Verein für Steiermark außerstande sei, Schriftstellerhonorare zu bezahlen. Der Voranschlag wurde einstimmig angenommen.

Prof. Dr. Khull stellte folgenden Antrag: „Die Vereinsversammlung wolle den Vorstand Herrn Univ.-Prof. Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst in Anbetracht seiner großen Verdienste um den Historischen Verein, dessen Leitung er unter schwankenden Verhältnissen übernahm und durch fünf Jahre mit großer Aufopferung führte, in dem Zeitpunkte, in dem der Verein durch wichtige Änderungen seiner Arbeiten an einem Wendepunkte stehe, zum Ehren-

mitgliede ernennen". Dieser Antrag wurde unter allgemeinem Beifall einstimmig angenommen.

Am Schlusse der Hauptversammlung wurde an Stelle des aus dem Ausschusse zufolge Kränklichkeit ausscheidenden Obersten Marx Se. Exzellenz Herr Feldzeugmeister von Samonigg gewählt. —e—

Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Ein eigenartiges Unternehmen wird von Leipzig aus unternommen: eine der breitesten Öffentlichkeit zugängliche Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte soll durch einen Verein ins Leben gerufen werden. Der Aufruf, von 32 Personen unterzeichnet, fordert zum Beitritt in diesen Verein ein, der sich zur Aufgabe macht, die in Urkundenbüchern, Universitätsmatrikeln, bürgerlichen und anderen gedruckten und ungedruckten Quellen zerstreuten genealogischen Angagen planmäßig zu sammeln und von einer Stelle aus den Interessenten zugänglich zu machen. Kommt dieses Unternehmen tatsächlich zustande und finden sich, was die Hauptsache ist, wirkliche opferwillige Freunde der Genealogie, welche ihre Kenntnisse und ihre Notizen in den Dienst der Sache stellen, und übernehmen schließlich wissenschaftlich geschulte Persönlichkeiten die Leitung des Ganzen, so ist an einem Gewinn aus der Sache für die Familienforschung nicht zu zweifeln.

Personalnachrichten.

Am 9. August d. J. starb zu Wien der bekannte Historiker Hofrat Onno Klopp.

Am 21. Oktober verschied im Stifte Admont der greise Archivar und Bibliothekar Dr. Pr. Jakob Wichner. Sein Wirken auf historischem Gebiete wird an dieser Stelle noch gewürdigt werden.

Der Professor an der technischen Hochschule in Wien und ehemaliger Reichsratsabgeordneter Dr. August Fournier wurde zum ordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität Wien ernannt.

Am 30. April d. J. vollendete Freiherr v. Helfert das vierzigste Jahr als Präsident der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Aus diesem Anlasse begrüßte am selben Tage im Namen der versammelten Mitglieder der Zentralkommission Hofrat Dr. Kenner als Dienstältester des Gremiums den Jubilar mit einer die Verdienste Helferts würdigenden Ansprache. Aus den Dankesworten Freiherrn v. Helferts, welcher des 70. Geburtsfestes des Mitgliedes Regierungsrates Schaeffer gedachte, sei nachstehendes hervorgehoben: „Das zweite hochbedeutsame Moment ist aber das, daß die Zentralkommission nicht gerade an diesem Tage, aber in diesem Jahre das halbhundertjährige Jubiläum ihrer Tätigkeit begeht, und als Feier des Ablaufes dieser fünfzigjährigen Periode und gleichsam als häusliches Fest wollen Sie, meine Herren, unseren heutigen Zusammentritt gelten lassen. Die Gründung der Zentralkommission durch Allerhöchst Seine Majestät fällt allerdings in das Jahr 1850, allein ihre Tätigkeit hat die neue Schöpfung erst im Jahr 1853 begonnen; am 10. Januar 1853 hat sie ihre erste Sitzung abgehalten und am 18. Juni desselben Jahres ist ihre definitive Konstituierung erfolgt. Es ist also in der Tat das heurige Jahr das fünfzigste Jahr der Wirksamkeit unserer Zentralkommission."

Historisch-genealogischer Fragekasten.

(Ausschließlich für die Vereinsmitglieder.)

Beantwortungen.

O. R. in K. (1). Die Beantwortung Ihrer Frage hat über Bitte des Vereinsausschusses in liebenswürdiger Weise Herr Vizepräsident Dr. Freiherr v. Mensi-Klarbach übernommen und finden Sie dieselbe auf Seite 104 dieses Heftes.

K. in G. (2). IPHERATAM ist allerdings eine sehr verderbte Form, und zwar durch die Schuld des wenig gebildeten Formschneiders für Imperator. Solche Verstellungen und Versehen kommen öfters vor, wie in diesem Falle Romonorum für Romanorum. Die Jahreszahl bedeutet unbedingt 1551.

F. G. in G. (3.) Die Familie von Lehenshofen gehört seit dem Jahre 1726 dem steirischen Landstande an. Nähere Daten kann Ihnen das steiermärkische Landesarchiv (Hamerlinggasse 3) bieten.

A—r. (4). Die Beantwortung der Frage über die Schlösser Unternarreneck und Fahrengraben wird das 4. Heft der Zeitschrift bringen.

---

1. Ist des † Hofrates Dr. Franz v. Krones-Marchland literarischer Nachlaß in sicheren Händen? An welcher Stelle wäre nähere Auskunft darüber zu erlangen? K. in C.

2. Aus welchem Werke oder an welcher Stelle kann ich sichere Daten über die heraldisch richtige Form des steirischen Pantertieres erhalten? — — in G.

Inhalt des Heftes:

In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam“.

Druckerei „Leykam“, Graz.

Worte zum Gedächtnis für Theodor Mommsen

gesprochen im Historischen Verein für Steiermark am 29. Dezember 1903
von **Otto Cuntz.**

Hochansehnliche Versammlung!

Die Trauerkunde vom 1. November, die Botschaft, daß Theodor Mommsens strahlende Forscheraugen sich geschlossen, hat, soweit auf dem Erdenrund Wissenschaft gelehrt und geehrt wird, den tiefsten, schmerzlichsten Eindruck gemacht. Germanen und Romanen vereinigten sich in aufrichtiger Trauer am Sarge des von allen bewunderten Meisters. In zahllosen Reden seiner Verehrer und Schüler, in unübersehbaren Schriften ist überall sein Andenken gefeiert und sein Werk gewürdigt worden.

Wenn auch wir heute uns diesem Trauerzuge anschließen und dem Unvergeßlichen Worte des Gedenkens nachrufen wollen, so treibt uns dazu ein besonderes Motiv. Denn er war unser, unser nicht seit kurzem erst, sondern seit Dezennien, das älteste Ehrenmitglied des Historischen Vereines für Steiermark, der stolz darauf ist, seinen Namen im Ehrenalbum zu führen. Er war unser auch durch seine Forschung. Das zu begründen, dafür möchte ich mir Ihr Ohr erbitten. Denn nicht einen Umriß der gewaltigen Lebensarbeit Theodor Mommsens beabsichtige ich Ihnen zu geben — er würde allzu skizzenhaft ausfallen müssen — wohl aber einen Hinweis auf seine Leistungen für die Geschichte der Steiermark. Wie könnte an dieser Stelle, in unserem Verein, sein Andenken besser geehrt werden?

Die erste historisch helle Epoche der Geschichte unseres Landes ist die römische Kaiserzeit. Die deutschen Historiker vor Mommsen befaßten sich nicht gerne mit ihr. Von der politisch-freiheitlichen Bewegung ihrer Tage stark beeinflußt, sahen sie in der römischen Monarchie nur Verfall; für ihre eigentliche Bedeutung, die eine kulturgeschichtliche ist, hatten sie keinen Sinn. Dazu kam die Schwierigkeit der Forschung. Von der Organisation des großen Friedensreiches, seiner Verwaltung, seinen Schöpfungen im öffent-

lichen, seinen Einrichtungen im privaten Leben — von alle dem erfahren wir aus den Geschichtsschreibern, wie Tacitus, nur sehr wenig und nur beiläufig. Denn ihnen steht der Kaiser, der Hof und die Stadt Rom allzusehr im Vordergrunde.

Die Kulturgeschichte der Kaiserzeit muß daher mit anderem Material gebaut werden, den Inschriften. Aufgestellt um die Götter, die Kaiser, Beamte zu ehren, auf Gebäude, Grabmäler und an Straßen gesetzt, spiegeln sie in ihrer Mannigfaltigkeit das reich entwickelte römische Leben wieder. In allen Provinzen des Reiches liegen diese Urkunden zu Tage, seit Jahrhunderten hatten sich Gelehrte mit ihnen beschäftigt, und doch waren sie eigentlich unausgenutzt, ja unbenutzbar. Denn es fehlte an einer nach kritischen Gesichtspunkten gearbeiteten allgemeinen Sammlung. Hier der Forschung die Bahn gebrochen und die sich entgegentürmenden Hindernisse beseitigt zu haben, das ist Mommsens Verdienst.

Wir stehen vor dem Riesenwerk des Corpus Inscriptionum Latinarum. Er hat es meisterhaft organisiert, wie er denn überhaupt ein wissenschaftlicher Praktiker ersten Ranges war, er hat die rechten Mitarbeiter an die rechte Stelle gesetzt und einen großen Teil der Arbeit — fast die Hälfte — selbst getan. Das Werk ist heute fast vollendet. Der Band, der die steirischen Inschriften mitenthält, der dritte, zwei Folianten, erschien von Mommsens eigener Hand vor genau 30 Jahren 1873. Es hält schwer, von dem hier Geleisteten eine Vorstellung zu geben. Abgesehen davon, daß eine Menge umlaufende Fälschungen auszuscheiden waren, galt es von allen heute noch vorhandenen Steinen wirklich zuverlässige Abschriften zu beschaffen, von den vor Zeiten gelesenen und seitdem verschollenen die ältesten und besten Abschriften zu ermitteln. Diesen überaus unbequemen und mühseligen Aufgaben ist Mommsen auch in der Steiermark selbst nachgegangen. Saepius Stiriam percucurri öfter habe ich Steiermark durchstreift, sagt er von sich. Die Sammlungen, vor allem die unseres Joanneums, hat er durchgearbeitet, die Bibliotheken durchforscht. Nur die im Lande zerstreuten, vereinzelten Inschriften überließ er teilweise jüngeren Kräften. So hat er selbst auch im Kleinsten mit Hand angelegt. Männer, welche ihm damals hier hilfreich beistanden, leben noch unter uns als Zeugen seines rastlosen Schaffens und Drängens.

Aber er hat mehr getan als nur herauszugeben, er hat aus der Fülle seiner Einsicht und seines Wissens auch erklärt und geschildert. Wer heute über Steiermark in römischer Zeit etwas erfahren will, der muß das Inschriftenkorpus aufschlagen, es ist die Grundlage unserer heutigen Kenntnis. Das fesselnde Bild, das

der Meister im fünften Bande seiner römischen Geschichte von den Zuständen und der Entwicklung der Donauländer entworfen hat, tritt als willkommene Ergänzung hinzu. So ist, was er für weite Strecken ehemals römischen Bodens geleistet hat, auch unserem Lande zugute gekommen. Auch hier hat der breite Strom seiner Forschung befruchtend gewirkt. Mommsen hat die älteste steirische Geschichte neu begründet.

Noch eins hebe ich hervor, das wir ihm besonders zu danken haben. Sein Werk hat gezeigt, was die Steine reden; was sie uns lehren können, wissen wir durch ihn. Sie sind nicht mehr Raritäten, mit denen man Schlösser und Kirchen ziert, sie sind lebendige historische Zeugen. Wenn nun heute sich mehr denn früher in Städten und Städtchen bei uns der Wunsch regt, diese kostbaren Denkmäler zu bewahren, wenn man sie aufsucht, sie in Museen sammelt, so haben wir in dieser endlich erwachten Teilnahme den weitreichenden Einfluß Mommsenschen Geistes zu spüren. Wie hat er stets diese Bestrebungen begrüßt und angefeuert! Ich erinnere an das schöne Lob, das er unserem Knabl, dem sospitator titulorum Stiriae, gespendet hat.

So gedenken auch wir, Dank und Trauer im Herzen, des Heimgegangenen, der uns so viel von seinem Reichtum gegeben, und rufen ihm die Worte nach: So lange ernste Männer die Geschichte der Steiermark erforschen und in Ehren halten, so lange wird auch in unserem Lande nicht verklingen Dein Namen, Theodor Mommsen!

Zur Geschichte des ersten Franzosen-Einfalls 1797.

Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts lebte Dr. Veit Josef Stahel in Graz, ein Angehöriger der berühmten Würzburger Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie, die im Jahre 1903 ihr 150jähriges Geschäftsjubiläum feiern konnte. Eine Festschrift, die aus diesem Anlasse erschienen ist, erwähnt auch des Aufenthaltes Veit Josefs in unserer Stadt und erzählt von seiner Wirksamkeit als Mitglied der steiermärkischen Landeskommission, von seinem Eintreten zu Gunsten der Stadtgemeinde gegenüber den übertriebenen Forderungen der Franzosen und von dem Verdachte, in den er später in Wien wegen republikanischer Gesinnung geriet.

Die Festschrift zitiert dabei als Quelle einen Wiener Brief, der in Oberthürs „Taschenbuch für die Geschichte, Topographie und Statistik des Frankenlandes, besonders der Hauptstadt Würzburg" erschienen ist. Es muß vermutet werden, daß sich mehrere deutsche Blätter nach Dr. Stahels Rückkehr in seine Heimat mit der jedenfalls auffallenden und bedeutungsvollen Rolle beschäftigt haben, die der Würzburger Buchhändler in Graz als Politiker gespielt hat. Die Aufsätze, die wahrscheinlich ebenso ungenau und unvollständig waren wie der obenerwähnte Wiener Brief, veranlaßten Dr. Stahel zu einer umfassenden Darstellung seiner Erlebnisse in Graz und seines Zusammentreffens mit Napoleon Bonaparte und dessen Generalen während des ersten Franzoseneinfalls in der Steiermark. Sie ist abgedruckt im Jahrgange 1818 der „Isis, Encyclopädische Zeitschrift von Oken", Kolumne 885—910, und verdient ohne Zweifel, hier neuerdings veröffentlicht zu werden, da sie ganz vergessen worden ist, obwohl sie zu den wichtigsten und interessantesten Mitteilungen von Augenzeugen über die Anwesenheit Napoleons in Graz und über die lügenhafte Verdächtigung der Grazer bei Kaiser Franz gezählt werden muß.

Besondere Beachtung verdient die Schlußbemerkung, die von der „Geschichte des Einfalls der Franzosen" handelt, die Dr. Stahel gemeinschaftlich mit dem Grafen Siegmund Auersperg von den steirischen Ständen zu schreiben beauftragt wurde. Sie ist abgedruckt unter dem Titel „Sigismund's Grafen v. Auersperg Tagebuch zur Geschichte der französischen

Invasion v. J. 1797" im 28. Heft unserer „Mitteilungen". Wie sich nunmehr beurteilen läßt, ist der Titel damals nicht glücklich gewählt worden. Daß die wichtigen Abschnitte (II und III) dieser offiziellen Darstellung der französischen Invasion von Dr. Stahel herrühren, dürfte nach dessen Andeutung kaum zu bezweifeln sein; die Ähnlichkeit des Ausdruckes mit manchen Stellen in der folgenden „Erinnerung" macht es zur Gewißheit.

Erinnerung

aus dem Kriege in Steiermark in dem Jahre 1797,

(geweckt durch einen Aufsatz im 11 Heft der Ameise, Leipzig 1816, die Hr. Ludw. Hussel, im Verlag der Baumgärtnerschen Buchhandlung herausgibt.)[1]

Ungern ergreife ich die Feder, um über einen Aufsatz zu schreiben, der mich persönlich betrifft; denn ich muß hier ganz gegen meine Gewohnheit von mir selbst sprechen. Aber es ist unerläßliche Pflicht, dasjenige, was der Geschichte unserer Zeit angehört, nach meinem besten Wissen, ohne Leidenschaft, als handelnte[2] Person zu erzählen, damit ein herrlicher Tag in den Annalen von Steiermark in sein rechtes Licht gestellt, und der künftige Geschichtschreiber unserer wahrhaft großen Zeit nicht irre geführt werde, durch die einseitige, zum Theil falsche Darstellung eines denkwürdigen Ereignisses.

Hr. Hussel nennt die Quelle, woraus er den Aufsatz genommen hat, nämlich die Halberstädtischen gemeinnützigen Blätter vom Jahr 1798. Diese Zeitschrift ist mir nicht bekannt, aber ich vermuthe, daß der kön. dänische Staatsrath von Eggers aus derselben Quelle geschöpft hat, denn dieser Gelehrte hat in seinen Reisen durch Deutschland eine ähnliche Apologie meiner unbedeutenden Person angeführt, Alles ohne mein Wissen, und ohne meinen Willen; denn es ist bei mir Grundsatz, in so fern es möglich ist, unbekannt die Bahn zu vollenden, die ich mir selbst gewählt habe; soviel zu Einleitung.

Als ich im Jahre 1795 meine in Wien etablirte Buchhandlung an meinen Schwager Schaumburg übergeben hatte, beschloss ich mit meiner Frau und vier Kindern nach Steiermark zu ziehen. Die Stadt Grätz war mir wegen ihrer herrlichen Gegend, besonders aber wegen den trefflichen Männern, die ich dort früher kennen gelernt hatte, sehr lieb geworden. Meine Frau war aus Steiermark gebürtig, und litt an der Auszehrung. Der Genuss der reinen vaterländischen Gebirgsluft liess einen wohlthätigen Einfluss auf ihre Gesundheit hoffen, ich war entschlossen, bloß meiner Familie zu leben, ein kleines Gut zu

---

[1] Die Beschaffung dieses Heftes ist nicht möglich gewesen. Selbst die Leipziger Stadtbibliothek besitzt diese Zeitschrift nicht.

[2] Die Schreibung entspricht genau dem Abdruck in der „Isis". Ob sich diese an die Urschrift Stahels gehalten hat, ist nicht zu ersehen. Bei der Lässigkeit der Redaktion, die auf jeder Seite der Zeitschrift auffällt, läßt sich nicht annehmen, daß die zahlreichen Verstöße gegen Stil und Rechtschreibung in dem Stahelschen Aufsatze dem Verfasser zur Last zu legen sind.

kaufen, mich während der schönen Jahreszeit mit der Landwirthschaft zu beschäftigen, im Winter die gewohnten, selbst während ich zu Wien den Buchhandel betrieb, nie unterbrochenen literarischen Arbeiten fortzusetzen, dabei das Vergnügen der Jagd, mehr wegen der immer wechselnden Scenen der Natur, und ihrem reinen Anschauen, als wegen dem verfolgen des Wildes zu genießen, und von aller Welt unabhängig zu leben. Mein kleines Vermögen reichte hin, diesen Vorsatz auszuführen. Ich kaufte von dem jetzigen k. k. Staatsrath Freiherrn von Schwitsen das Gütchen Osthofen, in der Grätzer Vorstadt Graben gelegen. Ein sehr bequemes, geräumiges Wohnhaus, beiläufig sechzig Morgen Acker und Wiesen, und Gartenland, die nöthigen Stallungen, Schuttboden, Meierwohnung u. s. w. Dies alles, umschlossen mit einem Gehege, und an der Südseite durch einen Arm des klaren Murstromes begränzt, endlich eine unbeschreiblich schöne Aussicht nach allen Himmelsgegenden, ein Panorama von mehr als einigen Stunden; dies ward das Ziel aller meiner Wünsche.

Aber jetzt nahte der Krieg dem Lande, das seit mehr als hundert Jahren keinen Feind gesehen hatte. Mantua war gefallen (Februar 1797), mit ihm die Vormauer der südlichen Provinzen Österreichs. Wir sahen gegen den Anfang des April die Vorboten der Annäherung des Feindes. Der Landesgouverneur, Graf von Welsperg, der unter einer rauhen Schale ein treffliches Herz verbarg, machte Anstalten zur Abreise, die Staatsbeamten erhielten ihren Gehalt auf drei Monate voraus; es ward ihnen freigestellt zu bleiben oder abzureisen. Die meisten begaben sich nach Wien, oder nach Ungarn. Die Archive der Regierung, und die öffentlichen Cassen wurden abgeführt, und die Landstände blieben versammelt in ihrem Ausschuss. Der Monarch fand es zweckmäßig, diesen natürlichen Vorständen des Landes die Regierung der bedrohten Provinz zu übertragen; unter der Benennung: provisorische Landescommission ward eine Regierung gebildet, die aus dem ständischen Ausschuss bestand, der aber noch der Bürgermeister von Grätz, und sechs Mitglieder aus dem Bürgerstand zugeordnet wurden. Diese sechs Mitglieder des Bürgerstandes wurden durch freie Wahl ihrer Mitbürger gewählt; die Canditaten hatten den Bürgermeister von Grätz vorgeschlagen; und ich hatte mir durch die früher vollzogene Inventur des kaiserlichen Verpflegungsmagazins, und dessen Übernahme einiges Vertrauen erworben; ich ward zum Mitglied der Landescommission durch einhellige Wahl berufen. Ich merkte, dass die Geschäfte der Landescommission bei einem feindlichen Einfall sich sehr erweitern würden, und machte den Vorschlag noch sechs Bürger unter dem Namen von Stellvertretern der bereits Gewählten zur Landescommission zu berufen. Dieser Vorschlag ward ohne Widerspruch angenommen, und nun bestand der Verein der mit der Regierung des Landes beauftragten Männer, aus dem dermaligen Landeshauptmann, Grafen von Breuner, als Präsidenten, dem Bürgermeister Dr. Stefen von Grätz als Vicepräsidenten: den Fürstbischoff von Seckau, aus dem gräflichen Stamme von Arco, aus dem Abbt von Rhein, Abund Kunschak, als Repräsentanten des geistlichen Standes: den Grafen Ferdinand von Attems, und Johann von Brandis, für den Grafen-

stand, den Edlen von Jacomini, und von Schieg für den Ritterstand, dem Verordneten der Bürgerlichen Städte und Märkte Hr. Raspor, endlich aus zwölf Mitgliedern der Bürgerschaft von Grätz, worunter ich blos die mir unvergeßlichen Männer, Amerbacher, Stieglitz, Deyrkauf, Leykam, und den Doctor Neuhold nenne. Das Secretariat wurde dem ständischen Secretär Hr. von Schouppe, und dem Grafen Siegmund von Auersberg übertragen.

Die neue Regierung begann ihr Amt mit einem Aufruf an die Bewohner von Steiermark, worin diese in Kenntnis gesetzt wurden, dass auf Befehl S. M. des Kaisers, als Landesfürsten die provisorische Landesoommission sich versammelt, und ihre Geschäfte begonnen haben. In diesem Aufruf ward jedermann zum Gehorsam gegen die Verordnungen dieser Regierung aufgefordert. Es ist nicht der Ort, die Geschichte dieser Behörde zu schreiben, aber ich darf der Wahrheit zur Steuer behaupten, dass ungeachtet der bei einem feindlichen Überfall unvermeidlichen Störungen, die Geschäfte mit einer vollendeten Einigkeit besorgt das Vertrauen S. M. des Kaisers im vollsten Maaße erfüllt, und in mehr als einer Hinsicht übertroffen wurde, wie den dieses durch die bezeugte allerhöchste Zufriedenheit des Monarchen über die Anstalten, und Verfügungen dieser Regierung hinlänglich beurkundet ward.

Von einem wüthenden Partheigeist, dessen den Aufsatz erwähnt, ist mir nichts bewußt, und von so vielen noch lebenden Augenzeugen wird kein einziger sich irgend eines Vorfalles während der Anwesenheit der Franzosen in Grätz erinnern, der einem Partheigeiste ähnlich sah. Es mag Leute gegeben haben, die von den Umständen Vortheil zu ziehen hofften, denn es gibt überal schlechte Bürger, aber diese einzelnen unbedeutenden Menschen durften nicht wagen, unter einem seinen angestammten Fürsten mit treuer Liebe ergebenen Volke ihre Stimme zu erheben, und die Regierung hätte in den viertausend bewaffneten Bürgern von Grätz Unterstützung genug gefunden, wenn sie in den Fall gewesen wären ihrer zu bedürfen.

Unter den Verfügungen der Landescommission war auch die Abnahme der kaiserl. Wappen von dem Zollamte, dem Tabak- und Salzmagazin u. s. w. Hier wurden Tafeln aufgehängt, an denen man die Aufschriften in deutscher und französischer Sprache las: bürgerliches Wagamt, bürgerliches Salzmagazin u. dgl. Diese Maasregel hat entschiedenen Nutzen gebracht, aber sie ward nicht von mir veranlaſst. Die Sitzungen der Landescommission wurden in dem Versammlungssaal der Stände aber nicht bei offenen Thüren gehalten, wie in dem erwähnten Aufsatz steht; jeder begreift das Unschickliche dieser Behauptung. Dagegen waren die Zusammenkünfte der Bürger auf dem Rathhause alle Abende öffentlich. Jedermann hatte Zutritt, und hier wurde mancher kluge Vorschlag mit einer unglaublichen Einigkeit besprochen, und dann bei der Landescommission zum Vortrag gebracht; auch dieses Heiligthum der Gerechtigkeit (der Rath von Grätz urtheilt in erster Instanz über alle bürgerlichen und peinlichen Rechtsgegenstände) ward niemal durch die geringste Spur von Partheigeist entweiht.

Am 11. April des Morgens erhielten wir die Nachricht, daſs eine französische Kolonne von Leoben gegen Grätz auf dem Marsch sei. Noch war ein österreichisches Corps von ungefähr 5000 Mann Infanterie, und einige Schwadronen Husären in der Stadt. Wir besorgten ernsthafte Auftritte, als dieses Corps plötzlich aufbrach und auf der Straße nach Ungarn abzog. Die Landescommission traf durch Hinwegschaffung des den Ständen gehörigen Geschützes und des Pulvervorrathes die zweckmäßigsten Anstalten. Die Artillerie fuhr noch am Vormittag ab, das Pulver dessen Einschiffung langsam bewerkstelligt werden mußte, ging auf einigen Schiffen in dem Augenblick durch die untere Murbrücke, als der Vortrab der Franzosen, zweihundert Mann Reiterei auf der Brücke war. Um ½11 Uhr des Nachts rückten 2500 Mann Infanterie in die Stadt. Die Kasernen waren zu ihrer Aufnahme bereitet. Es war Lagerstroh, Wein, Bier und Brod dahin geschafft, und diese erste Nacht ging ruhiger hin als wir zu hoffen wagten. Es war Morgens um 3 Uhr als ich mit den Geschäften auf dem Rathhause fertig war; ein paar Stunden Ruhe war körperliches Bedürfnis, und um 6 Uhr war ich bereits auf dem Rathhause. Die Verpflegung der französischen Armee war mir übertragen worden, und ich muß der trefflichen Unterstützung der Vorsteher des Bäckergewerbes, Gothinger und Pfeffer das Lob beilegen, daſs sie und ihre braven Zunftgenossen die tägliche Lieferung von 45.000 Portionen Brod pünktlich besorgten, so das während dem 10tägigen Aufenthalt des französischen Heeres weder die Franzosen, noch selbst die von beinahe 40.000 Menschen bewohnte Stadt auch nur eine Stunde Mangel hatten. Nicht nur die in Grätz befindliche Mannschaft sondern auch die Divisionen, die zu Brück a. M., und in Frohnleiten ihre Station hatten, wurden von Grätz verpflegt, denn die Gebirgsgegenden von Obersteiermark bringen das Bedürfnis der Bewohner nicht hervor. Die übrigen Bedürfnisse an Fleisch, Wein, Bier wurden mit derselben Pünktlichkeit besorgt, und ich bitte den Leser, diesen Umstand nicht unbeachtet zu lassen, denn es wird sich zeigen, welchen entscheidenden Einfluſs derselbe auf unser Wohl hatte.

Gegen Mitternacht kam der Obergeneral Bonaparte. Es ward ihm eine Deputation entgegengesandt. Mit ihm kam Berthier und der Generalstab der Armee. Man konnte die sämmtlichen Militärpersonen in der Stadt auf 6000 anschlagen. 700 Mann Infanterie bezogen ein Lager auf einem Hügel an der Straße von Ungarn, die Ryß genannt, ungefähr 800 wurden in die alte seit vielen Jahren als Strafort für Verbrecher gebrauchte Festung verlegt in die große Kaserne, die Kastaun genannt, wurden beiläufig 1000 Mann untergebracht, und ein Lager auf dem grätzer Feld faßten die übrigen. Nur die Officiere erhielten Quartiere in der Stadt und den Vorstädten. Der Obergeneral bezog das erste Stockwerk im gräfl. Stubenbergischen Hause, dem Landhaus gegenüber; im zweiten Stockwerk wohnte der General Berthier mit seinem Generalstab. Der Obergeneral hatte gleich nach seiner Ankunft ein Darlehen von 12.000 Gulden (36.000 Franken) gefordert. Er erhielt 7000 G. in Gold und 5000 G. in Bancozetteln. Diese letzteren schob er zurück, das Geld

nahm er zu sich. Er lud die Bürgerofficiere zur Tafel, und gab ihnen den Platz vor seinen Generalen. Diese Auszeichnung war einer der Köder die er immer in Bereitschaft hatte, wenn er etwas bedeutendes bevor hatte. Auch ich war als Mitglied der Municipalität geladen, aber die Verpflegsgeschäfte, und ein inneres Widerstreben hinderten mich, an dem Mahle Theil zu nehmen, ich lies mich entschuldigen. Am Abend erschien der Adjudant Sulkovsky mit dem Auftrage von Bonaparte, dass am andern Morgen um 10 Uhr die Landescommission sich versammeln sollte. Als die Mitglieder versammelt waren, wurde ich abgeschickt, um Bonaparte dieses zu melden. Ich trat in sein Arbeitszimmer, und entledigte mich meines Auftrages. Der Empfang war kalt und herzlos. Er nahm ein Papier in die Hand; es war das Verzeichnis der Mitglieder der Landescommission. Ich wurde über jeden einzelnen befragt, um Namen und Stand. Bei dem Fürstbischof sagte er: Er ist Bischof, und mit schneidendem Tone setzte er hinzu: Und auch Fürst? Er erfüllt ganz die erhabenen Pflichten seiner Würde, antwortete ich in sehr bestimmtem Tone. Das ist der zweite fuhr Bonaparte fort, den ich an seinem Platz finde. Als er zu meinem Namen gekommen war, und um meinem Stand fragte, sagte ich ihm ich sei Landwirth und besäße ein kleines Gut in einer der Vorstädte. Bedeutend fragte er: Haben sie nie eine andere Beschäftigung gehabt? Meine Antwort war: Ich hatte einst die Rechte studiert, und mich viel mit Mathematik beschäftigt, ich hätte Jünglingen in dieser Wissenschaft Unterricht gegeben, hätte dann in Wien eine Buchhandlung errichtet, und mich mit einem kleinen Vermögen zurückgezogen, um in Grätz gänzlich unabhängig mit meiner Familie zu leben. Bei den Worten Mathematik ward er plötzlich heiter, und mit einer Miene die ich recht gutmüthig für Wahrheit nahm, sagte er: Mathematik! ja das ist das Rechte. Ich bin kein Freund der Revolution und hoffe, einst, wenn der Sturm vorüber ist, als Lehrer der Mathematik mein Leben zu beschließen.

Nachdem er die übrigen Namen der Liste abgelesen hatte, sagte er: Rufen Sie den General Berthier, er wohnt hier im Hause. Ich ging die Treppe hinauf, und fand den General in seiner Kanzlei sehr beschäftigt. Er entschuldigte sich, dass er jetzt nicht abkommen könne, denn er sei durch Dienstangelegenheiten verhindert. Als ich mit diesen Bescheid zu Bonaparte zurückkehrte, rief er einen Adjudanten, und befahl ihm, den General Beaumont sogleich zu holen. Dieser General war in die eine halbe Stunde von Bonapartes Wohnung entfernte Castau-Kaserne geritten; ich blieb allein bei Bonaparte, bis er ankam. Ein Gespräch über die Erzeugnisse von Steiermark, über Bevölkerung, Bergwerke, Fabriken und Einkünfte began jetzt. Da ich die Kräfte des Landes sehr genau kannte, so antwortete ich ihm ohne Rückhalt. Auf dem Tische sah ich Kindemanns Abriß von Steierm., und dessen große Karte aufgeschlagen. Hier stand mehr, als er mich fragen, und ich antworten konnte. Wir stunden in einer Fensterblende, auf der Straße eine Menge gaffenden Volkes, gerade gegenüber die Mitglieder der Landescommission an

den Fenstern des großen Saales, die Augen auf uns beide geheftet. Ich darf es offenherzig gestehen, daß ich niemand beneidet hätte, der an meiner Stelle gewesen wäre. Es gab durchaus keine Pause während unseren 1/2stündigen Gespräch. Eine Frage, die er an mich stellte, erschüttete mein Innerstes. Sind sie mit der Österreichischen Regierung zufrieden? So lautete diese in dem Munde eines feindlichen Befehlshabers, einen unbedeutenden Bürger gegenüber gewiß unbescheidene Frage. Meine Antwort war: Jede Regierung sei eine menschliche Einrichtung, jede habe ihre Mengel, jene Regierung sei die beste, wo der Unterthan zufrieden sei. Wir befänden uns in dieser Lage und wären glücklich genug, um unsere Regierung für vortrefflich zu halten. Mit einem zum lächeln verzogenen Munde fuhr er fort: Worauf gründen sich den die häufigen Klagen, mit denen ich bestürmt werde? (fatiqué war der Ausdruck). Ich antwortete ohne zögern: Untersuchen sie die Umstände der Menschen, die bei ihnen klagen: Sie werden finden, das es Nullen sind, die in der gegenwärtigen Krise eine Ziffer vor ihr Nichts zu setzen hoffen: Solcher Menschen gibt es überall, und Ihre Erfahrung, Bürger-General, muß Sie längst von ihrer Nichtswürdigkeit überzeugt haben. — Das Gespräch ward durch die Ankunft des Generals Beaumont unterbrochen. Ich trat zurück. Bonaparte flüsterte ihm einige Worte zu und gab ihm ein Papier das die Entscheidung unseres Schicksals enthielt. In der Entfernung von einigen Schritten las ich die Worte: La Commission provisoire de la Styrie prètera Serment de fidelitè et d'Obeissance a tous les Ordres de la Republique française.

Was ich in diesem Augenblick empfand, kann ich nicht ausdrücken. Aber eine ängstliche Besorgnis, die Landescommission möchte sich, mitten unter der feindlichen Armee, den übermüthigen Forderungen des Feindes hingeben, und überrascht durch den gebieterischen Augenblick sich zu einem Schritt hinreißen laßen, der das ihr anvertraute Land der Willkür übergab; und die Unmöglichkeit, die Regierungsglieder von dieser Forderung in Kenntnis zu setzen, füllten meine Seele mit bitterm Unmuth gegen die rechtlose Anmaßung. Aus dem Munde der feindlichen Generale hatte ich bei ihrer Ankunft an dem Thore des Schlosses Gösting (bis dahin war von der Landescommission eine Deputation von sechs Mitgliedern, worunter auch ich war, der feindlichen Vorhut entgegen gegangen) die Worte vernommen: Wir kommen zu ihnen, nicht als Feinde, sondern in Folge einer Übereinkunft mit dem Kommendierenden der kaiserl. Armee, durch welchen uns die Stadt Gräz zur Verpflegung unseres Heeres angewiesen ist. Waren das Worte der Wahrheit, oder eine Maasregel der Sicherheit, um ruhig die Thermopylen von Steiermark, von Prugg bis Gräz (7 deutsche Meilen) zu ziehen, wo man nur zwei hölzerne Brücken bei Frohnleiten und Bernegg abzubrechen und die von der furthlosen, reißenden Mur, und unersteiglichen Wänden beschränkte Straße durch Felsstücke, und herabgeworfene Bäume zu verschütten braucht, um mit zweitausend entschlossenen Schützen eine Armee aufzuhalten? Wer konnte das entziffern? Aber die Landescommission mußte unterrichtet werden, von dem, was uns drohte; dazu war

nur ein Augenblick, bei dem Eintritt des Generals Beaumont in den Versammlungssaal möglich, und ich war glücklich genug ihn benutzen zu können. Während der General nach dem Empfang am Eingang des Saales vortrat, um sich dem Tische zu nähern, faßte ich den Grafen von Brandis an der Hand und sagte ihm, was wir zu erwarten hatten, mit den wenigen Worten: Man fordert einen Eid der treue, und des Gehorsams, nehmen sie ihre Maasregeln. Der edle Patriot unterrichtete den Grafen Attems. Ob auch der würdige Fürstbischoff unterrichtet wurde, ist mir nicht bekannt.

Der General Beaumont nahm seinen Platz zwischen dem ehrwürdigen, achtzigjährigen Präsidenten Grafen Breuner, und dem Fürstbischoff, der Vicepräsident, Bürgermeister Steffe war wegen Krankheit abwesend. Nachdem der General die Namen der versammelten Mitglieder abgelesen hatte, proclamirte er Freiheit und Gleichheit im Namen der französischen Republik. Die Aufhebung aller Zölle, aller Abgaben auf Salz, Tabak, Stempel, aller Rechte und Vorzüge des Adels, und die ganze Reihe von Lockungen, wodurch die Machthaber in Frankreich zu jener Zeit die Völker bethörten. Ich hörte nicht auf diese mir längst aus der Geschichte der Revolution bekannte Dinge, und ganz in mich gekehrt überdachte ich, was ich im Namen meiner Mitbürger nach meinen Pflichten gegen das Vaterland, und den Monarchen zu sprechen schuldig sei. Ainfi, Messieurs, sprach jetzt der General, vous prèterés le Serment, und erhob den rechten Arm. Mit einem Tone, der der Abdruck der Gefühle eines treuen, Pflicht erfüllten Herzens war, sprach der hochherzige Fürstbischoff die herrlichen Worte: Die übrigen Glieder dieser Versammlung mögen thun was ihnen recht dünkt. Ich für meine Person kann einer fremden Behörde keinen Eid schwören, ehe ich nicht den Pflichten gegen meinen Landesherren entbunden bin. Stahel! Jetzt ist es Zeit für den Bürgerstand zu sprechen, sagte mir ein Nachbar Hr. Amerbacher, und ohne erst abzuwarten, was die oberen Stände sprechen würden, trat ich aus dem Kreise, und hin vor den General. Als Abgeordneter des Bürgerstandes, und im Namen desselben erkläre ich, dass wir den geforderten Eid geradezu abschlagen müssen, sprach ich mit lauter Stimme (de refuser néttement le Serment prétendu) dies ward mein Ausdruck. Der General, aus dem edlen Stamme der Beaumonts theilte vielleicht meine Gefühle; und blieb einige Augenblicke still. Ich fuhr fort: Warum fordern Sie von uns einen Eid der Treue und des Gehorsams, da wir mit unsern Personen, mit unsern Familien, unserm Vermögen an dieses Land, und an unsern Monarchen verpflichtet sind? Sie können nicht die Absicht haben, Steiermark mit Frankreich zu vereinigen, und wie würden den wir uns verantworten können, wenn einst unser Landesfürst uns über diesen Eid zur Rechenschaft forderte? Welchen Umfang hat ein Eid dieser Art, der ihnen Rechte übertragen würde, über die wir nicht verfügen können?

Der General: Man hat in Krain, und in Kärnten diesen Eid ohne Widerspruch geleistet, warum nicht hier? Erinnern sie sich, dass wir in einem eroberten Lande sind.

Ich. Was in Krain und in Kärnten geschah, ist keine Vorschrift für uns. Sie können nicht behaupten, ein Land erobert zu haben, von dem Sie nichts als die Hauptstadt und die Heerstraße besitzen. Sie selbst haben uns gesagt, dass Sie nicht als Feinde sondern in Folge einer Übereinkunft wegen der Verpflegung ihres Heeres nach Grätz gekommen sind. Nun gehen Sie soweit, einen Eid der Treue zu fordern, der unsern Pflichten widerstrebt: dazu sind Sie nicht berechtigt.

Der General. Ich versichere Sie, dass dieser Eid eine bloße Förmlichkeit ist.

Ich. Wenn er nichts anders ist als bloße Förmlichkeit, so bitten wir Sie, darauf nicht zu bestehen.

Der General. Ich kann nicht von meiner Vorschrift abweichen, und muß dem Obergeneral melden, was geschehen ist; mit diesen Worten verlies er den Saal. Während den wenigen Minuten seiner Abwesenheit besprachen sich die Mitglieder der Landescommission, und beschlossen einmütig alles ruhig zu ertragen, was auch der Übermut über sie verfügen würde, und unter keiner Bedingnis den Eid zu leisten.

Der General Beaumont kam nun zurück. Der Obergeneral, sprach er, ist äußerst aufgebracht über ihre Widersetzlichkeit. Ich will die Worte nicht wiederholen, die er aussties, denn ich besorge eine achtungswerte Versammlung zu beleidigen. Er besteht darauf, der Eid müsse geleistet werden, widrigenfalls würde er die Landescommission sogleich auflösen; für die Folgen seien die Mitglieder verantwortlich. Das ist es, was ich ihnen in seinem Namen zu sagen habe; ich hoffe sie werden jetzt den Eid leisten und nicht länger Widerstand leisten. Ich antwortete ihm, unser Entschluss sei unwiderruflich, und wir wären gefasst auf alle Folgen. Noch bat ich ihn, uns ohne Rückhalt Bonapartes eigene Worte zu wiederholen.

Der General: Als ich ihm die Gesinnung der Landescommission entdeckte, stampfte er mit den Füßen, und rief: Das sind unbesonene, kühne Menschen, das sind Thoren! ich werde andere finden.

Ich: Allerdings wird er das, aber Niemand, der das Vertrauen des Landes in dem Grade besitzt, wie diese Versammlung.

Der General. Es bleibt nichts anders übrig als den Auftrag des Obergenerals zu vollziehen, und ich erkläre hiermit im Namen der französischen Republik, und auf Befehl des Obergenerals die provisorische Landescommission in Steiermark aufgelößt.

Nach diesen Worten entfernte er sich, mit höflicher Verbeugung gegen die Versammlung, die ihn bis zur Thür begleitete.

Dies ist die wahre Geschichte jenes denkwürdigen Tages (13. April 1797.); an dem sich der Übermuth der Fremdlinge an der Treue eines deutschen Volkes brach, und der, wenn auch nicht durch die Kunst für die Zukunft aufbewahrt, dennoch in den Annalen von Steiermark unvergeßlich bleiben wird. Das dieses Ereigniss nicht zugleich weltgeschichtlich wurde, ist sehr wahrscheindlich unsern braven Tirolern zu verdanken, die einige Tage früher den General

Deseix denselben, der in der Schlacht bei Marengo fiel, bei Innichen mit sehr beträchtlichen Verlust zum Rückzug über Lienz nach Kärnten gezwungen hatten. Bonaparte erhielt die Nachricht von diesem Rückzug in derselben Stunde, wo wir ihm den Eid ablegen sollten. Er warf sich sogleich in den Wagen, und fuhr nach Gösſs, nahe bei Leoben, wo er vor seiner Ankunft in Grätz sein Hauptquartier hatte, und bis zum Abzug seines Heeres blieb. Wäre der Angriff auf Tirol gelungen, wer kann wissen ob die damaligen Machthaber in Frankreich die Zahl ihrer ephemeren Republiken nicht durch eine Republik der deutschen Alpen vermehrt hätten? Krain und Kärnten hatten wirklich den geforderten Eid geleistet, der Widerstand von Steiermark war um fünf Tage früher erfolgt, als der Abschluſs der Friedenspräliminarien zu Leoben, ist es unmöglich, daſs dieses Ereigniß darauf wirkte? Aber wenn die Regierung von Steiermark am 13. April den Eichenkranz verdiente, gebührt nicht der schönste Zweig dem würdigen Fürstbischoff? Der unbefangene Leser mag beurtheilen, ob mir gegen die Meinung des fraglichen Aufsatzes mehr, als das sehr untergeordnete Verdienst gehöre, durch die Geläufigkeit, mit der ich mich in der Sprache der Fremdlinge auszudrücken verstand, das Band an der Bürgerkrone fester geknüpft zu haben.

Die Landescommission war nun aufgelöst, aber noch an demselben Abend beredeten sich einige Mitglieder, die Versammlungen zwar nicht öffentlich, und mit Berufung aller dazu gehörigen Personen, sondern nur in einem engeren Ausschuſs fortzusetzen, bis Bonaparte eine andere Regierung eingesetzt haben würde. Die Berathungen wurden demnach mit stetem Wechsel, und um Aufsehen zu vermeiden bald in die Wohnung des Fürstbischoffs, bald in dem Hause des Grafen von Brandis, oder bei dem Abbt von Rhein gehalten und die Mitglieder angewiesen, sich einzeln durch verschiedene Straßen an den Ort der Versammlung zu begeben.

Bald sahen wir, daſs die Aufhebung der Landescommission uns gar nicht nachtheilig war: Bonaparte setzte nähmlich keine neue Regierung ein; und der neue Magistrat der Stadt war jetzt die höchste Behörde, und da sein Wirkungskreis sich nur auf den Umfang der Stadt erstreckte, so hatten wir einen Vorwand alle Forderungen des Feindes zurückzuweisen, die nicht unmittelbar aus den Magazinen befriediget werden konnten. Dies geschah den auch mit aller Festigkeit, die Commissäre wurden aus dem Saale des Rathhauses gewiesen, sobald sie sich Ungezogenheiten oder Drohungen erlaubten, und bei einer solchen Gelegenheit mag mir der Ausdruck Souvenès vous de l'Armee de Jourdan entschlüpft sein. Ich erinnere mich dessen nicht genau. Gegen den General Beaumont, der das Harte seines Auftrages durch die anständige Weise mäßigte, mit der er den Befehl Bonopartes vollzog, währe ein solches Wort am ungerechten Platz gewesen, und Bonaparte selbst gab mir keine Veranlasung zu solcher Rede. Mein festes Benehmen gegen die Commissäre war übrigens gar nicht die Folge meines persöhnlichen Muthes, sondern der thätigen Unterstützung, die der General Beaumont mir zugesiechert hatte. Am ersten Abend bemerkte ich eine Spannung

zwischen den Officieren der Linie und den sogenannten schreibenden Militärpernohnen: diese letzteren wurden mit auffallender Geringschätzung von den erstern behandelt. So laut, und anmassend, sie waren wenn sie sich mit mir allein im Rathsaale befanden, so stiel und bescheiden wurden sie, sobald ein Officier von Rang eintrat. Es ist natürlich das man sich dahin hält, wo die Kraft ist: Ich hatte den General Beaumont ersucht, dem Magistrat nöthigenfalls durch das Militär gegen die Frechheit der Commissäre zu schützen; er gab mir sogleich die Versicherung, das er zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf die Nachricht von Unordnungen persöhnlich erscheinen, und die Messieurs zurecht weisen würde. Ils connaissent ma batine setzte er hinzu, indem er sein Röhrchen schwang. An den Eingang des Rathsaales lies er zwei Mann Wache treten die in der That einigemale beschäftiget wurden.

Einer der ungesittelsten dieser Commissäre war der Ordonateur Pellizone. Am Sonnabend vor dem Osterfeste, gegen Mittag begegnete er mir auf dem Marktplatz an der Ecke des Rathhauses, und verlangte auf der Stelle, ich erinnere mich nicht mehr, wie viele tausend Pferdeportionen, mit Drohungen, und leidenschaftlichen Geschrei; ich sagte ihm geradezu, hier sei der Ort nicht Requisitionen zu machen, er möchte seine Forderung schriftlich auf dem Rathhause anbringen. Dazu habe ich keine Zeit, ich muß auf der Stelle befriedigt sein, und sagte ihnen, dass ich sogleich selbst mit einer Schaar Reiter ausziehen und zusammentreibe was ich finde. Das lassen sie bleiben, sagte ich mit fester Stimme. Que voules vous faire! brüllte er aus voller Brust; vos Obseques, et enterrer vos debris sprach ich im feierlichen Tone. Eine Menge Menschen, meistens französische Soldaten, die den ganzen Tag auf dem Markte umher schlenderten, stand umher, sie erhoben ein schallendes Gelächter, Monsieur Pellizone entfernte sich beschämt. Ich sah ihn nachher nicht wieder; da die Verpflegung am Morgen wie gewöhnlich durch unsere Beamte an die französische Gardemagazins abgegeben war, so war Pellizones Forderung augenscheinlich nur ein Coup de main um Geld zu erhalten, und ich erfuhr am Abend, als ich mit dem Ordonateur Buhot die Verpflegung für den folgenden Tag in Ordnung brachte, Pellizone habe kein Recht irgend eine Requisition zu verlangen. Solcher Auftritte gab es täglich aber von allen Tagen war dieser Ostersonnabend äußerst unruhig, und ermüdend. Es ist Sitte in Steiermark, dass in der Osternacht die Feier des eintretenden Festes durch Freudenschüsse und Freudenfeuer von allen Höhen verkündet wird. Wer die Bewohner der Gebirge kennt, weis auch; daß sie ihren Gewohnheiten nicht entsagen, selbst bei persönlicher Gefahr. Leichter und sicherer war es, die französischen Behörden zu unterrichten, als dem Landvolke das Schießen zu untersagen, den das wäre gewiß vergeblich gewesen. Ich bat den Obersten Voix, der Militärcommandant der Stadt war, an alle französischen Posten Ordonanzen zu senden, und ihnen sagen zu lassen, welche Bedeutung das Schießen in der Osternacht habe. Diese Maasregel war um so nothwendiger da wir bereits wussten dass aus den Lagern an der Ryß und auf dem grätzer Feld mehrere Leute vermißt

wurden. Die Feinde konnten die Feuer für Signale halten und das Schießen für einen Angriff des Landvolkes auf ihre Posten; die Anzeige an den Commandanten bewirkte, dass die Posten ruhig blieben, als die Osternacht nach alter Gewohnheit gefeiert wurde.

Mitternacht war bereits vorüber, die Gardemagazins die wegen der Verpflegung in den Osterfeiertagen in Sorge standen, waren beruhigt, und da keine Veränderung in der Zahl der Manschaft eingetreten war hatte ich mit dem Ordonateur Buhot die Bedürfnisse sämmtlich in Ordnung gebracht. Ich verlies das Rathhaus und hoffte nun wenigstens eine Nacht ruhig schlafen zu können, als an meiner Wohnung gepocht ward. Ich öffnete das Fenster, und unterschied bei dem Lichte einer Laterne zwei Männer in Uniform. Der Dritte der die Laterne trug, war in die Uniform unsers bürgerlichen Jägerbataillons gekleidet. Es war deutlich das eine Botschaft vom Rathhause oder von der Hauptwache kam, die an diesem Tage von unsern Jägern besetzt war. Sie kamen die Treppe herauf, ich öffnete ihnen die Vorthüre meiner Wohnung, es, waren zwei Mitglieder der Landescommission, Herr Kaspar Dobler, Obrist der bürgerlichen Reiterei, und Hr. Daniel Dercani. Wir sind verloren, lieber Stahel sagte der Obrist, indem er mir einen geöffneten Brief mit der Aufschrift an die bürgerlichen Vorstände zu Grätz, überreichte. Ich entfaltete den Brief und fand folgendes: Der Generalcommissär der Armee Villemanzy fordert von der Stadt Grätz eine wöchentlich an den Generalzahlmeister abzuführende Summe von dreimal hunderttausend Franken in klingender Münze, als Vorschuss auf die öffentlichen Angaben und die Steuern des Landes. Die Stadt Grätz sollte diesen Vorschuß nach jeder Woche pünktlich abführen, und sich dafür an die künftig eingehenden Steuern halten. Der Vorwand dieser ungeheuren Forderung war, dass die Verpflegung des Heeres künftig bezahlt werde und nichts ferner aus den Vorräthen der Magazine geleistet werden sollte. Als Beweggründe wurden angeführt, dass die Feinde uns in dem Besitz unserer Casse, der Magazine von Salz und Tabak, und überhaupt aller Einkünfte des Landes ungestört gelassen hätten wo ihnen doch durch das Recht der Eroberung das Eigenthum dieser Magazine gebühre. „Welche Maasregeln sie auch ergreifen mögen, (so lautete der Schluss des Briefes), um dieser Forderung auszuweichen, immer wird das Land die Folgen empfinden, und sie werden dafür verantwortlich sein. Indem ich ihnen dieses auf Befehl des Obergenerals eröffne u. s. w. Salut et fraternitè, unterzeichnet: Villemanzy.

Nun, sagte der Obrist, werden sie die Folge des verweigerten Eides wahrnehmen; wir sind ohne Rettung verloren, denn diese Forderung können wir nicht erfüllen. — Ich antwortete ruhig, indem ich den Brief auf den Tisch legte; Wir haben unsere Pflicht gethan, und müssen ertragen was kommen mag. Gehen sie nach Hause und sorgen dafür, das heute Vormittag gegen eilf Uhr die Landescommission sich versammelt. Ich will über den Gegenstand einen Vortrag erstatten. Wir berathen dann was zu thun ist. Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Die beiden Freunde schieden mit beklemmten Herzen. Ich warf mich

auf mein Lager, denn ich befand mich nach mehreren schlaflosen Nächten, in einem Zustand gänzlicher Abspannung. Dennoch floh der Schlaf meine Augen. Einigemal schlossen sich dieselben unwillkührlich, dann trieb aber die Einbildungskraft ihr Spiel, und die sonderbarsten Erscheinungen schwebten vor mir. — Ich stand auf als der Tag anbrach, es war beinahe vier Uhr. Mein Vortrag mußte erstattet werden, und es war die höchste Zeit, daran zu arbeiten. Ich nahm den Brief vor und durchlas ihn mit Ruhe, prüfte die Beweggründe, überdachte die Folgen, und entwarf nun zuerst die Skizze meines Vortrags Nun begann ich die Ausarbeitung. Sie war zu Ende als die Stunde der Versammlung schlug. Ich las zuerst den Brief des Generalcommissärs in französischer Sprache ab, und erstattete meinen Bericht. Er schien allen Mitgliedern befriedigend, denn sie beehrten mich mit ihrem Beifall. Ein Mitglied (ich erinnere mich nicht mehr welches, aber ich glaube es war der Graf Ferdinand von Attems, jetzt Landeshauptmann in Steiermark) sagte es sei ein kaiserl. Gesandter in Leoben, diesen sollte man von dem Gegenstand durch eine Deputation benachrichtigen, denn da die Contribution auf die Landsteuer gefordert werde und diese das Eigenthum des Landesfürsten sei, so würde wahrscheinlich der Gesandte sich in das Mittel legen; indessen müsse mein Vortrag in die französische Sprache übersetzt werden. Ich hatte nicht Zeit gehabt, mein Concept ins Reine zu schreiben und erhielt den Auftrag die Übersetzung zu machen. Der Graf von Attems versprach diese durch den General Beaumont, der in seinem Hause wohnte, mit einem Begleitungsschreiben an den Obergeneral zu befördern. Dieser Antrag ward dankbar angenommen, und die Versammlung schritt jetzt zu der Wahl des Deputirten, der auf der Stelle nach Leoben zu den kaiserl. Gesandten abgehen sollte. Ganz gegen meinen Wunsch und in der That sehr unerwartet war der einstimmige Willen aller Mitglieder, daß ich diesen Auftrag übernehmen sollte. Ich stellte vor, daß meine Beschäftigung mit dem Verpflegungswesen der Armee keinen Aufschub leide, und meine ununterbrochene Gegenwart fordere; aber einige Mitglieder boten sich sogleich an diese Stelle bis zu meiner Rückkehr zu übernehmen, meine Entschuldigung daß ich zu unbedeutend zu einem solchen Auftrag sei ward nicht angenommen. Ich trat nun vor, neben den Präsidenten, und sagte, da die Ehre der Sendung an den kaiserl. Gesandten S. M. des Kaisers mir zugedacht sei, so nähme ich zwar den Auftrag an, jedoch mit der Bedingniss, dass ich selbst noch ein Mitglied hiezu vorschlagen dürfe, damit die Sendung auch mit jener Würde begleitet werde, die dem Charakter der Regierung angemessen sei. Wählen sie wen sie wollen, mein lieber Stahel, sprach der ehrwürdige Präsident, Graf Breuner, nur mich nicht, denn ich bin zu alt um zu reisen. Ich wendete mich zu den edlen Grafen von Brandis. Dieser Patriot war einer der ersten Gutsbesitzer in Steiermark, wirkl. kaiserl. geheimer Rath vormals Obristhofmeister bei der Erzherzogin Christina, und dan Gouverneur in Tirol. Vertraulich fasste ich ihm die Hand, und sagte; Ich bitte E. Excellenz im Namen des Vaterlandes um ihre Begleitung und um ihre Unterstützung bei den schweren Geschäft, das mir jetzt auf-

getragen ist. Der brave Freund des Landes antwortete: Mit ihnen gehe ich wohin es auch sei, und freue mich wenn wir den Zweck unserer Reise glücklich erfüllen. Wann wollen sie abreisen? Sobald meine Übersetzung fertig ist, und die Copien gemacht sind, antwortete ich. Es kann bis zum Abend dauern. Es war jetzt Mittags um ein Uhr.

Ohne die mindeste Zeit zu verlieren, machte ich mich an die Abschrift meiner Arbeit, und dann an die Übersetzung. Gegen neun Uhr des Abends war alles vollendet; bis die Copien der Übersetzung fertig waren, die ich erst mit meiner Arbeit verglich, war es Mitternacht. Wir setzten uns in den Wagen. Ein alter Professor der Chirurgie, Namen Wimmer, hatte den Grafen gebeten, ihn begleiten zu dürfen. Leoben ist neun deutsche Meilen von Grätz entfernt, wir kamen des Morgens am 17. April glücklich an, und stiegen in einem Gasthofe ab. Während das Frühstück bereitet wurde, ging ich aus, um mich zu erkundigen, wer der kaiserl. Gesandte sei, und wo wir ihn antreffen könnten. Kaum war ich einige Schritte von dem Gasthofe entfernt, als mir ein junger Mann begegnete, den ich von Wien her sehr gut kannte. Er war ein Goldarbeiter, zugleich aber ein trefflicher Reiter, und hatte oft die Pferde meines Bruders geritten. Ich erfuhr, der kaiserl. Gesandte sei der Graf von Merfeld und er wohne zu Göss, im Hause des Chirurgus Hn. Utsch. Der Graf Bar v. Vincent, damals Obrist von Kaiser Chevauxlegers, und jetzt Gesandter an dem königl. französischen Hofe, sei ebenfalls zu Göss, und eben verbreite sich das Gerücht, dass diesen Morgen Friedenspräliminarien abgeschlossen worden seien. Diese Nachricht war nun um so erfreulicher, da ich jetzt nicht zweifelte, der Zweck unserer Sendung würde ohne Schwierigkeit erreicht werden. Ich nahm den jungen Goldarbeiter sogleich mit mir in den Gasthof, er selbst sollte den Grafen die angenehme Neuigkeit verkünden. Auf meine Bitte begleitete er uns nach Göss.

Wir traten in das Vorzimmer des Gesandten. Hier hielt uns die Schildwache, ein schwarzgelber Kerl an und rief mit einer tiefen Baßstimme: Messieurs! il est defendu d'entrer. Auf meine Antwort trat ein Adjutant in die Thüre. Wir liesen uns bei dem Grafen als Deputirte der Regierung von Steiermark melden, und kommen sogleich vor. In den Zimmern befanden sich nebst den Grafen von Merfeld der Markis (jetzt Herzog) de Gallo königl. Neapolitanischer Bothschafter am kaiserl. Hofe, und der Baron von Vincent. Der Graf von Brandis trug dem kaiserlichen Gesandten den Gegenstand unserer Sendung vor. Der Gesandte hörte ihn mit Aufmerksamkeit an und antwortete nach einer kurzen Pause: Er müsse bedauern, dass er sich dieser Sache nicht unterziehen könne, da er von S. Maj. dem Kaiser keinen Auftrag hiezu habe. (Das war auch gar nicht möglich, da die Forderung erst in der Nacht vom 15. auf den 16. April an uns gekommen war), doch, fuhr er fort, es kommt darauf an, was S. Maj. auf die Friedens-Präliminarien beschließen, die heute Morgens abgeschlossen sind und mit denen sogleich ein Courier nach Wien ab-

gehen wird. Der Graf von Brandis setzte nun das Rechtliche der Forderung mit fließender Beredtsamkeit auseinander, und ich nahm dann das Wort: Es ist hier nicht die Rede von einer Kriegscontribution, die der Stadt Grätz widerrechtlich aufgebürdet wird, sondern von dem Eigenthum des Monarchen; die Steuern des Landes gehören S. Maj., und aus diesen Steuern wird die Contribution gefordert. Die Stadt Grätz würde also nur das Lästige des Vorschusses zu ertragen haben. Wenn E. E. für diesen nicht vorzusehenden Fall keinen Auftrag von seiner Maj. erhielten so werden sie doch gewiß nicht der Absicht des Monarchen entgegen handeln, wenn sie sich für die Erhaltung seines Eigenthums verwenden und zugleich die Stadt Grätz und das Herzogthum Steiermark von den Folgen zu befreien suchen, die nicht anders als verderblich sein können. Wenn nun wie E. E. eben sagten Friedens-Präliminarien abgeschlossen sind, so hat der Monarch nicht für seine Person, sondern zum besten seines Volkes den Frieden vermitteln lassen, und in dieser Ansicht haben E. E., wenn auch nicht ausdrücklich aber doch der Natur der Sache nach den Auftrag, sich wegen dieser Angelegenheit für das Land zu verwenden. Ungeachtet dieser Gründe bestand der Gesandte fest auf seiner Weigerung und mir schien, mit mehr Spannung, als er in seiner Antwort an den Grafen Brandis geäußert hatte. Wir müssen suchen, zu helfen wie es geht, denn wir sind hier unrecht sagte ich, zu dem Grafen Brandis gewendet, und nun ward unsere diplomatische Sendung vollzogen. Wir kehrten nach Leoben zurück. Es war gegen 10 Uhr Morgens. Während wir ein kleines Mahl genossen (für mich das erste seit sechs Tagen) kamen einige Tabakhändler und klagten, dass ihr ganzer Vorrath erschöpft sei. Von diesen Männern erfuhr ich auch, daß die französischen Commissäre das kaiserl. Salzmagazin zu Leoben worin über 8000 Centner vorräthig waren, sich zugeeignet hatten, und den Centner für 45 kr. verkauften, dessen Preis damals 6 fl. 40 kr. war. Ich erhielt ein Verzeichnis der Gattungen die sie bedurften, und erhielt gegen 800 fl., die ich nach unserer Zurückkunft an die Casse des Tabakmagazins übergab; die Übersendung des Tabaks geschah unter französischer Bedeckung. —

Auf dem Rückweg beobachtete ich die Stellung der kleinen Lager, die überall mit Freiheitsbäumen und rothen Mützen bepflanzt waren. Die Soldaten hatten sich sehr niedliche Hütten von Stroh, mit Thüren und Fenstern gebaut; diese Lager, die auf den kleinen Ebenen bei Leoben, Frohnleiten Pfannberg u. s. w. standen, glichen artigen Dörfchen. Sie fassten beiläufig 300 ? Mann, und die Artillerie bestand aus nicht mehr als beiläufig 36 Kanonen. Ich bemerkte das die mit der Wintersaat bestellten Felder sorgfältig geschont waren; selbst da wo einzelne besaamte Beete durch die Lager liefen, waren keine Hütten Zwischen Pfannberg und Grätz war auf einer Strecke von beinahe vier Meilen kein Posten. Erst nach acht oder zehn Tagen wurde eine Schwadron Reiterei bei Peggau aufgestellt. Wir kamen des Abends nach Grätz zurück, unsere Reise war zwar vergeblich, aber wir hatten doch den Trost, dass wir nun sicher wussten die Friedens-Präliminarien seien abgeschlossen, und dies gab uns

Hoffnung, auch der Contribution zu entgehen. Wir waren diesem Ziele näher als wir vermutheten.

Am Dienstag erstattete der Graf von Brandis den Bericht über unsere Reise. Während die Landescommission versamelt war, kam ein Courier von dem Generalcommissär Villemanzy worinn er verlangte es sollte unvorzüglich jemand nach Leoben gesandt werden, um den Vorschuß in Empfang zu nehmen, der dem Obergeneral Bonaparte gemacht worden sei. Ich hatte dieses Vorschusses in meiner Schrift erwähnt und denselben geradezu wieder gefordert; wirklich war dieses Geld aus unserer, ohnehin nur aus 40.000 Gulden größtentheils in Papiergeld bestehenden Landescasse genommen, deren wir zu den öffentlichen Anstalten wozu auch jetzt die französischen Spitäler gehörten, sehr nothwendig bedurften. An Einhebung der Steuern war bei der damaligen Lage des Landes ohnehin nicht zu denken. Obschon die erste Reise nach Leoben vergeblich war, so fiel denoch die Wahl wieder auf mich. Ich nahm den Auftrag an, aber ich erklärte sogleich, dass die Zurückzahlung von 7000 fl. eine sehr untergeordnete Sache sei, und dass ich nun die Reise hauptsächlich in der Absicht machen würde, um die Stadt Grätz von der Contribution zu befreien. Dieser Antrag ward mit Beifall angenommen. Ich versprach mein Möglichstes zu thun, und sogar das verabscheuungswürdige Mittel der Bestechung im Nothfall zu versuchen. Der Graf Ferdinand Attems übergab mir zu diesem Zweck dreihundert Ducaten. Zum Gefährten für diese Reise wählte ich den Kaufmann, Herrn Franz Deyrkauff. Wir fuhren am Abend des 18. Aprils aus der Stadt. Ein stammiger Normann, aus Caen gebürtig saß mit seiner ganzen Armatur auf dem Kutscherſitz. Ohne diese Begleitung hätte uns ein schlimmer Zufall begegnen können. Es war Mitternacht, als wir über die Murbrücke bei Frohnleiten fuhren. Hier geht der Weg einen kleinen Hügel hinan, die französischen Wachen saßen um ein hochaufloderndes Feuer. Qui vive rief die Schildwache, und hatte das Gewehr an der Wange. Republicains! prenés garde rief dagegen unser Begleiter mit einem kräftigen Fluch. Auch er hatte schnell sein Gewehr im Anschlag. Wir trafen ungehindert in Leoben ein und gingen sogleich in die Wohnung des Generalcommissärs. Nach einer Conferenz von fast zwei Stunden, während welcher ich ihm den Gegenstand in seinem ganzen Umfang entwickelte, und die ununterbrochene Verpflegung des Heeres, wie bisher, zugesichert hatte, rief er einen seiner Secretärs, (er hies Brunk, und war ein Sohn des berühmten Philologen, und Professors Brunk in Straßburg (und dictirte ihm die gänzlich Entlassung der Stadt Grätz von der Kriegssteuer. Nur die fernere Verpflegung der Armee blieb vorbehalten, aber, das war eine Sache, die uns ohnehin oblag. Ich empfing dieses Papier mit dem innigsten Danke, denn das höchste Ziel meiner Wünsche war jetzt erreicht. Aber nun fragte er, ob wir nicht den Auftrag hätten, den Vorschuß von 7000 fl. zurückzunehmen, den der Obergeneral von uns erhalten hätte; und als wir diese Frage mit ja beantwortet hatten, gab er uns eine Anweisung für diese Summe an den Kriegszahlmeister. Nun stellte ich ihm vor,

daß unser Salzmagazin durch die täglichen — Vertheilungen an die Mannschaft, und durch die große Menge Brod fast gänzlich erschöpft sei; ich bat ihn, gegen eine gleiche Quantität Mehl mir 1200 Zentner Salz aus dem eroberten kaiserl. Magazin zu Leoben anzuweisen. Bereitwillig auch diese Bitte zu erfüllen, schickte er sogleich nach dem Gardemagazin, und als ihm dieser sagte, der Vorrath sei noch über 6000 Zentner, erhielt ich eine Anweisung für 1200 Zentner Salz, und zugleich einen Auftrag an den Bürgermeister, mir zu dem Transport des Salzes nach Grätz die nöthigen Mittel zu verschaffen. So war unser Geschäft glücklich vollendet. Ich gab Hn. Deyrkauff einen Wink das Zimmer auf einen Augenblick zu verlassen. Als ich mit dem Generalcommissar allein war, sagte ich ihm: Sie haben mir in Grätz aufgetragen, ihnen ein gutes Reitpferd zu verschaffen. Die vielen Arbeiten, besonders die mir obliegende Verpflegung ihres Heeres hat mich gehindert ihren Wunsch zu erfüllen. Sie opfern ihre eigene Bequemlichkeit ganz gewiß dem besten der Soldaten auf, denen es bis jetzt keine Minute an dem täglichen Unterhalt gemangelt hat. Nun bitte ich sie, im Namen einer dankbaren Gemeinde zwar nicht das Pferd, aber doch den Werth desselben aus meiner Hand zu empfangen. Mit diesen Worten legte ich die 3 Rollen, jede mit 100 Ducaten auf den Tisch. Mit ernstlichen Blick ergriff er meine Hand, und sagte: Ich diene seit dreißig Jahren, und habe ruhige Nächte. Sie können nicht fordern, daß ich künftig unruhig schlafen soll. Grüßen sie die braven Bürger von Grätz: mit diesen Worten drückte mir der Redliche die drei Rollen Gold fest in die Hand, und sogleich das Gespräch endend, lud er mich und meinen Gefährten zur Mittagstafel, die im Vorsaale, wohin wir jetzt eintraten, für beiläufig vierzig Personen gedeckt war; Hier hatte Hr. Deyrkauff mich erwartet. Wir dankten beide für die Ehre, denn wir wollten die frohe Nachricht unsern Mitbürgern nicht um eine Stunde vorenthalten. Der Generalcommissär entließ uns mit freundlichem Händedruck.

Wir gingen nun zu dem Kriegszahlmeister (Payeur géneral). Eben wurde ein Kassenwagen in seinen Hof geschoben, aber aus der Leichtigkeit, mit der ein paar Franzosen dies verrichteten, schloß ich auf den Innhalt und ich hatte mich nicht geirrt. Der Payeur versicherte uns, dafs er gar kein Geld habe, doch würde er die Anweisung berichtigen, sobald die Kriegskasse wieder neue Fonds erhielte. Damit waren wir zufrieden; der Zweck der Reise war über unsere Erwartung erreicht. Wenn auch der unbeträchtliche Vorschuß an Bonaparte verloren wurde, so war dies Opfer zu unbedeutend um bei einer solchen Krise Rücksicht zu verdienen. Doch wir erhielten auch diese 7000 fl. in Gold drei Wochen später in Udine.

Wir gingen jetzt auf das Rathhaus, um die Anstalten wegen dem Transport des Salzes zu machen. Die Schiffleute wurden gerufen, und die Fracht zu 20 Kreuzern für den Zentner bestimmt. Acht flache Boote wurden jedes mit 150 Zentner beladen. Die Schiffer erhielten den Auftrag am folgenden Tag nach Grätz abzufahren. Unser Tagewerk war vollendet, und mit

frohen Herzen traten wir den Rückweg an. Es war jetzt zwei Uhr. Die neun Meilen von Leoben nach Grätz wurden schnell zurückgelegt, und am folgenden Morgen stattete ich der Landes-Commission Bericht über unsere Sendung ab. Der wie es sich erwarten lies, mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. An diesem Tage Nachmittag — kam auch unsere Salzflotille glücklich an.

Ich darf billig zweifeln, ob wir das Verdienst der Befreiung unserer Stadt von der Kriegssteuer allein gebürt. Sehr wahrscheinlich hatte der General Beaumont meine Denkschrift mit einem für uns günstigen Bericht begleitet, und da die Basis der feindlichen Forderung auf die Verpflegung der Armee gegründet war, die wahrhaft lobenswerthe Pünktlichkeit gerühmt mit der dieses Geschäft getrieben wurde. Es war also die treffliche und rastlose Anstrengung der Vorstände des Bäckergewerbes und der sämmtlichen Mitglieder desselben, der wir diese glückliche Befreiung verdanken müßten; dem edlen General Beaumont, der als Gouverneur der Stadt, die mit jeden feindlichen Einfall verbundenen Bedrängnisse nach aller Möglichkeit erleichterte, gebührt gewiß ein großer Antheil an der glücklichen Befreiung von einer Contribution, die den ganzen Vorrath von klingender Münze verschlungen haben würde, wenn man sie auch nur für eine Woche bezahlte. Das Papiergeld, und die geringhaltige Scheidemünze von 1795, in zwölf und 24 Kreuzerstücken bestehend, hatte schon damals das baare Geld aus dem Umlauf zu verdrängen begonnen. Ob endlich der Abschluß der Friedens-Präliminarien einigen Einfluß auf den Nachlaß der Kriegssteuern hatte, darf ich nach dem, was Buonaparte bei seiner zweiten Ankunft in Grätz äußerte, und dessen ich in der Folge erwähnen werde, billig bezweifeln. Bei dieser das Wohl der Stadt so nahe berührenden Angelegenheit darf ich mir billig kein anderes Verdienst zulegen, als daß ich der Verfasser der Denkschrift war, die durch den General Beaumont an den Obergeneral Buonaparte mit einem günstigen, und der pünktlichen Besorgung des Verpflegswesens angemessenen Bericht gesandt wurde. Ich habe folglich die Entrichtung der Kriegssteuer durch meine Denkschrift nicht verhindert, und war auch nicht als Deputirter der Landescommission bei Buonaparte. Hiernach ist sogleich die Angabe in dem fraglichen Briefe zu berichtigen.

Den übernommenen Pflichten zufolge ward nun das Geschäft der Verpflegung fortgesetzt. Aber allmählig schwanden die Vorräthe, besonders das Futter für die Pferde, als wir am 22. April die Nachricht erhielten, die Franzosen würden das Land verlassen. Am 25. kam Buonaparte nach Grätz. Er ward in seinem Absteigequartier, im Gräfl. Stubenbergischen Hause, durch eine Deputation empfangen, bei welcher der Bürgermeister und der Graf Siegmund von Auersberg waren. Er empfing die Deputirten mit der äußersten Empfindlichkeit. Was thun sie, meine Herren! Sie verweigern mir den überall geleisteten Eid? Ich hätte mich ihrer Magazine bemächtigen können, und ihnen eine Kriegssteuer von zwei Millionen auflegen können. Ich hätte die ganze Landescommission als Geißeln nach Paris senden können, aber ich ziehe es vor, aus Übermaß von Güte zu fehlen, als die Gesetze nach ihrer Strenge zu vollziehen.

(I' aime mieux de pècher par un excés de bonté etz.) Es ist mir nicht bekannt, was der Graf Siegmund von Auersberg geantwortet hat, aber ersichtlich ist es, was uns bevorstand, wenn nicht gerade in diese Epoche der Abschluß der Friedenspräliminarien fiel.

Endlich am 19. April zog die letzte Division aus Grätz, es war die Division Massena. Dieser General war mit den Friedenspräliminarien nach Paris gesandt worden, und der General Brune hatte jetzt den Oberbefehl über die aus 15.000 Mann bestandene Division. Die erste Etappe war Ehrenhausen, sechs Meilen südlich von Grätz auf der Straße nach Triest. — Die Truppen setzten sich mit Anbruch des Tages in Marsch. Gegen Mittag erhielten wir Nachricht, es sei eine Abtheilung Franzosen, die der Obrist Berenger in den Hospitälern von Obersteiermark gesammelt hatte, drei Stunden ober Grätz von einem Haufen Bauern angegriffen und größtentheils erschlagen worden. Die bürgerliche Cavallerie an der Winzierl Brücke hatte dieses kaum erfahren als eine Patrouille mit verhängtem Zügel zu dem zwei Stunden entferndcn Orte ritt. Nur sechzehn Mann, unter diesen der schwer verwundete Obrist, wurden gerettet. Die übrigen waren theils in die Mur gejagt, theils erstochen und in den Fluß geworfen. Die ganze Anzahl der Franzosen war 80 Mann. Dieser Vorfall war sehr beunruhigend. Die That war nicht zu rechtfertigen, denn das Commando war ruhig auf der Landstraße marschirt. Aber die Folgen hätten gefährlich werden können, denn die letzte Division war nur sechs Stunden von uns entfernt. Der General Brune hatte wirklich am Abend desselben Tages Nachricht von dem Vorfall erhallten, und einen Courier nach Grätz geschickt. Er forderte Aufklärung, und Bestrafung der Thäter. Seinen Brief habe ich wahrscheinlich noch unter meinen Papieren. Ich schrieb ihm, die Sache sei lange nicht so wichtig als sie ihm geschildert worden, der Obrist sei gerettet, und seine Wunden nicht gefährlich, die Vermißten stellten sich stündlich ein, und die Thäter würden ihre gerechte Strafe erhalten, denn sie wurden in den Gebirgen verfolgt. Dieser Brief ward durch eine Staffette abgesandt.

Wir erfuhren indessen zu unserer großen Freude dafs die französische Division ihren Marsch fortgesetzt hatte, und am 30. April über den Platsch nach Marburg gezogen war.

Diese Nachricht war umsomehr erwünscht, da wir von Grätz aus die Verpflegung mit Brod directe besorgt, und die Kreishauptleute von Marburg und Cilli durch eigends ernannte Commissäre beauftragt hatten, die nöthigen Vorräthe an Fleisch, Wein, Brantwein, Lagerstroh und Futter für die Pferde in Bereitschaft zu halten. Dieses Geschäft wäre in seiner Ordnung gestört worden, wenn die massenische Division nach Grätz zurückgekehrt wäre. Welche Folgen außerdem für die Stadt selbst entstanden wären, da diese Division, die erste in der französischen Linie, aus dem heillosesten Gesindel aller Nationen bestand und durch den Unfug bekannt war, den sie überall verübt hatte. In Marburg hatten sie das dem Grafen von Brandis gehörige Schlofs in Brand gesteckt.

So endigte sich nach einem Aufenthalt von 19 Tagen der feindliche Überfall von Grätz und mit dem höchsten Jubel empfingen wir die erste Kolonne unserer vaterländischen Krieger. Die Bürger hatten große Vorräthe von Lebensmitteln aller Art auf den Lagerplatz an der Castau (Carlau) geschafft und der Tag wo sie von den übermüthigen Fremdlingen befreit waren mit der lautesten Freude gefeiert. Der Landesgouverneur und die übrigen Staatsbeamten kehrten zurück, und die Landescommission ward aufgelöst.

Die Verläumdung hatte jedoch die Handlungen der Landescommission und des Rathes zu Grätz auf mancherlei Weise angegriffen. Gerüchte auf Scheingründen beruhend gaben zu falschen Urtheilen Anlaß, besonders aber war ein Ereignis vorgefallen, dass ein sehr zweideutiges Licht auf uns geworfen hätte, wenn es begründet war. Ich erzähle es nach der Wahrheit, und da wohl noch einige Personen, die ich nenne am Leben sein werden, so mögen sie, uftreten und das Gegentheil beweisen, wenn sie können. Am ersten Abend, wo die Franzosen nach Grätz kamen, übergaben sie mir einige Proclamationen in elendem Latein geschrieben, in welchen die Magistrate der ungarischen Freistädte zur Republikanisirung aufgefordert wurden. Es wurde mir aufgetragen diese offenen Briefe unter höchster Verantwortlichkeit an die Magistrate der Freistädte Presburg, Ofen, Pest, Fünfkirchen, Szegedin u. a. zu befördern. Obschon nun diese Briefe an solche Stellen gerichtet waren, die verpflichtete Diener des Landesherrn sind, und wenn diese ihren Pflichten treu waren, dergleichen Aufforderung gar keine Rücksicht würdigen durften, so hielt ich es doch für zweckmäßig, diese Proclamationen zu unterdrücken und wenn allenfalls darüber Nachfrage entstünde, vorzugeben, sie seien abgeschickt, aber wegen der großen Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen konnten die Bothen noch nicht zurückgekehrt sein. Ich verbarg nun diese Proclamationen in meiner Wohnung unter einem Haufen alter Zeitungen. Der Magistrat von Marburg hatte durch eine feindliche Patrouille die nähmlichen Proclamationen und denselben Auftrag erhalten; da die französische Patrouille sogleich wieder abgezogen war, so befand sich kein Feind in dieser Kreisstadt. Aber dennoch hatte entweder der Magistrat den Kopf verloren, oder derselbe war neugierig zu wissen, was in Grätz vorginge. Es wurde also ein junger Mensch mit diesen Proclamationen nach Grätz gesandt, mit dem Auftrag, dieselbe an den Obergeneral zurückzugeben. Anstatt sich bei dem Magistrat zu melden, wie es seine Pflicht war, lief er gerade zu Buonaparte. Hier ward er mit einem Verweis abgefertigt. Bei dem General Beaumont geschah dasselbe und jetzt erst kam er aufs Rathhaus und erzählte mit Zittern sein trauriges Schicksal. Der Bürgermeister war unpäßlich. Der Magistratsrath Knabl und ich waren in dem Rathsaal, und wie gewöhnlich, eine Menge französischer Commissäre. Der Rath Knabl verweigerte die Annahme der Proclamationen. Aus Barmherzigkeit gegen den einfältigen, mitleidswürdigen Abgesandten des marburger Magistrats suchte ich auch hier zu helfen. Ich nahm die Proclamationen an, und quittirte darüber; aber ich wurde noch an demselben Tage überzeugt wie wenig dieser Mensch verdient hatte, von

seiner Angst befreit zu werden. Denn überall im Gasthof, und bei jedem Bekannten, dem er auf der Straße begegnete, brüstete er sich mit der Klugheit, mit der er den Magistrat von Grätz überlistet zu haben glaubte. Er war wohl unfähig, die Folgen dieses Unsinnes zu überlegen, aber die Sache war nur zu offenbar geworden, als das ich es wagen durfte auch diese Proclamationen gleich den uns früher übergebenen zu beseitigen. Man mußte besorgen das die Franzosen forderten, die Versendung nachzuweisen, besonders da der Postenlauf von ihnen wieder hergestellt war. Ich begab mich mit zwei Zeugen, dem Herrn Amerbacher und Anton Gadolla auf das Postamt. Hier erinnerte ich den Postsecretär Wolf seiner Pflichten gegen den Landesherrn nachdrücklich und indem ich ihm die Proclamationen übergab, sagte ich ihm, er würde nun selbst wissen, was er zu thun habe. Mehr durfte ich nicht sagen, ohne mich einer gefährlichen Verantwortung auszusetzen. Ich bewahre noch den Empfangschein den ich von dem Postamte erhielt. Wer konnte vermuthen, dass dieser beschränkte Mensch die Proclamationen absenden würde? Und dennoch geschah es. Das Paket kam auf der ersten ungarischen Poststation Szent Kereszt (heil. Kreuz) an. Es gab damals überall Leute, die da glaubten, jeder Franzose truge nebst seinem Gewehr auch ein Exemplar des Füllhorns der Amathea, aus welchem die vollkommenste Glückseligkeit unter der Ägide der Freiheit und Gleichheit, in Gestalt von Ducaten und Thalern auf alle Dilettanten strömen würde. Zu diesen Leuten gehörte wahrscheinlich aus der Postmeister, und pflichtvergessen theilte er jedem, der da wollte, die papiernen Vorläufer dieser nahen Glückseligkeit mit. Aber die höheren Behörden verstanden die Sache anders. Der Postmeister ward verhaftet, und über ihn ein peinlicher Process verhängt, dessen Ausgang mir nicht bekannt geworden ist. Diese Folge entsprang der thörichten Neugierde des Magistrats von Marburg, der ohne alle Veranlassung, ohne durch die Anwesenheit des Feindes gedrängt zu sein, einen unbescheidenen jungen Menschen in einer so wichtigen Angelegenheit, und nicht wie es die Pflicht erforderte, an die Landescommission, sondern an die französischen Generäle abschickte; aber vielleicht ist auch der Magistrat von Marburg einigermaßen zu entschuldigen, wenn er anders nicht seinem Delegirten den Auftrag gegeben hat, sich mit Umgehung der damals bestandenen Regierung an die französischen Behörden zu wenden.

Ich würde über diesen Gegenstand nicht so weitläufig gewesen sein, wäre nicht daraus die einzige scheinbare Quelle der Verläumdung gegen die Bürger von Grätz, und besonders gegen mich abgeleitet worden. Ich kann mir jetzt, nachdem 20 Jahre seit jenem, Ereigniß vorüber gegangen sind, nicht vorstellen, wie ich hätte anders handeln können, als ich gethan, und wenn mich ein Vorwurf trifft, so ist es nur jener der Gutmüthigkeit, mit der ich den Magistrat von Marburg in dem Augenblick aus einer von ihm selbst veranlaßten Verlegenheit zog. Wenn noch jemand von den ehrsamen Gliedern dieses Magistrats lebt, so mag er öffentlich die Gründe angeben, warum diese Proclamationen nicht eben so wie in Grätz beseitigt wurden, da doch in Marburg keine Fran-

zosen waren, die auf eine ruhige Prüfung dieser Sache Einfluß hatten. Der Weg zu der Brücke über die Drau war ja nicht gesperrt, und der Zweck war erreicht wenn diese Proclamaitonen, allenfalls mit einem dazwischen gebundenen Stein zu Wasser verschickt wurden?

Vieleicht hätten wir uns ruhig über die unvernünftigen Gerüchte wegsetzen sollen, die über unser Betragen während der Anwesenheit des Feindes umliefen. Die Gestions Protokolle der nun aufgelösten Landescommission waren in den Händen unseres Landesfürsten und daraus konnte der gerechte Monarch sich überzeugen, ob irgend Etwas durch uns veranlasst war, das gegen die uns verliehene Vollmacht oder gegen seine Gerechtsame stritt. Aber der Bürgermeister machte der Bürgerschaft den Antrag, um Untersuchung unseres Betragens, und um Gerechtigkeit gegen die fast allgemein gewordene Verläumdung zu bitten. Hiezu wurden vier Bürger bestimmt. Es waren die Herren Caspar Dobler, Johann Ludwig Amerbacher, Andreas Leykam und ich. Wir gingen zusammen, nicht etwa auf Kosten unserer Mitbürger, sondern für unser eigenes Geld nach Wien ab. Unser Absteigquartier war im Gasthofe zum wilden Mann in der Kärntnerstraße. Mein erster Gang war zu meiner Schwester, der Gattin des Buchhändlers Schaumburg; sie hatte von mir nichts als Zweideutiges gehört, und vieleicht der allgemeinen Sage geglaubt, denn wer nie gegenwärtig war bei einem feindlichen Einfalle, der kann nicht beurtheilen, was vorgeht. In diesem Fall war man zu jener Zeit noch in Wien. Ich wollte sie bloß überzeugen, daß ich noch lebe und gesund sei. Von ihr weg ging ich zu dem Polizeidirector, Herrn Hofrath Ley. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von dem was in Grätz vorgefallen war und machte ihn mit der Absicht der angekommenen Deputation bekannt. Es war nahe an eilf Uhr des Abends als ich in dem Gasthof zurückkehrte, und meinen Gefährten Bericht über meinen Besuch bei dem Polizeidirector abstattete. Am folgenden Tag ließen wir uns zu der Audienz bei S. Maj. dem Kaiser einschreiben und wurden auf den nächsten Morgen um sechs Uhr beschieden. Wir machten noch an diesem Tage dem Referenten von Steiermark, Herrn Hofrath von Oßwalder, unsere Aufwartung, und wurden auf den andern Morgen zum Frühstück nach der Audienz eingeladen.

Am 13. Mai, morgens um sechs Uhr fuhren wir zur Audienz. Der Monarch empfing uns mit den allen Prinzen seines erhabenen Hauses angestammten huldvollen Mienen, die dem Herzen des Bedrängten so wohl thun und ihre Zuversicht in dem wichtigen Augenblick einflößt, wo er bittend vor dem Herrscher steht. Ich hatte das Merkwürdigste aus den Tagen der feindlichen Anwesenheit in einem kurzen Vortrag zusammengedrängt. Der Kaiser hörte mich mit Aufmerksamkeit an und sagte: Ich habe von den Grätzern nichts Unrechtes gehört. Besonders ausgezeichnet hat sich der Bürgermeister betragen. Sind sie der Bürgermeister? als ich ihm gesagt hatte, wer ich sei, erkannte er mich, denn ich hatte in früheren Jahren oft die Gnade gehabt vor Seiner Maj. in Angelegenheiten des Buchhandels zu erscheinen. Von der Forderung der Franzosen, auf

die Landessteuern war dem Monarchen nichts bekannt geworden. Es war erwiesen, dafs der Gesandte dieser Angelegenheit gar nicht erwähnt hatte. Bei dieser Audienz übergab ich auch die an di: ungarischen Freistädte gestellten Proclamation in die Hände Sr. Maj. Obschon wir aus dem Munde unseres Landesfürsten die höchste Beruhigung und die gnädigste Versicherung seiner Zufriedenheit erhalten hatten, baten wir dennoch um strenge Prüfung unserer Handlungen durch eine Hofcommission. Dieses ward uns mit den gnädigsten Ausdrücken bewilligt. Ermuntert durch die Ausgezeichnete Gnade, mit der uns der gütige Landesvater empfangen hatte, wagte ich noch eine Bitte, worüber meine Gefährten nicht unterrichtet waren, denn sie entstund in dem Augenblick der Ausführung. Ich bat um 500 Joch Ochsen für den Landmann im Judenburger und Brucker Kreis. Der Reichthum dieser beiden Kreise besteht wie in allen Gebirgsländern in dem Rindvieh. Die Anwesenheit der fremden Truppen, die Durchzüge der Armee, die Vorspanne und die von den Franzosen durch das hungernde und abgetriebene Vieh in das Land gebrachte Seuche hatten den Viehstand beträchtlich vermindert, und es war zu besorgen, daß der Anbau der Sommerfrüchte bei der schon vorgerückten Jahreszeit verzögert, oder größtentheils verhindert wurde. Es entging mir nicht, daß in dieser Bitte etwas Anmaßendes lag, denn die Sorge für das Land war die Sache der wieder eingetretenen Regierung; ich unterlies auch nicht, dies dem Monarchen offenherzig zu sagen, aber dennoch nahm der für seine Unterthanen väterlich besorgte Monarch diese Bitte nicht ungnädig auf. Woher fragte er, soll ich das Zugvieh nehmen? Aus den Provinzen, war meine Antwort, die durch den Krieg nicht gelitten haben, aus Österreich und Ungarn. Aus Ungarn kann ich Schlachtvieh nehmen, fuhr Sr. Majestät fort, aber kein Zugvieh. Ich erwiederte: der Landmann in Steiermark würde das junge ungar. Vieh leicht zum Zug gewöhnen, und sich sehr glücklich schätzen diese Unterstützung der Gnade seines Monarchen zu verdanken. Sr. Majestät sagten zwar die Gewährung dieser Bitte nicht zu, aber wir erhielten bald den Beweis, daß dieselbe der allerhöchsten Rücksicht gewürdigt worden, denn als wir nach der Audienz bei dem Herrn Hofrath von Oßwalder das Frühstück nahmen, brachte ein Leibkai ein Handbillet des Monarchen, worin dem Referenten von Steiermark aufgetragen wurde, in der kürzesten Zeit einen Vorschlag einzureichen, wie die beiden Kreise Judenburg und Brück mit dem nothwendigen Zugvieh zu versehen seien.

Wir brachten die zwei Tage, die wir noch in Wien blieben, mit Staatsvisiten bei den k. k. Ministern zu, aber es ist falsch, was der fragliche Brief berichtet, dafs wir von allen Großen zur Tafel geladen wurden. Nur Sr. k. Hoheit der Prinz Ferdinand von Würtenberg, damals kommandirender General in Österreich und Commandant zu Wien, hatte uns zur Tafel geladen, aber wir konnten an dieser Ehre nicht Theil nehmen, da die Einladung eine Stunde nach unserer Abreise in den Gasthof abgegeben wurde. Bei unsrer Ankunft in Grätz wurden wir von unsren Mitbürgern ehrenvoll empfangen. Einige waren uns zwei Stunden weit entgegen geritten und an der Weinzierl Brücke

hatte unser brave Bürgermeister einige Erfrischungen bereiten lassen und unsere Frauen zum fröhlichen Empfang eingeladen.

Einige Wochen später erschien der Freiherr van der Mark als Hofcommissär, um unser Betragen in Folge unserer Bitte an Sr. Majestät zu untersuchen. Diese Commission endigte sich sehr ehrenvoll; der Bürgermeister, Dr. Steffn, ward als Oberappellationsrath zur Belohnung für seine redliche und ruhmwürdige Geschäftsführung angestellt, und die sämmtliche Bürgerschaft empfieng in der Person ihres Obristen des Herrn Caspar Dobler die große goldene Civil-Verdienst-Medaille. Bei der Feierlichkeit, mit der die Medaille unserm Obristen überreicht wurde, rückten die Bürgergarden in Parade aus, und ich war als Wachtmeister der ersten Schwadron auf meinem Platz, als ich in den Rathsaal gerufen wurde. Ich stieg vom Pferde und trat in den Saal. Hier waren der Bürgermeister, der ganze Rath, und die Officiere aller Bürgercorps versammelt. Der Bürgermeister dankte mir im Namen der Bürgerschaft, für die Dienste die ich während der Anwesenheit der Franzosen geleistet hatte; dies war wohl mehr, als mir gebührte, und ich darf versichern, dass ich mich dieser ehrenvollen Scene gewis entzogen haben würde, wenn ich sie vorgesehen hätte. Ich habe in diesen Tagen der Bedrängnis nichts gethan als was die Pflicht des Bürgers jeder Gemeinde erfordert. Die Erhaltung des Privateigenthums und der persönlichen Sicherheit ist so innig verwebt mit der Einrichtung der öffentlichen Ruhe und des öffentl. Eigenthums in dem Bürgerverein, daß jeder, der in einem solchen Verein lebt, sich selbst am sichersten gegen jeden Angriff auf seine Person und Vermögen schützt, wenn er nach seinen Talenten zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit beiträgt. Nach diesem Grundsatz war Selbsterhaltung das leitende Princip meiner Handlungen; ist etwas dem Allgemeinen Vortheilhaftes erreicht worden, so wurde zugleich mein Vermögen und meine Persönlichkeit gesichert, folglich der Zweck errungen, nach dem in den Augenblick der Gefahr jeder, wenn auch nicht mit klarem Bewußtsein strebt.

Was der Vfr. des angeführten Briefes mit den mir angetragenen Amte sagen will, ist mir nicht verständlich. Mein Streben war von jeher Unabhängigkeit soweit sie in menschlichen Verhältnissen möglich ist. Darum wählte ich den Stand des Kaufmannes, und um meine Neigung zu den Wissenschaften zu befriedigen, den Stand des Buchhändlers. Hätte ich ein Amt gewünscht, so war mir dazu in meinem Vaterlande die Bahn geöffnet, ehe ich nach Österreich und Steiermark kam. Hier war mein Aufenthalt nur zeitwährend. Ich war mit den Umständen der hier von meinem Vater im Jahre 1748 errichteten Buchhandlung genau bekannt, mein jüngster Bruder war kinderlos und meine Absicht war, einst zwei meiner Söhne mit einem Geschäft zu versorgen das meinem Vater hinreichende Mittel zur Versorgung von sechs Kindern verschafft hatte. Die Bürgerschaft von Grätz hat mir nie ein Amt angetragen; dadurch wiederlegt sich die Behauptung des erwähnten Briefes von selbst. Man hat mir gesagt, dass ich wegen der Rettung von 1200 Zentner Salz Anspruch

auf die Belohnung hätte, die das Gesetz ausspricht; aber die dermaligen Räthe der Administration sagten mir daß ich darum bittlich anhalten müsse. Ich habe dieses nicht gethan, und wie ich glaube, dadurch den überzeugendsten Beweis gegeben, daß ich keine Belohnung gesucht, oder gewünscht habe. Diese Thatsache mag endlich als Kommentar über alles dasjenige dienen, was ich weitläuftiger, als ich wollte aber nothgedrungen über mich selbst in dem vorstehenden Aufsatz gesagt habe.

Eines Umstandes muß ich jedoch erwähnen, der für den künftigen Geschichtschreiber unsrer Zeit wichtig ist. Nachdem die Ruhe wieder vollkommen hergestellt war, erhielt ich, gemeinschaftlich mit dem Grafen Siegmund von Auersperg, von den Ständen von Steiermark den ehrenvollen Auftrag, die Geschichte des Einfalls der Franzosen zu schreiben. Wir nahmen diese Arbeit vor und theilten sie so ab, dass der Graf den diplomatischen, und ich den historischen Theil bearbeitete. Diese Geschichte beginnt von der Einsetzung der Landescommission und endigt mit der Auflösung derselben bei dem Wiedereintritt der Regierung. Wir bearbeiteten mit den Protokollen der Landescommission vor unsern Augen diese merkwürdige Epoche. Nachdem wir das Werk vollendet hatten berief der vormalige Präsident als Landeshauptmann die sämmtlichen Glieder der aufgelösten Landescommission. Der Graf von Auersberg und ich lasen abwechselnd in mehreren Sessionen diese Geschichte vor, und als wir vollendet hatten, wurde die Frage gestellt, ob ein Wort, oder eine Thatsache darin enthalten sei, die nicht vollkommen mit der Wahrheit übereinstimme? Als die sämmtlichen Glieder der vormaligen Landesregierung erklärt hatten, dass alles genau, und der Wahrheit gemäß dargestellt sei, bat ich sie, dieses mit Unterschrift und Siegel zu bestätigen. Diese Bitte ward gewährt, und nun liegt dieses, jede Forderung der historischen Kritik erfüllende Document in dem Archiv der Stände des Herzogthums Steiermark.

Was im Anhang des erwähnten Briefes von einer Falle gesagt wird, in der sich Buonaparte in Steiermark befunden, und aus der er sich durch den Frieden von Campoformio gezogen haben soll, widerlegt sich durch den Anachronismus von selbst. Der Friede von Campoformio ward am 13. Oct. 1797 geschlossen, folglich sechs Monate nach den Präliminarien zu Leoben. Um endlich auch den witzigen Gedanken, dass kein Nagel in Grätz verlegt worden sei, zu berichtigen, mag hier nur eine Anectote statt hundert ähnlichen ihren Platz finden: Jos. B., who in 1797 from an attorneysclerk at Ajaccio in Corfica, was at once performed into an ambassador to the court of Rome, wie Goldsmith sagt, trat die Reise an seinen neuen Gesandtschaftsposten, von Grätz aus an. Der General Duphot, der in dem letzten Gefecht zu Neumarkt an den Gränzen Steiermark verwundet worden war, und den Arm noch in einer Binde trug, war sein Begleiter. Er kam auf das Rathhaus, und verlangte einen bequemen Reisewagen für zwei Personen auf einige Tage. Der eben anwesende Graf Siegmund von Auersberg gab ihm seinen kürzlich ganz neu gebauten Wagen. Er hat ihn nicht wieder gesehen.

Würzburg im Jänuar 1817. Dr. Josef Stahel.

Die Redaktion der „Isis“ fügt diesem Aufsatze eine Bemerkung bei, die verständlich wird, wenn man in Betracht zieht, daß sie im Jahre des Wartburgfestes, der festen Begründung der deutschen Burschenschaft, und kurz vor Kotzebues Ermordung und den Karlsbader Beschlüssen gemacht wurde und wahrscheinlich von Oken selbst stammt, der durch die Metternichsche Diktatur von seinem Lehrstuhle in Jena wider Willen des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar entfernt werden mußte. Sie lautet:

Außer dem Geschichtlichen, Örtlichen, Psychologischen, was in diesem Aufsatze so charakteristisch liegt, hebt sich in ihm vorzüglich heraus, was Landstände, wenn sie mit dem Lande verwachsen sind, und es daher wie ein Stück ihres Leibes fühlen, und wenn sie Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben, wirken können für Fürst und Volk; was sie vermögen gegen den rohesten Übermuth, der Volks- und Fürstenehre mit Füßen tritt, und alles höhnt, was nicht mit ihm verbunden ist. Derselbe blinde Uebermuth, gegen den damals die Stände zu eines Fürsten und Landes Wohl in die Schranken traten, ist es jetzt, der gegen die Stände kämpft, und so die Wände seines eigenen Zimmers einschlägt. Wissen sie denn, was sie thun? Werden sie die Propheten hören? Werden sie die Zeichen warnen? — Nein, der Übermuth verlacht sie, und er wird halsstarriger. Die Frösche müssen sie vertreiben.

H. v. Zwiedineck.

P. Jakob Wichner †.

Ein Jahr und wenige Tage — und der Historische Verein für Steiermark verlor innerhalb dieser Spanne Zeit vier seiner Ehrenmitglieder. Vor einem Jahre verschied Franz von Krones, vor wenigen Monaten der unvergeßliche Engelbert Mühlbacher, dem Theodor Mommsen folgte, und seit dem 13. Oktober 1903 birgt die Gruft des St. Blasiusmünsters zu Admont die sterblichen Überreste des greisen Stiftsarchivars und Bibliothekars P. Jakob Wichner. Der Historische Verein beklagt den Verlust eines Ehrenmitgliedes und eines Förderers heimatlicher Geschichtsschreibung. Mit uns hat das Stift Admont selbst zu klagen, denn in P. Jakob Wichner verlor es den getreuesten und begeistertsten Bewahrer seiner historischen Schätze, den besten und ehrlichsten Kenner der Vergangenheit Admonts, den tüchtigen, pflichtgetreuen und gegenüber seinen Fachgenossen jederzeit hilfsbereiten Archivar und Bibliothekar. Wer P. Jakob nur einmal näher getreten, wird die Gestalt dieses Priesters und Geschichtsschreibers nicht vergessen, und sich stets gerne jenes Mannes erinnern, dem unter der Zahl der sogenannten Lokalhistoriker noch auf lange hinaus ein ehrenvolles Gedenken gesichert ist. Der Tod Wichners hinterläßt im Stifte selbst eine große Lücke: hoffentlich findet sich eine Persönlichkeit, welche diese Lücke ausfüllt.

Jakob Wichner wurde am 22. Juli des Jahres 1825 geboren. Sein Vater Friedrich betrieb das Tischlergewerbe in Graz und dessen Ehe mit Katharina Haas war mit 15 Kindern, von denen Jakob allein am Leben blieb, gesegnet. Nach beendeten Gymnasial- und humanistisch-philosophischen Studien in seiner Vaterstadt trat der Verblichene auf Anregung Muchars in das Benediktinerstift Admont (1846), wo er am 10. Juli 1851 die feierliche Profeß ablegte und am 10. August d. J. primizierte. Die seelsorgerische Tätigkeit die P. Jakob als Kaplan nach St. Lorenzen im Paltental, St. Michael ob Leoben und als Pfarrvikar nach Groß-Sölk und

P. Jakob Wichner.



Ardning führte, war er 1870 gezwungen aufzugeben. Krankheit bestimmte ihn zur Rückkehr ins Stift, wo er bis zu seinem Tode verblieb. An den genannten Seelsorgstationen fand P. Jakob in seinen Mussestunden Zeit und Gelegenheit, der geschichtlichen Vergangenheit jener Orte, in denen er als Priester wirkte, nachzugehen. Bei der Abfassung der Pfarr- und Ortschroniken von St. Lorenzen und Admont vertiefte er zunächst sein in Graz erworbenes Können nach der lokalhistorischen Seite, und als schwerere Krankheit den Priester bestimmte, für immer der anstrengenden Tätigkeit des Seelsorgers zu entsagen und sein Heim dauernd innerhalb der Admonter Stiftsmauern aufzuschlagen, von diesem Augenblicke an entstand dem Stifte Admont der bewährte Bibliothekar und Archivar und der beste Interpret der historischen Vergangenheit des Klosters.

Von reichem Erfolge waren die Bemühungen P. Jakobs für das Stiftsarchiv und die Bibliothek begleitet. Aus den von den Flammen des Klosterbrandes im Jahre 1865 verschonten Überresten des Hausarchives schuf er ein neues Archiv, dem er die an den Stiftspfarren und früheren Herrschaften entbehrlichen Akten und Urkunden angliederte. Jakob Wichner „wurde so der Schöpfer eines neuen dem Inhalte und dem Ordnungssysteme nach achtenswerten und von Fachmännern in dieser Richtung anerkannten Archives.“ P. Jakob berichtete selbst gelegentlich über seine archivalische Tätigkeit, indem er in den „Beiträgen 1874“ (XI) das „Admonter Archiv in seinem gegenwärtigen Zustande“ beschrieb und in der Kulturhistorischen Ausstellung in Graz eine „Übersichtstabelle über den Bestand an Original-Urkunden und Akten im Archive des Stiftes Admont im Jahre 1883“ bot. Auch in Löhers Archivalischer Zeitschrift (III, 1878) sprach sich Wichner über sein „wiedererstandenes Klosterarchiv“ aus. Von seinen bibliographischen Arbeiten sei nur die mustergiltige Anlage des Handschriften-Katalogs (1050 Nummern) erwähnt. Auch die reichhaltige Münzensammlung des Stiftes verdankt dem Verblichenen ihre schöne Ordnung.

Das reiche historische Schaffen, das P. Jakob seit seiner Rückkehr ins Stift innerhalb eines Zeitraumes von 35 Jahren (1870—1903) entfaltete, bewegt sich fast durchgängig auf dem Boden der Vergangenheit des Stiftes, dem P. Jakob angehörte, und entsprang eben der intensiven Beschäftigung mit Urkunde und Akt. Das Hauptwerk ist die „Geschichte des Benediktinerstiftes Admont“, in vier Bänden 1874—1884 zu Graz erschienen, eine überaus fleißige Arbeit, so recht im Sinne seines Lehrers, des Verfassers der „Geschichte Steiermarks“, Albert v. Muchar. Der „Geschichte Admonts“ folgte eine Reihe von Detailuntersuchungen

und Studien über geschichtliche und kulturhistorische Verhältnisse des Stiftes Admont; im ganzen verfaßte Wichner 87 Schriften, wovon 52 in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind. Der Historische Verein birgt sowohl in seinen „Mitteilungen" wie in den „Beiträgen" so manche wertvolle Abhandlung aus der Feder P. Jakobs. Von seinen Schriften seien hier nur erwähnt: „Über einige Urbare aus dem 14. und 15. Jahrhundert", „Das Benediktinerstift in Admont in seinen Beziehungen zu Niederösterreich", „Eine Admonter Todtenrotel des 15. Jahrhunderts", „Geschichte des Nonnenklosters Göß", „Jagd und Fischerei des Stiftes Admont bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts", „Kloster Admont in Steiermark und seine Beziehungen zur Kunst", „Kloster Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft und zum Unterricht", „Zur Musikgeschichte Admonts" und eine Studie über „Gebhard Erzbischof von Salzburg", die Wichner 1890 anonym herausgab.

Über die Persönlichkeit Wichners lassen wir einen treuen Freund des Verstorbenen sprechen:[1] „P. Jakob war eine Nathanielsseele, d. h. eine demütige Seele mit goldenem Herzen; wenn er auch manchem Fremden verschlossen und unnahbar schien, so war er Freunden und solchen, deren inneren Wert er erkennen lernte, ein Mann von gewinnender Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Seine Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit ging bis über das Maß seiner Kräfte. In der Öffentlichkeit ist er weniger hervorgetreten, denn er hatte mehr Anlage für die stille Studierzelle des Klosters als für das öffentliche Leben; in der Einsamkeit aber entwickelte er jene Tätigkeit, die geradezu eine stillverzehrende wurde."

Dezember 1903. Mell.

[1] Pfarrer J. H. Joherl von Feldkirchen in dem Nekrologe Wichners (Feldkirchen 1903), der dem Vereine das Bildnis des Verstorbenen in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte.

Literaturberichte.

Robert Holtzmann, Kaiser Maximilian I. bis zu seiner Thronbesteigung (1527—1564). Ein Beitrag zur Geschichte des Überganges von der Reformation zur Gegenreformation. Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn. 1903. XVI und 579 Seiten.

Durch dieses Buch wurde ein lang gehegter Wunsch der Historiker wenigstens zum Teile erfüllt; ein Umstand der dem Werke von vorneherein das lebhafteste Interesse sichert. Einen Einblick in den Aufbau des Werkes gewährt folgende Übersicht des Inhalts: Einleitung. — Die Jugend (1527—1544). Am Hofe Kaiser Karls V. (1544—1548). In Spanien (—1550). Sukzessionspläne und Tridentinum (—1552). Moritz von Sachsen und der Heidelberger Bund (—1553). Vor und nach dem Augsburger Religionsfrieden (—1555). Maximilians Reise nach Brüssel (1556). Protestantische und habsburgische Politik bis zur Übertragung des Kaisertums auf Ferdinand (—1558). Höhepunkt und Krisis in Maximilians Protestantismus (1560). Maximilians Wahl zum deutschen Könige (—1562). Die ersten Monate des neuen Königs (—1563). Ungarn, Böhmen, Österreich und die anderen Erbländer; Kaiser Ferdinands Ausgang (—1564). Daran schließen sich als Beilage 34 Regesten aus Aktenstücken, die der Verfasser teils im Marburger, teils im Wiener Staatsarchive benützt hat. Den Schluß bildet ein 29 Seiten umfassendes Personen- und Ortsregister, das bei den vorgenommenen Stichproben nie versagt hat.

Der Verfasser, der Privatdozent für Geschichte an der Universität in Straßburg ist, hat das außerordentlich umfangreiche Material gewissenhaft und überaus geschickt verarbeitet und so ein Buch geschaffen, das gelesen zu werden verdient, selbst wenn man in manchen Punkten anderer Meinung ist. Es wäre wärmstens zu begrüßen, wenn auch die höchst verwickelte Geschichte der zwölfjährigen Regierung Maximilians erscheinen würde. Leider läßt eine Andeutung im Vorwort vermuten, daß der Verfasser nicht gesonnen ist, einen zweiten Teil folgen zu lassen. R. Frettensattel.

Alois Lang, Acta Salzburgo-Aquilegiensia. Quellen zur Geschichte der ehemaligen Kirchenprovinzen Salzburg und Aquileja. Bd. 1. Die Urkunden über die Beziehungen der päpstlichen Kurie zur Provinz und Diözese Salzburg. I. Abt. 1316—1352. Graz. Verlagsbuchhandlung Styria 1903. XCI. u. 367 S.

Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den Lesern dieser Zeitschrift das vorliegende Buch zur Anzeige bringen zu können, nicht nur deshalb, weil es

aus der Feder eines unserer Landsleute stammt, der noch dazu seit Jahresfrist an den Arbeiten der historischen Landeskommission teilnimmt, sondern weil wir es in diesem Buche mit einem wirklich bedeutenden Werke zu thun haben. Das Buch wird noch aus einem anderen Grunde — und man gestatte uns, diesen zuerst zu beleuchten, von Vielen willkommen geheißen werden. Es ist nunmehr zwei Jahrzehnte, daß die Sammlungen der vatikanischen Archive zufolge einer hochherzigen Entschließung des verstorbenen Papstes Leo XIII. der gesamten gelehrten Welt in einer Weise zugänglich gemacht wurden, die — wir möchten es wünschen — den übrigen geistlichen Korporationen zum Vorbild dienen sollte. Ich darf hier betonen, daß das Vorgehen des Papstes die reichsten Früchte trug und durch keinen Akt — der als Vertrauensbruch gedeutet werden könnte — entweiht wurde. Gelehrte aus allen Teilen der Erde strömten nun in Rom zusammen, um die Schätze des vatikanischen Archives für die Geschichte ihrer Länder und Landesangehörigen zu heben. Insbesondere zeigte Deutschland ein Interesse, das durch nichts übertroffen werden konnte: Der preußische Staat als solcher, gelehrte Korporationen und nicht zuletzt auch Privatpersonen und Privatgelehrte nahmen an diesen Studien lebhaften Anteil und bald war kein Land des deutschen Reiches, keine Provinz der größeren Länder, die sich nicht ihren Anteil an dem vatikanischen Aktenmaterial herausgeholt hätte. Wenn man die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter in Rom an der Arbeit sieht, so möchte man auf sie das Wort der deutschen Strategie anwenden: Es wird getrennt marschiert und vereint geschlagen. Bei uns zu Lande ist das etwas anders: gemeinsamen Arbeiten zu demselben Ziel treten nationale und sonstige Vorurteile in den Weg. Doch sind immerhin einzelne Kronländer in diesen vatikanischen Wettbewerb eingetreten und recht gut steht heute unsere Steiermark durch das vorliegende Buch vertreten da und schließt sich so soliden deutschen Arbeiten, wie denen Diekamps, Finkes, Riezlers u. a. in glücklicher Weise an. Der Verfasser gedenkt in einer Reihe von Bänden die Urkunden zunächst der avignonesischen Periode (1316—1378) vorzulegen, soweit sie die Kirchenprovinzen Salzburg und Aquileja umfassen, und so wird der erste Band das urkundliche Material über die Beziehungen der päpstlichen Kurie zur Provinz und Diözese Salzburg (mit Gurk, Chiemsee, Seckau und Lavant) enthalten. Wie viel davon auf unsere Steiermark entfällt, wird schon aus der vorliegenden ersten Abteilung sichtbar, die bis 1352 reicht. Ein zweiter Band wird die südwärts der Donau gelegenen Teile der heutigen Diözesen Gurk und Lavant und Materialien für die Diözese Passau, ein dritter Band die Kirchenprovinz Aquileja umfassen. In dankenswerter Weise ist auch eine Fortsetzung der Arbeit nach vorn und rückwärts in Aussicht genommen. Gehen wir auf den Inhalt der vorliegenden Abteilung ein, so können wir dem Autor nur beipflichten, wenn er (S. V.) sagt: Was der Band enthält, ist fast alles neu, und zwar nicht bloß für Lokal-Provinzialgeschichte und Diplomatik, sondern auch für allgemeine Kirchengeschichte, Kanonistik und anderes nicht ohne Wert. Die einzelnen Stücke sind diplomatisch genau wiedergegeben, die ganzen zu ihnen gehörigen Materialien



zusammengestellt und mit guten Literaturvermerken versehen. Es fehlt uns hier an Raum, dies den Lesern im Einzelnen ersichtlich zu machen, ich möchte aber doch darauf hinweisen, daß die Ernennungsbulle für den Erzbischof Friedrich von Salzburg vom 25. November 1316 nahezu ein halbes Schock dazu gehöriger Nummern im Gefolge hat. Ist schon der textliche Stoff an sich für unser Land von hohem Interesse, so enthält das vorliegende Buch in der Einleitung noch Materialien, die es zu einem wichtigen Behelf für jeden Forscher machen, der sich mit Studien zur Geschichte der avignonesischen Zeitperiode abgibt. So haben wir gleich anfangs eine vortreffliche Schilderung des Quellenmaterials, soweit es sich in Rom selbst (Pergamentregister, Papierregister, Supplikenregister und Kameralbücher) und anderen Orten vorfindet; denn außer römischen sind hier auch einige Archive in Graz und Klagenfurt, St. Lambrecht, Reun, Wien, München und Salzburg und einzelne Bibliotheken mit ihren Handschriftenschätzen ausgenützt worden. Für die Edition wurden im allgemeinen die Weizsäckerschen Grundsätze eingehalten. In den weiteren lehrreichen Kapiteln behandelt der Verfasser den Schauplatz und die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Materien, und wendet sich dann den kirchlichen Zuständen der Salzburger Kirchenprovinz und den Leistungen des Salzburger Klerus an die päpstliche Kurie zu. Diesen Abschnitt halte ich für den vortrefflichsten von allen. Jedenfalls dürfen wir uns freuen, in dem Verfasser ein arbeitsfähiges und arbeitstüchtiges Mitglied unserer historischen Gesellschaft gewonnen zu haben und wünschen ihm die entsprechende Muße, um diese gute Arbeit fortzusetzen und zu vollenden.

Graz, im Januar 1904. J. Loserth.

Ferd. Krackowizer. Das oberösterreichische Landesarchiv zu Linz. Seine Entstehung und seine Bestände. Linz, 1903. XIV und 42 Seiten.

Eine überaus sympathische und liebenswürdige Persönlichkeit schied vor kurzem aus dem Dienste des Landes Österreich ob der Enns: der Landesarchivar und kaiserliche Rat Ferdinand Krackowizer, der seit dem Jahre 1875 das Landesarchiv nebst der Registratur im Landhause zu Linz leitete, trat in den Ruhestand und zieht jetzt in der vorliegenden Schrift das Fazit seiner erfolgreichen amtlichen Tätigkeit. Und zu diesem Rechnungsabschlusse können wir den oberösterreichischen Landesarchivar nur aufrichtig beglückwünschen. Wenn auch die Förderung des Gedankens, auch für das Kronland Oberösterreich wie an anderen Orten das Archiv der Landschaft den Anforderungen der historischen Wissenschaft entsprechend neu zu organisieren und ein selbständiges Landesarchiv zu schaffen, im Schoße des oberösterreichischen Landes-Ausschusses, Dank den Bemühungen des bekannten Geschichtsforschers Julius Strnadt zu suchen ist, so bleibt es auch unstreitig das Verdienst Krackowizers, das massige archivalische Material in Form und Aufstellung gebracht zu haben.

Von 1896 — seit diesem Jahre zählt der Bestand des oberösterreichischen Landesarchives — bis heute läuft eine unermüdliche Ordnungsarbeit, der die gegenwärtig leichte Benützung dieser Archivstelle zu danken ist. Zehn Repertorien und Register hat K. während dieser sieben Jahre, einige im Anschlusse an die archivalische Tätigkeit Franz X. Staubers, angelegt, und bietet jetzt in der nett ausgestatteten Publikation dem Besucher und dem Benützer des Landesarchives einen willkommenen Führer. Die Bestände des oberösterreichischen Landesarchives scheiden sich 1. in die Landschaftsakten für die Zeit von 1503 bis 1790 in 1602 Schuberbänden; 2. in das geheime Archiv — wir würden diese Abteilung die Reihe der landschaftlichen Urkunden nennen — (1421—1861); 3. in die Handschriftenbände (Annalen über die Verhandlungen der Stände ꝛc.) und 4. in die alte Registratur von 1790—1812 in 609 Schuberbänden. Mit dem Landesarchive sind vereinigt das wertvolle Archiv von Schlüsselberg, das 1669—1754 Joh. Georg Adam Freiherr von Hoheneck auf seinem Stammschlosse Schlüsselberg bei Grieskirchen begründet und welches das Land 1834 um 4000 fl. C. M. erworben hatte, und endlich eine Reihe neuer Erwerbungen (Archivalien aus Spital am Pyhrn, die älteren Akten der k. k. Statthalterei in Linz, u. s. f.). Was Krackowizer über Benützung und Statut des Landesarchives erzählt, deckt sich mit dem an den meisten österreichischen Archiven Herkömmlichen. Nochmals herzlichen Glückwunsch für die schöne Publikation, und aufrichtige Bewunderung des Fleißes und der unermüdlichen Arbeitstätigkeit des ersten oberösterreichischen Landesarchivars, dessen archivistische Tätigkeit in so vielem an jene seines verdienstvollen Nachbars Pirkmayr, des Erschließers des Salzburger Regierungsarchives, erinnert. A. Mell.

Radmer. Gedenkblätter zur Dreijahrhundert-Feier der Kirche. Von Dr. Franz Schnürer und Jng. Karl von Bertele. Wien, 1903. Verlag der k. u. k. General-Direktion der Allerhöchsten Fonde.

Vor uns liegt ein vornehm ausgestatteter Halbfranzband von mäßigem Umfange: Radmer. Unsere Gedanken schweifen unwillkürlich vom Buche ab in jenes herrliche Stück steirischer Erde, das sich dem Blicke des Wanderers auftut, wenn er am rauschenden Radmerbache aufwärts wandert, vorbei an dem gewaltigen Felsenzirkus des Weisenbachels bis hinein, wo plötzlich die grauen Felsmauern zurücktreten und ein liebliches Tal umrahmen mit anmutigem Gelände, sanft ansteigenden Wiesmatten und dunklem Hochwalde, überragt von den gewaltigen Wänden des Lugauer. Jn der Mitte des Talkessels aber erblicken wir auf mäßiger Höhe ein zweitürmiges Kirchlein, zu dessen Füßen sich malerisch die Gehöfte des Ortes gruppieren, und ein kleines Wegstück davor ein neues, villenartiges Gebäude, das kaiserliche Jagdschloß.

Und wir lesen die Geschichte dieses abgelegenen Alpendorfes.

Es ist zwar keine leichte Aufgabe, die Geschichte einer kleinen Ortschaft zu schreiben, in der die weltgeschichtlichen Ereignisse nur in sanftem Pulsschlage

sich bemerkbar machen, aus den spärlichen Quellen das Kleinleben der Bewohner uns zu zeichnen, die abseits von den bedeutsamen historischen Geschehnissen ihre lokale Geschichte leben und weben.

Die Verf. suchten dieser ihrer schwierigen Aufgabe, so weit es das etwas spröde Quellenmateriale gestattete, so vollkommen als möglich gerecht zu werden. Es ließe sich zwar allerdings, wenn das Buch nicht so deutlich den Stempel der Gelegenheitsschrift an sich trüge, Manches bezüglich der Anordnung des Stoffes und der Ausnützung der Quellen einwenden.

Die den Verf. gestellte Aufgabe gliederte sich unwillkürlich in zwei Teile. Im ersten haben sie, wie sie selbst sagen „in weiten Umrissen die Begebenheiten und den Charakter der Zeit zu schildern versucht, aus denen die Gründung der Kirche in Radmer sich erklärt". Der zweite befaßt sich mit der Beschreibung der renovierten Kirche nach ihrem kunstgeschichtlichen Werte und der Festlichkeiten anläßlich der Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes. Die Darstellung des ersten Teiles scheint uns etwas an der einseitigen Benützung der Quellen zu leiden. Im geschichtlichen Abrisse über die Fortschritte der Reformation ziehen die Verf. die Ergebnisse der neueren Forschungen, die Fehler, die hüben wie drüben gemacht wurden, nicht in Betracht, während jener über die Durchführung der Gegenreformation ausschließlich dem „gründlichen Berichte" des Probstes Jakob Rosolenz von Stainz folgt, auf dem sich auch die Charakteristik des Apostels der Gegenreformation, des Bischofs Martin Brenner stützt, welcher Quelle, als befangen, eine viel zu breite Grundlage eingeräumt wurde. Da die Verf. durch die Anfügung der Geschichte Radmers bis zur und namentlich in der Franzosenzeit über den Rahmen des Programmes hinausgingen, hätten sie nach der Meinung des Ref., um gleich eine vollständige Geschichte des Ortes zu bieten, auch jenes Moment in die Darstellung aufnehmen sollen, dem die Örtlichkeit wahrscheinlich überhaupt ihre Existenz verdankt, nämlich die Geschichte des Bergbaues überhaupt und die des Kupferbergbaues insbesondere, der, wie die zahlreichen verlassenen Stollen und Tagbaue, Ruinen von Schmelzhütten und Erzhalden bezeugen, einstens von großer Ausdehnung und Bedeutung war und zur Zeit seiner höchsten Blüte über tausend Menschen beschäftigte. Dafür hätte das Archiv der Innerberger Hauptgewerkschaft, wozu das Bergwerk im 18. Jahrhundert gehörte, reiches Material geliefert.

Sehr sachlich und mit Recht zu loben ist die Darstellung im zweiten Teile. Die Verf. schildern uns mit patriotischem Schwunge die Einweihung der Kirche am 10. August 1602 in Anwesenheit des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., und beschreiben mit großer Sachkenntnis das für eine Dorfkirche einzig schöne idyllische Gotteshaus, das durch die Munifizenz Sr. Maj. des Kaisers einer stilgerechten Renovierung und Erneuerung unterzogen worden war, sowie dessen Kunstschätze. Und weiters die Feier des dreihundertjährigen Bestandes, die wieder in Anwesenheit des Landesfürsten vor sich ging und die einen ebenso würdigen wie erhebenden Verlauf nahm.

Uneingeschränkte Anerkennung aber muß das Buch durch die vornehme Ausstattung, namentlich durch den beigegebenen herrlichen Bilderschmuck finden. Es dürfte wohl kaum ein zweites Dorf der Steiermark annähernd in so glänzender Weise in der heimischen Literatur vertreten sein wie Radmer. Wir glauben deshalb der Generaldirektion der Allerhöchsten Fonde dafür Dank sagen zu sollen, daß sie in so reichlichem Maße die Mittel für den edlen Zweck zur Verfügung stellte, und die zuversichtliche Erwartung aussprechen zu dürfen, daß sie auch eine den strengsten Anforderungen fachwissenschaftlicher Kritik genügende geschichtliche Darstellung eines anderen, kultur- wie kunstgeschichtlich ebenso interessanten Gebietes, nämlich jenes von Neuberg-Mürzsteg, durch munifizente Gewährung der erforderlichen Mittel ermögliche. Kapper.

Unger Theodor. Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers Bayrischem Wörterbuch, gesammelt von —, für den Druck bearbeitet und herausgegeben von Ferdinand Khull. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Graz 1903. Leuschner und Lubenskys Buchhandlung XXIV und 661 S. 8⁰.

Nach den bayrischen Mundarten haben die Kärntner, hierauf die schweizerischen, dann die schwäbischen Mundarten ihre Darsteller gefunden. Ergänzend tritt der vorliegende „Steirische Wortschatz" hinzu, der einen Plan Erzherzogs Johann verwirklicht. Mehr als zwanzig Jahre hat der 1896 verstorbene Adjunkt am steiermärkischen Landesarchiv, Unger, gesammelt, ohne jedoch die Arbeit abzuschließen. Zu Beginn des Jahres 1897 wurde von Ungers Rechtsnachfolgern Prof. Khull mit der Aufgabe betraut, den „Steirischen Wortschatz" druckfertig zu machen. Khull bringt im Gegensatz zu den meisten Dialektwörterbüchern die einzelnen Artikel in alphabetischer Reihenfolge: er erspart sich damit den sonst notwendigen alphabetischen Index und dem nicht fachmäßigen Benützer ist diese Anordnung entschieden lieber, als eine nach Stämmen; einen Nachteil freilich hat Khulls Anordnung, nämlich, daß sämtliche Ableitungen eines Stammes nicht übersehen werden können.

Wer das dickleibige Buch durcharbeitet, wird unumwunden zugeben, daß die deutsche Lexikographie damit eine wichtige Bereicherung erfahren hat, daß es für Philologen, Juristen und Historiker ein treffliches Hilfsmittel ist, daß darin für die angrenzenden Länder deutscher Zunge eine äußerst schätzenswerte Vorarbeit enthalten ist, werden auch sie einmal daran gehen, ihren „Wortschatz" zu sammeln und in Buchform vorzulegen; denn viele Wörter finden sich im „Steirischen Wortschatz", die auch in Kärnten, in Ober- und in Niederösterreich allgemein gebraucht werden. Daß Lexers kärntisches Wörterbuch nicht berücksichtigt ist, tut dem Buch wohl Eintrag, denn der Kärntner kennt auch: abkehren, Apraß, Angel, Arn = Egge, Auswärts, Pampf, Paß, Batzen, Patschen, Binel, Popper, dasig, Einlege, einlegen, Einleger, Enzbaum, Fack, Fallot, Geckerl, Geltsgott oder Vergeltsgott, gelustig, Geraffel, Germ, happern,

jausen, Kalfakter, kalfaktern, Leibschaden, leiern, Leilach, Leut und Leutel, Mistwabe, mocken, motzen, Neidkragen, och!, rabenfalsch, Rammel, Reindling, scherfeln, Schiech (es geht einen der Schiech an), schlabutzig, Schlawanker, Schmatz, schmatzen, Schmatzer, Schrick, schriecken, Schwarzbeergeist, urassen, Wuscherl, zaderet u. s. w. Beispiele, die ein Kärntner an der Hand von Lexer oder zur Ergänzung dieses vor mehr denn 40 Jahren erschienenen Buches vermehren mag.

Ich wende mich nunmehr Niederösterreich zu, wo man, um nur einige Proben aus einzelnen Buchstaben zu geben, kennt: abbleschen, abboßen, abbrennen, abbringen, abtascheln, abtauchen, abtödten, abdörren, Abdruck, abfächten, abfahren, Apfalter, (aber nicht Apfalterin), Abfaum, abfaumen, abfeimen, Apfelkoch, abfratscheln, abführen (Zeitw. und subst. Inf.), abgedreht, abgewichst, abhalten, abhäuteln, abhausen, abjäten, abkratzen und, Ablaß und, ablausen, abliegen, abmeissen (nur bei Bäumen), abmudeln, abräumen und, abreppeln, abspitzen, abschieben, abschnappen, abschnalzen, abschraufen, abschrecken, abstiften, abselchen, absieden, Abwaschtrampel, Ba! und Pa! Backsimperl, Patscharbeit, Patz, Patschen (Subst.), patschen, Patschwetter, Batzeln, Balawatsch, Pantsch, Pantscher u. s. w.

Es scheint mir gerade nicht notwendig gewesen zu sein, daß auch die termini technici verschiedener Gewerbe, dann die nur in der Soldaten- und Studentensprache üblichen Worte Aufnahme fanden, denn der Soldat nimmt überall in Österreich seinen Überschwung um, in jeder Garnison hat der Offizier seinen Pfeifendeckel, der gleich den anderen Soldaten nach vollendeter Dienstzeit seinen Abschied erhält. Jeder Fleischhauer, um nur ein Gewerbe anzuführen, verkauft Beiried, Hüfelschwanzel, Kügerl, Ohrwangel, Schultererl u. s. w. und mit freundlichster Miene nimmt der Kellner oder die Kellnerin auf, daß der Gast eine Portion dieses oder jenes Stückes heute vor allem anderen wünscht; bisweilen erfährt er nach einigen Minuten, daß „es leider“ schon ausgegangen ist. Sonst möchte ich noch bemerken, daß der Begriff Bakauner viel zu enge gegeben ist. Nicht jedes Mastschwein ist ein Bakauner oder Bogauner (d. i. Schweine aus Ungarn hauptsächlich aus dem Bakonyerwalde?), wohl aber will jeder Besitzer eines solchen Tieres, daß es ein Mastschwein wird. — Bären wird nur von Schweinen gebraucht; bärig bedeutet kaum trächtig, sondern, nach dem Bären verlangend. — Daß Bierhansel als ein nicht belegtes oder sehr seltenes Wort „gekennzeichnet“ ist, beruht wohl auf einem Versehen. — Boxel ist eine mittlere Hundegattung aber kein Bulldogge. — Butterstrützel ist um Mürzzuschlag und Mariazell und in Niederösterreich ein Stück Butter in Form eines Strižels (Weckens). — Eße ist doch das lat. esse (= sein) und ist kaum jemals in den Wortschatz des Volkes aufgenommen worden. — Farlmacher ist ein Schimpfwort und bedeutet einen, der nicht Menschen sondern Farl (Schweine) erzeugt; (statt Saubaldter ist wohl Sauhalter d. i. Schweinehirt zu lesen). — Gegenbandler fanden sich in allen Ämtern als Kontrolorgan

der Geldmanipulation, bis sie durch die Kontrolore abgelöst wurden. — Die Bedeutung von Genannter ist zu enge gegeben, wie sich aus Luschins Gerichtswesen ergibt. — Daß gerebelt die Bedeutung von „scharf säuerlichen Geschmack“ haben soll, werden die steirischen Weinbauer ebensowenig zugeben wie die österreichischen, speziell die Gumpoldskirchner, deren bester Wein ja ihr „Gerebelter“ ist; gerebelt ist das Particip von rebeln. — Schnecklet bedeutet gekräuselte Haare haben und wird heute noch in Niederösterreich bei Rindern (Ochsen) in der Verbindung mit geringelt gebraucht, und bedeutet Tiere, die so gut gepflegt sind, daß sich ihre Haare kräuseln. — Schwingerl ist das Deminutiv von Schwinge. — Zengel ist wohl eine Nebenform zu Senkel.

Albert Starzer.

Alraunenmären von Guido List. Österreichische Verlagsanstalt 1903.

Obwohl dies Buch als Dichtung vor allem von ästhetischem Standpunkte beurteilt werden will, sei es doch in dieser Zeitschrift wegen einiger kulturgeschichtlicher Novellen erwähnt, deren Geschichte auf dem alten Boden Norikums spielten. Die bekannte Erzählerkunst Guido Lists macht diese Novellen zu wirklichen Perlen unseres Schrifttums. Vor allen erwähnt seien: „Frei durch den Tod“, „Der Weinkellerschlüssel“, eine durch köstlichen Humor ausgezeichnete Darstellung, „Der letzte Rügenkönig“ und „An Frau Hollas Brunnen“. Freunden der ältesten Geschichte unserer Gegenden seien also diese „Alraunenmären“ bestens empfohlen. Dr. Ferd. Khull.

Rosa Fischer. Oststeirisches Bauernleben, mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Österreichische Verlagsanstalt.

Ein ganz vorzügliches Buch! Geschrieben von einer dichterisch begabten Bäuerin, die gründlich vertraut ist mit dem Gedanken- und Gefühlsleben ihrer Genossen und Genossinen, bietet es nicht nur Genuß für jeden, der das Volk liebt, sondern es ist auch für den gelehrten Volkskundigen ein höchst anziehendes Werkchen. An der Hand der Arbeitenfolge des Bauers im Laufe des Jahres entwickelt es ein vollständiges Bild des oststeirischen Bauernlebens, wie nur wenige deutsche Gaue eines besitzen, und wir Steirer müssen der Verfasserin aufrichtigen Dank dafür zollen. Als für die Volkskunde wichtig besonders hervorzuziehen wären die Kapitel über das Dreikönigsfest, das Bauernhaus, die Faschingszeit, die Kinderspiele, der Aberglaube, die Sangesfreude, Spiel, Rätsel und Sprüchel. Letztere regen den Wunsch an, die Verfasserin möge eine vollständige Sammlung dieser zum Teil altertümlichen Überlieferungen veranstalten, denn sie wäre wie sonst niemand dazu berufen und befähigt, zumal da die moderne Zeit leider tabula rasa mit dergleichen Dingen zu machen gewohnt ist. Wir wünschen und hoffen, daß das „Oststeirische Bauernleben“ unsere Landsleute recht fleißig zur Hand nehmen möchten, so daß bald eine

zweite vermehrte Auflage nötig wäre, bei welcher dann die Verfasserin vielleicht die Stellen über Vivisektion, Zölibat, katholische Vereine und ihre Protektoren u. dgl. zu streichen sich entschließen möge, die schwerlich die allgemeine Anerkennung wie das Übrige finden werden. Dr. Ferd. Khull.

Zeitschriftenschau.

Steiermärkische Geschichtsschreibung vom XVI.—XVIII. Jahrhunderte. Im Anschlusse an die frühere hier im 1. Hefte S. 44 erwähnte Zusammenstellung der „steiermärkischen Geschichtsschreiber" im Mittelalter bespricht Franz Ilwof die heimatlichen „Historiographen" des XVI., XVII. u. XVIII. Jahrhundertes, von Siegmund Freiherrn von Herberstein bis auf Aquilinus Julius Cäsar. Das Nachwort, welches der Herausgeber der „Deutschen Geschichtsblätter" Armin Tille (IV, Bd. 11. u. 13. Heft, S. 298—300) dem Ilwofschen Aufsatze beigibt, erhöht den Wert der Zusammenstellung um ein Beträchtliches. Tille sieht in dem Aufsatze einen nachahmungswerten Beitrag zur Geschichte der Geschichtsschreibung selbst und sagt mit Recht: „Das Ziel solcher Untersuchung ist es, zu ergründen, wie in einem bestimmten Zweige der Literatur, eben dem der Geschichtsschreibung, die geistige Disposition einer Zeit zum Ausdrucke kommt, um damit diesem Geistesleben selbst näher zu kommen . . . Die Arbeit wird hier (vom XVI. Jahrh. ab) gegenüber der, die sich auf frühere Perioden erstreckt, auch verwickelter, denn es ergeben sich aus den allgemeinen Bedürfnissen der Geschichtsforschung, wie anderer Wissenschaften, noch eine Menge Sonderaufgaben: Geschichtlich ist die Quellenkritik am wichtigsten, für die bereits bei einer Darstellung des XVI. Jahrhunderts das für die Untersuchung mittelalterlicher Annalen entwickelte Schema nicht mehr genügt, und von anderen Wissensgebieten zieht die sogenannte „Weltanschauungsgeschichte" den größten Nutzen, da bewußt oder unbewußt bestimmte philosophische oder religiöse Anschauungen die geschichtliche Darstellung zu beeinflußen pflegen und eben daraus deren Wirkung auf weitere Kreise erkennbar wird."

Im Folgenden soll zum Kapitel „Strmk. Geschichtsschreibung vom XVI. bis XVIII. Jahrh." eine kleine Nachlese geboten werden. Auf die Persönlichkeiten und ihre Werke und deren Wert kann hier des Näheren nicht eingegangen werden.

Aus dem Ausgang des XVII. Jahrh. ist uns eine „Steyrische Cronic" oder „Cronica Styriae" im strmk. Landesarchive erhalten, welche bis zum J. 1679 fortgeführt ist. Ob diese Handschrift mit der von Ilwof S. 294 angeführten Kompilation steir. Geschichte durch J. v. Cerroni identisch ist, müßte erst untersucht werden. Gegen Ende des XVIII. Jahrh. verfaßte der innerösterreichische Regierungsrat und Kanzler Johann Friedrich von Schrott eine „Historische Beschreibung des Herzogtums Steyer" und im Jahre 1755 vollendete Johann Christian Andreas von Fyrtag (in 4 Teilen, reich mit schlechten Plänen und Zeichnungen ausgestattet) eine Geschichte Steiermarks unter dem Titel „Die treue Steyermarkt, das ist historische Verfassung aller in Steyermarkt vorgefallenen Merkhwürdigkeiten . . . was sich anno 3580 bis auf 1753 . . zugetragen."

Eine bemerkenswerte Topographie der Länder Österr. und Steiermark bietet Hs. 1189 [3832] aus dem XVI. Jahrh. Der Strmk. anlangende Teil ist bereits in den Strmk. Geschichtsblättern IV, 1 ff. abgedruckt. Aus dem

XVII. Jahrh. stammt die „Beschreibung der stött und märckt in Steyrmarckht“, ein stattlicher Folioband mit 159 Blättern, u. die „Kurzgefaßte Beschreibung der zu dem innerösterreichischen Gouvernement gehörigen 3 Länder Steiermark, Kärnten und Krain“ aus dem XVIII. Jahrh. enthält bemerkenswertes statistisches Material.

In die Reihe der Städtegeschichten gehören die in 5 Handschriften uns erhalten gebliebenen Pettauer Chroniken (vgl. v. Krones, Cillier Chronik II, 176), ferner die stattliche aber wenig wertvolle „Kurtze Beschreibung der landesfürstlichen Haubt- und Residenzstatt Graz“, 1753 von dem bereits früher erwähnten J. C. A. v. Fyrtag verfaßt.

Eine Geschichte des Klosters Neuberg schrieb 1627 J. L. Holter, deren Wert gegenüber jener des Stiftes Seckau weit zurücksteht. Hier verfaßte der Dechant Matthias Ferdinand Gauster i. J. 1739 auf Grund der Urkunden und Akten des reichen Seckauer Archives eine kritische Geschichte seines Stiftes, deren II. Teil das strmk. Landesarchiv bewahrt, während der I. sich im Besitze der Neubeuroner Abtei zu Seckau befindet. Über die aus dem XVIII. Jahrh. stammende Geschichte der einstigen Studienanstalt Maria Rast bei Marburg — das Original hinterliegt bei der dortigen Pfarre — vergl. Österr. Blt. f. Lit. u. Kunst III. 167 f., u. J. C. Hofrichter, Chronik von M. R., 1872. — Aus der Mitte des XVIII. Jahrh. sind uns eine Reihe von Chroniken der Franziskaner Konvente zu Bruck, Lankowitz, Mautern u. Mürzzuschlag erhalten. Die Darstellung dieser Klostergeschichten reicht bis zum J. 1738.

In das Gebiet „Adelsgeschichte“ fallen: Matthias von Kainach' „Steirisches Adels- und Geschlechterbuch“ (1586), zu dem im XVIII. Jahrh. der landschaftliche Sekretär Maister von Maistern ein alphabetisches Register anlegte; die genealogischen Notizen des Balthasar von Stubenberg für seine Nachkommen aus der Ehe mit Anna von Lamberg aus der Mitte des XVI. Jahrh., leider nur in einem Bruchstücke erhalten, ferner solche des Georg Seifried von Lamberg (1636—1680). Über die Familie von Schrattenbach schrieb im XVII. Jahrh. ein Unbekannter (Von dem Geschlecht, Herkommen und Succession deren von Schrattenpach und deren von Weicholghausen genannt Schrattenpach, von einem haubt her derivirt aus dem land zue Francken in die Steyermark und Hessen sich begeben haben).

Da, wie Ilwof S. 296 richtig bemerkt, Steiermark an Memoiren arm ist, so sei hier zu den Hausbüchern und Gedenkbüchern der Stampferin und der Freifrau Ma. Cordula von Prank noch eines Tagebuches gedacht, das Johann Andreas von Steitz 1665—1724 anlegte und welches sich gegenwärtig im Fraydenegg'schen Familienbesitze befindet. Der Ausseer Bürger Matthias Hofer legte von 1760 ab eine Familienchronik an, welche sein Sohn Joseph bis zum J. 1810 fortsetzte.

Über die Beschreibung der Reise Erzhzg. Ferdinands von Graz aus nach Italien i. J. 1598 wird auf die Ausführungen in Mitteil. d. h. Ver. f. Strmk. XLIV, VII u. auf v. Zwiedineck, Geschichte und Geschichten 22 ff. verwiesen. Eine solche der Reisen des Freiherrn G. C. Galler und seines Bruders durch Italien, Frankreich, England und Deutschland ist aus dem J. 1671 erhalten.

M.

Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs. Unter diesem Titel beabsichtigt der Professor der Geschichte an der Wiener Universität, Dr. Alfons Dopsch, eine Reihe von Publikationen herauszugeben, welche die altösterreichische Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte zum Gegenstande haben sollen. Prof. Dopsch ist gegenwärtig Führer auf diesem Forschungsgebiete und wie anregend er in seiner Lehrtätigkeit auf seine Schüler wirkt, liegt im 1. Heft des I. Bandes

der von ihm herausgegebenen Forschungen der Beweis vor. Zu Heinrich v. Srbiks Studie „Die Beziehungen von Staat und Kirche in Österreich während des Mittelalters“ wird von dieser Stelle aus späterhin noch das Wort ergriffen werden. Aber bereits jetzt können wir den schon angekündeten weiteren Studien (Levec, Steuerwesen — Dopsch, Landeshoheit) mit großem Interesse entgegensehen, und wenn, was wir hoffen und wünschen, D.' Lehrtätigkeit nicht erlahmt und sein Schülermaterial auf gleicher Höhe bleibt, werden wir in seinen „Forschungen“ nach Jahrzehnten jene Quellen begrüßen können, auf die sich eine „österreichische Reichsgeschichte“ in großem Stile aufbauen wird.

Erzherzogin Elisabeth, Regentin der Niederlande. Von dieser Habsburgerin, einer Schwester des Kaisers Karl VI., die von 1725 bis 1741 die österreichischen Niederlande verwaltete, entwirft P. von Radics ein Lebensbild im 6. Hefte des 30. Bandes der östert.-ungar. Revue.

Zur Geschichte der Wiener Revolution veröffentlicht Ed. Wertheimer in der „Neuen Freien Presse“ vom 20. Juli 1903 (Abendblatt) neuerdings einen Beitrag nach ungedruckten Aufzeichnungen. Er betrifft die Flucht der kaiserlichen Familie aus Wien am 17. Mai 1848. Aus den mitgeteilten Tagebuchblättern geht mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß die Urheberin des Fluchtplanes die Erzherzogin Sophie, und die unmittelbare Veranlassung dazu die Ablösung des Militärs in der Burg durch die Nationalgarde war.

Abhandlungen zur Geschichte der Landstände im Erzbistume Salzburg veröffentlicht Richard Mell im XLIII. Bande der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Die erste Abhandlung verbreitet sich über „die Anfänge der Landstände, die Prälatenkurie nnd die Ritterschaft (Ministerialen, Ritter und Knechte).

Die ersten Türkeneinfälle in Krain und Steiermark bespricht Wl. Levec. in den Mitteilungen des Musealvereines für Krain (1903) XVI, Heft 5 und 6. Im Anhange werden darauf bezugnehmende Akten aus Friaulischen Archiven abgedruckt.

Aus Vereinen, Archiven, Bibliotheken, Museen.

Am 17. Februar d. J. findet in Wien die konstituierende Versammlung der „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs“ statt. Über den Verlauf derselben wie über die Zwecke der Gesellschaft wird an dieser Stelle noch berichtet werden.

(Landes-Bildergalerie) Am 19. d. besuchte infolge einer freundlichen Einladung des Museumsdirektors Lacher der Ausschuß des Historischen Vereines für Steiermark, dem sich einige Vereinsmitglieder angeschlossen hatten, die neu eröffnete Landes-Bildergalerie. Direktor Lacher erörterte in ausführlicher Darstellung die Gesichtspunkte, von denen er bei der Anordnung und Aufstellung der Bilder, bei der Hauptgliederung nach kunstgeschichtlichen Epochen und Schulen und bei der Schaffung künstlerischer Gruppen ausging. Der Obmann des Vereines dankte dem Herrn Direktor, dem langjährigen treuen Mitgliede des Historischen Vereines, für seine belehrenden und fesselnden Erläuterungen und sprach seine Freude darüber aus, daß Graz jetzt in der Tat eine Galerie besitze, die zum intimen Studium und wiederholten Genusse einlade und auf jeden Fremden den günstigsten Eindruck machen müsse.

Der Akademische Verein deutscher Historiker an der Universität Graz erstattet den XXII. Bericht über die Vereinstätigkeit in den Studienjahren 1901/2 und 1902/3 (Graz, 1903). Der Mitgliederstand zählt 6 Ehrenmitglieder, 2 unterstützende Mitglieder, 25 alte Herren und 20 ordentliche Mitglieder. Die beiden Vereinsjahre standen im Zeichen der Feier des 25. Stiftungsfestes und des Todestages (17. Oktober 902) des „Vater Krones". Hofrat von Krones, der väterliche und ehrliche Berater der Jung-Historiker, lebt unentwegt im Gedächtnisse der akademischen Jugend: der XXII. Bericht des Vereines bietet seinen Mitgliedern einen Sonderabdruck des Festvortrages, den der Verblichene über „die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte" am 17. Februar 1902 gelegentlich der 25jährigen Stiftungsfeier hielt, mit der Reproduktion jenes prächtigen Lichtbildes, welches die künstlerische Hand Dr. Wibirals geschaffen. Dieses Gedenken ehrt nicht allein den Toten, es ehrt den Verein und dessen Aktive!

Über das k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in seinem neuen Heim berichtet Ed. Wertheimer in der Beilage der „Neuen Freien Presse" vom 6. Dezember 1903.

Personalnachrichten.

Das Professorkollegium der philosophischen Fakultät der Universität Wien hat einstimmig den Innsbrucker Universitätsprofessor Dr. v. Ottenthal zum Nachfolger Mühlbachers in Vorschlag gebracht.

Der Landesarchivar in Kärnten August R. v. Jaksch wurde zum Konservator, der Sekretär des historischen Vereines für Steiermark G. W. Gessmann zum Korrespondenten der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmäler ernannt.

Das absolvierte Mitglied des Instituts für österreichische Geschichtsforschung in Wien Dr. Max Doblinger trat als Volontär ins steierm. Landesarchiv ein.

Historisch-genealogischer Fragekasten.

(Ausschließlich für die Vereinsmitglieder.)

K. in C. (1). Der literarische Nachlaß des Hofrates und Universitäts-Professors Franz von Krones wurde über Wunsch der Familie des Verstorbenen durch Dr. A. Mell in Graz gesichtet, und sodann dem steiermärkischen Landesarchive zur dauernden Aufbewahrung übergeben.

— — in G. (2). A. v. Siegenfeld. Das Landeswappen der Steiermark im III. Bande der „Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark" (Graz, 1900).

1. Wann und wo wurde Johann N. Vincenz Sonntag geboren?
S. in G.

2. In den Akten des Stadtarchives V. fand ich des öfteren des steirischen Bannrichters erwähnt. Von welchem Zeitpunkte an besteht in Steiermark das Institut der Bannrichter und wann wurde es aufgelöst? B. in G.



An die Mitglieder und Freunde des Historischen Vereines für Steiermark!

Infolge eines Beschlusses der allgemeinen Versammlung des Vereines werden die „Mitteilungen“ mit ihrem eben erschienenen fünfzigsten Hefte geschlossen. Von nun an gibt der Verein zwei fortlaufende Schriften heraus. Eine wendet sich den strengen wissenschaftlichen Zielen zu, dies sind die „Beiträge zur Erforschung der steirischen Geschichte“, die sich im wesentlichen den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“ anschließen und dazu bestimmt sind, neben den vom Vereine hierfür ausgewählten Aufsätzen auch die Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark aufzunehmen, mit der unser Verein in innigster Beziehung hinsichtlich der beiderseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen steht.

Daneben wird die „Steirische Zeitschrift für Geschichte“ in drei bis vier Heften ausgegeben, die am Schlusse des Jahres einen Band zu bilden geeignet sind, der dem Umfange der „Mitteilungen“ mindestens gleichkommen wird. Sollte sich dem neuen Unternehmen ein starkes Interesse im Lande zuwenden, so werden wir in die Lage versetzt sein, die Zeitschrift reicher auszustatten und zu erweitern. Sie wendet sich nicht nur an Fachmänner und Gelehrte, sondern an alle, die über den Fortgang der geschichtlichen Studien in der Steiermark und den Nachbarländern regelmäßig in Kenntnis gesetzt zu werden wünschen und an Einzelunternehmungen und Geschichtserzählungen geringeren Umfanges Gefallen finden.

Jedes Heft wird enthalten größere und kleinere Abhandlungen und Aufsätze, und zwar nicht nur landesgeschichtliche, sondern Erörterungen der verschiedensten Fragen aus allen Gebieten der Geschichte, jedoch mit Bevorzugung solcher, die entweder die Steiermark und die Alpenländer unmittelbar berühren oder mit ihren politischen und Kulturverhältnissen in näherer Verbindung stehen. Dann folgen Literaturberichte, eine Zeitschriftenschau, Nachrichten „Aus Vereinen,

Archiven, Bibliotheken, Museen", „Personalnachrichten" und ein „Fragekasten", in dem den Mitgliedern unseres Vereines Auskünfte über Angelegenheiten gegeben werden, zu denen historische Vorstudien nötig sind, also namentlich über genealogische, heraldische und andere die ehemals privilegierten Stände betreffende Fragen.

Es wird uns besonders darum zu tun sein, unsere Zeitschrift auch mit Bilderschmuck zu versehen, da wir davon überzeugt sind, daß die zeichnende Kunst in unseren Tagen in den Dienst jeder Wissenschaft gestellt werden und zur Anregung des Sinnes für wissenschaftliche Erörterungen mitwirken muß. Auch in diesem Punkte sind wir jedoch von der Teilnahme der Bevölkerung an unserem Unternehmen abhängig. Wenn der Historische Verein Mitglieder und die Steirische Zeitschrift Abnehmer gewinnen, werden wir statt einer Kunstbeilage in jedem Hefte eine stattliche Anzahl davon bringen können.

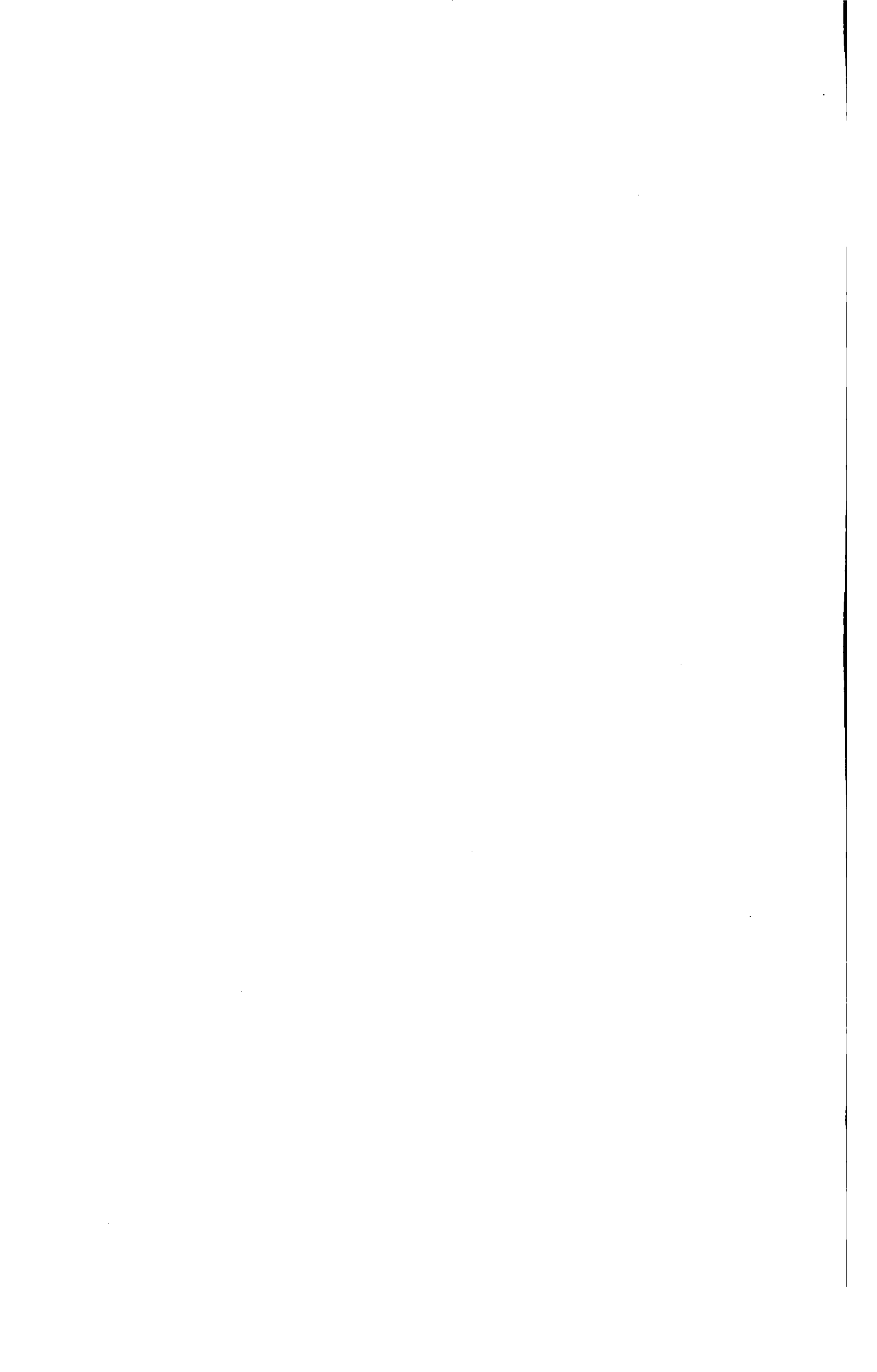
Jedes Mitglied des Historischen Vereines für Steiermark erhält für den Jahresbeitrag von 6 Kronen die „Zeitschrift" und die „Beiträge" — erstere 12—14, letztere 16—20 u. m. Druckbogen stark — unentgeltlich zugestellt; es wird jedoch auch für **Nichtmitglieder** der Bezug der „Zeitschrift" um den Jahrespreis von 4 Kronen durch die Buchhandlung „Leykam" und alle anderen Grazer und Provinzbuchhandlungen ermöglicht. Wir glauben hoffen zu dürfen, daß der Schritt, den wir durch diese neue Veröffentlichung der geschichtsfreundlichen Bevölkerung entgegen machen, dazu beitragen wird, die Beschäftigung mit der Vergangenheit, mit dem Ringen und Streben verflossener Geschlechter zu beleben, weitere Kreise dafür zu gewinnen, wir glauben es um so mehr, als wir damit keine der Wissenschaft abträgliche Nebenabsichten in Verbindung bringen. Wo die Liebe zur Heimat und zu unserem deutschen Volke, über alles Parteiwesen erhaben, die Herzen erfüllt, dort soll auch die Steirische Zeitschrift willkommen sein!

Graz, im April 1903.

Der Ausschuß
des Historischen Vereines für Steiermark.

Im Verlage des Historischen Vereines. — Druckerei „Leykam", Graz.





I. Jahrgang. 1. Heft.



Steirische Zeitschrift für Geschichte



Herausgegeben vom

Histor. Verein f. Steiermark.

Graz 1903.

In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam“.



I. Jahrgang. 2. u. 3. Heft.





Steirische Zeitschrift für Geschichte



Herausgegeben vom
Histor. Verein f. Steiermark.

Graz 1903.
In Kommission der Verlagsbuchhandlung „Leykam".

Ankündigung.

Die früher erschienenen Publikationen des Historischen Vereines für Steiermark können von Vereinsmitgliedern durch die Vereinskanzlei (Joanneum, I. Stock) bedeutend billiger als im Buchhandel bezogen werden, nämlich:

1. **Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark,** seit 1850. Preis für Mitglieder per Heft 1 Krone. Ladenpreis per Heft 3 Kronen, Ladenpreis des 19. Heftes 5 Kronen. (Vergriffen sind Heft 1, 2, 3, 4, 5, 10, 11, 12, 13, 17 und 18.)*
2. **Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen,** seit 1864. Preis für Mitglieder per Heft 1 Krone, Ladenpreis per Heft 3 Kronen, Ladenpreis des 9. Heftes 5 Kronen. (Vergriffen sind Heft 6, 7, 9, 10, 27.)
3. **Muchars Geschichte der Steiermark,** 9 Bände (einschließlich des Registerbandes). Preis für Mitglieder 30 Kronen, Ladenpreis 48 Kronen. Einzelne Bände dieses Werkes kosten: der erste Band für Mitglieder 4 Kronen, Ladenpreis 7 Kronen 20 Heller; der 2. und 3. Band für Mitglieder à 4 Kronen, Ladenpreis à 6 Kronen 72 Heller; der 4., 5., 6., 7. und 8. Band für Mitglieder à 3 Kronen, Ladenpreis à 5 Kronen; der 9. (Register-) Band für Mitglieder 6 Kronen, Ladenpreis 10 Kronen.
4. **Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters,** bearbeitet von Dr. Ferd. Bischoff, Graz 1875. Preis für Mitglieder 4 Kronen, Ladenpreis 6 Kronen.
5. **Urkundenbuch des Herzogtumes Steiermark,** bearbeitet von Dr. Josef von Zahn, I. Band, Graz 1875. Preis für Mitglieder 10 Kronen, Ladenpreis 16 Kronen; II. und III. Band, Graz 1879. Preis für Mitglieder je 8 Kronen, Ladenpreis 14 Kronen.
6. **Der Historische Verein für Steiermark,** sein Werden und Bestand, von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Preis 50 Heller.
7. **Sigismund Grafen von Auerspergs Tagebuch** zur Geschichte der französischen Invasion vom Jahre 1797. Veröffentlicht von Kratochwill, revidiert und mit Erläuterungen versehen von Dr. Fr. Krones Ritter von Marchland. Separatabdruck aus dem 28. Heft der „Mitteilungen", Graz 1880. Preis 1 Krone 60 Heller.
8. **Über das angebliche Turnier von 1194 und den Tummelplatz zu Graz.** Von Dr. Josef von Zahn. Separatabdruck aus dem 35. Hefte der „Mitteilungen". Graz 1887. Preis 1 Krone 60 Heller.
9. **Die Festversammlung des Historischen Vereines für Steiermark am 20. November 1892** zur Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich. Preis 60 Heller.
10. **Übersicht der in den periodischen Schriften des Historischen Vereines für Steiermark bis einschließlich 1892 veröffentlichten Aufsätze.** Preis 80 Heller.

---

*) Vergriffene Hefte werden um den Mitgliederpreis zurückgekauft.

Druckerei „Leykam", Graz.

